Am Ur-Quell




Dei
Sub Numine
Viget



AM UR-QUELL.

Monatschrift für Volkkunde.

Herausgegeben

von

Friedrich S. Krauss.

V. Band.



Administration in Lunden in Holstein.
Kommissionverlag: G. Kramer in Hamburg.
Druck von Diedr. Soltau in Norden.
1894.

Mitarbeiter.

Achelis, Th.
Asmus.
Berkowicz, M.
Beyer, Otto W.
Boije, C. O.
Bregenzer, L.-G.-Rat.
Broders, J. J.
Broders, S.
Brunk, A.
Carstens, H.
Carstens, M.
Carstensen, H. A.
Chamberlain, A. F.
Charap, J. A.
Chrisman, Oscar.
Dörfler, A. F.
Dragičević, Th.
Eibenschiz, S. Schweinburg.
Englert, Anton.
Feilberg, H. F.
Frahm, L.
Fränkel, L.
Glöde, O.
Goldberger, Philipp.
Güdemann.
Haas, A.
Haase, K. Ed.
Hartland, E. Sid.
Heilig, Otto.
Herrmann, A.
Hofmann, H.
Höfler, M.
Kaindl, R. F.
Kaindl, R.
Kern, H.
Klipfel, Ch.
Knanthe, K.
Knoop, O.
Kranss, F. S.
Krauss, S.
Krause, N.
Krönig, F.
Kunze, F.
Landau, M.
Maassen, D. F.
Mandl, L.
Martens, P. Ch.
Marshall, D. F.
Mátyás, L.
Merkens, H.
Mestorf, J.
Mittelmann, A.
Mooney, J.
Nagelberg, Akiba.
Ofterding, Ralf.
Popp, K.
Post, Alb. H.
Press, A.
Rademacher, C.
Robinsohn, J.
Rösler, M.
Sartori, Paul.
Šcnrat, W.
Schaefer, P.
Schell, O.
Scherman, L.
Schiffer, B. W.
Schumann, C.
Skrzyncki, Adolf.
Sprenger, R.
Spitzer, S.
Taylor, H. L.
Theen, H.
Treichel, A.
Volkov, Th.
Volksmann, H.
Vukasović, Vid V.
Walesch.
Weinhold, K.
Wickremasinghe, Don M. de Zilva.
Wiedemann, A.
Wlislocki, H. v.
Wurth, H. v. d.

Inhalt.

(Die eingeklammerten Ziffern beziehen sich auf Band I—IV.)

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben
von
Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen."

V. B. I. Hft. | Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 5 Kronen. | 1894.

1. Zur Bedeutung der Zahl Neun.

Die Bedeutung der Zahlen für das symbolische und mystische bei allen Völkern ist bekannt. Von besonderer Bedeutung ward früh die erste ungerade Zahl drei und deren Multiplication $3 \times 3 = 9$, ferner alle Zahlen, in denen die 9 enthalten ist. Heidnische Philosophen (besonders die pythagoräische Schule) wie christliche Mystiker, die Kulte der verschiedensten Völker des Altertums, der Volkglaube moderner Nationen, alles beweist die Heiligkeit der Neunzahl. Wie tief hat Dante in der Vita nuova die Zahl neun in das Leben seiner Beatrice verflochten!

Auch in dem deutschen oder germanischen alten Leben, in der Poesie, in religiösen und Rechtsitten tritt die 9 allenthalben uns in ihrer Bedeutung entgegen. Sie lebt als wirkungvoll und notwendig im deutschen Volkglauben fort und in volktümlichen Gebräuchen. Darüber gedenke ich einmal ausführlich zu handeln.

Heute will ich an dieser Stelle nur auf die Neun in Gruppirungen von Wesen und Dingen hinweisen.

In der skandinavischen Mythologie finden wir Gruppen von neun Walkürjen und von neun Disen, neun riesische Meerweiber, neun Mütter des Gottes Heimdall, neun Jungfrauen der Menglöd-Freyja, neun Zwerge (Fiolsv. m. 34). Neun Helden (je drei jüdische, christliche, heidnische) gruppirte das ausgehende Mittelalter, wie noch die neun starken Helden am schönen Brunnen in Nürnberg und im Hansesaale des Kölner Rathauses zeigen. In der Poesie des 15. Jahrh. sind Gruppen von 9 beliebt. Beweise geben u. a. die Fastnachtspiele 38 und 47 der Kellerschen Sammlung und das Gedicht: die neun ellenden Wanderer von Hans Sachs. Neun Urteiler waren im isländischen und deutschen Recht, wo sie kurzweg die Neuner hiessen, wol bekannt.

In Luzern bestund das Gericht der Neunmänner, welches über leichtere Polizeivergehn richtete, bis 1795.

Neun Kinder galten als volle Frucht einer kräftigen Ehe: davon stammt das in Mainz und Nassau bekannte Sprichwort: Dreimal drei ist Bubenrecht. Und Mörike dichtete an seinen Freund Schönhuth:

Es macht die Neunzahl schön zu füllen
Ein hörnen Siegfried den Beschluss.

In volktümlichen Gebräuchen, die mit heidnischem Naturkultus zusammenhangen, finden wir Gruppen von neun Knaben oder Buben öfter.

Zu verwundern ist nicht, dass auch Tiere in der Neunzahl genannt werden: in den angelsächsischen Beovulfliedern neun Nicker (niceras nigene). In einem Grimmschen Märchen (Nr. 122) zanken sich neun Vögel um den Wunschmantel; in Tirol heisst es: wenn neun Elstern beisammen sind, ist darunter eine Hexe. In Wurmsegen werden neun Würmer beschworen.

So finden wir nun auch die Zahl neun bei den heidnischen Opfern an Menschen und Tieren, ebenso wie noch heute bei Frucht- und Pflanzenopfern in uralten Gebräuchen.

Was ich hier gab, könnte ich leicht vervollständigen und weiter führen. Es wird aber genügen, um anzuregen und auch auf diesen Punkt aufmerksam zu machen.

Berlin. K. Weinhold.

2. Aegyptische Totenopfer und ihr Zweck.

Von A. Wiedemann in Bonn.

Die Darbringung von Totenopfern verfolgt im Allgemeinen einen doppelten Zweck. Einmal ist der Gedanke an das Wohlbefinden des Toten massgebend. Der Verstorbene soll für das Jenseits mit Speise, Trank, Kleidung, Werkzeugen ausgerüstet werden, um dort sein ewiges Leben, das dem diesseitigen entsprechend gedacht wird, sofort beginnen zu können. Dann aber kommt das Interesse der Hinterbliebenen in Betracht, welche dem Verewigten die Dinge mitzugeben bestrebt sind, an denen sein Herz besonders hing, und die dadurch die Gründe aus dem Wege zu räumen suchen, welche den Verstorbenen veranlassen könnten, an die Stätte seines Erdendaseins zurückzukehren, wo seine Erscheinung den noch Lebenden Unannehmlichkeiten bereiten könnte. Wie in den meisten Ländern, so wird auch im alten Aegypten in den Texten vor allem der erstgenannte Zweck der Totenopfer betont; ist es doch ein allgemein menschliches Gefühl, sich lieber im Dienste anderer tätig hinzustellen, als egoistische Motive an den Tag zu legen, und dies vor allem dann, wenn das Vorschützen einer edlen Gesinnung sich mit dem Vorteile des Berichters deckt. So hätte in unserem Falle eine Klarlegung des selbstischen Interesses der Lebenden die Rache des Verstorbenen hervorrufen können, den man durch Darreichung der Gaben auf einem gewissen Umwege von der Gemeinschaft der Lebenden auszuschliessen suchte.

Die ägyptischen Grabinschriften reden so gut wie ausschliesslich

von all dem Guten und Erfreulichen, welches man dem Toten vor und nach seiner Beisetzung angetan hatte. Sie berichten von den Tausenden von Rindern, Gänsen, Broden, von Weihrauch und anderen Dingen, welche man ihm selbst dargereicht hatte oder durch Opfer und Gebete für ihn von dem Gotte der Toten zu erlangen trachtete. Ausführlich werden die Ceremonien beschrieben, durch die man für seine Bequemlichkeit sorgte, durch die ihm alle Lebensbedürfnisse bis zu den verschiedenen Schminken hinab bereitet wurden.

Man begnügte sich nicht damit nur in Inschriften von solchen Wohlthaten zu sprechen. Man bereitete sie dem Toten tatsächlich, indem man ihm die genannten Gegenstände und alle Dinge, deren er nur immer bedürfen konnte, in seiner Gruft niederlegte. Der Mensch blieb im Jenseits, was er im Diesseits gewesen war; der König blieb König, der Krieger Krieger, der Bauer Bauer. Jeder erhielt in Folge dessen die Gegenstände mit in das Grab, deren er sich im Diesseits bedient hatte, der König seine Insignien, der Krieger Lanze und Schwert, der Ackermann Hacke und Pflug, die Frau Schmuck und Schminke. In gleicher Weise aber erhielten alle die Geräte, deren jeder Mensch ohne Unterschied bedurfte, Schalen und Töpfe für Speise und Trank und die nötige Kleidung.

Ein grosser Teil der Beigaben, welche in den ägyptischen Gräbern wieder gefunden werden und die Museen füllen, zeigt bei genauerer Besichtigung Spuren tatsächlicher Verwendung und Abnutzung; man hat dem Toten in solchem Falle dasselbe Werkzeug gelassen, dessen er sich bereits während seines irdischen Lebens bediente. Diese Tatsache muss besonders betont werden, da man bis in die neueste Zeit hinein gelegentlich den Versuch gemacht hat, die Totenbeigaben nicht für tatsächlich verwendete Stücke, sondern für Erzeugnisse einer besondern Totenindustrie hinzustellen. Man hat zur Begründung dieser Ansicht besonders auf den Umstand hingewiesen, dass ein grosser Teil der in den Gräbern sich findenden Tongefässe porös und daher für die Wasseraufbewahrung nicht gerade praktisch sei. Allein, zunächst sind im Oriente noch jetzt poröse Tonwaaren für Flüssigkeiten im Gebrauch, und hat deren Verwendung auch ihren guten Grund. Das durchsickernde Wasser verdunstet an der Oberfläche und verursacht hierdurch eine Abkühlung des Topfinhaltes um mehrere Grade, was bei dem heissen Klima des Südens für die Erhaltung und den Wohlgeschmack des Getränkes von grosser Bedeutung ist. Ferner sind diese porösen, in ägyptischen Gräbern gefundenen Gefässe aus demselben Materiale hergestellt, aus welchem die in den Städteruinen entdeckten Vasen und Schalen gefertigt sind, und bei letzteren ist eine Herstellung zu Kultzwecken von vorn herein ausgeschlossen. Grabbeigaben und wirkliches Gerät entsprechen sich hier vollkommen, und das geht so weit, dass in dem Augenblicke, in welchem im Niltale im praktischen Gebrauche das poröse Tongefäss von der glasirten Waare verdrängt zu werden beginnt, diese veränderte Sitte nicht nur in den andersartigen Funden in den Städteruinen, sondern auch in den Gräbern an den Beigaben sich

nachweisen lässt. Das Grab sollte eben vor allem die Stücke bergen, die einst der Tote selbst benutzt hatte; konnte doch gerade an dem Werkzeuge, welches ihn auf seinem Lebenslaufe begleitet hatte, sein besonderes Interesse haften, und er, wenn er es vermisste, sich unbefriedigt fühlen und auf den Gedanken kommen, in das Diesseits zurückzukehren, um über den Verbleib seines früheren Eigentumes sich zu unterrichten.

Neben diesen tatsächlich benutzten und benutzbaren Opfergaben treten freilich in den Gräbern gelegentlich auch Votivgegenstände auf, welche praktisch keinerlei Verwendung hatten finden können. Es sind dies meist kleine Stein- oder Tonbilder von Ochsen, Gänsen, Broden, Krügen, Menschen u. a. m. Man hoffte, es werde dem Toten möglich sein, vermittelst bestimmter magischer Formeln, aus diesen Abbildern im Jenseits wirkliche Ochsen, Gänse, Brode, wasser- oder weingefüllte Krüge, Diener zu gestalten. Vor allem weihte man in solcher Form Dinge, welche in ihrem natürlichen Zustande dem Verfall oder Verderben ausgesetzt gewesen wären, wie Früchte und ein säuerliches, im Niltale sehr beliebtes Brod; oder solche, deren tatsächliche Darbringung nur unter Aufwendung erheblicher Kosten möglich gewesen wäre, wie die einer grössern Zahl von Ochsen und Gänsen; oder endlich solche, deren Opferung sich aus praktischen Gründen nicht so ohne Weiteres hätte durchführen lassen, wie die von Hunderten von Dienern. Alle diese Votivgaben wurden selbstverständlich als genaue Ebenbilder der wirklich zur Zeit der Darbringung im Niltale benutzten Gegenstände gefertigt; sollten sie doch sofort nach ihrer Umwandlung in ihre tatsächlichen Vorbilder dem Gebrauche des Verewigten dienen.

Zu diesen Votivgegenständen sind allem Anscheine nach auch Teile der Grabausschmückung zu rechnen. Die hier abgebildeten Vorgänge aus Küche, Handwerk und bürgerlichem Leben, von Festen und Gelagen sollten im Jenseits zu wirklichen Ereignissen werden. Die Köche sollten dort thatsächlich dem Toten sein Mahl bereiten, die Handwerker für seine Bedürfnisse sorgen, die reichgeschmückten Tische bei den Gelagen ihm Speise und Trank darbieten, die Tischgenossen mit ihm plaudern, die Musik und der Gesang sein Ohr erfreuen.

Inschriften und Bilder sprechen immer und immer wieder von der Darbringung aller dieser Gegenstände, von der Sorge der Familien für ihre Toten, von ihrem Kummer und Leid. Die Angaben sind so zahlreich, dass ihnen gegenüber die spärlichen Andeutungen ganz zurücktreten, welche der selbstischen Absicht gedenken, sich durch eine derartige Darbringung nebenbei von der Furcht zu befreien, den Toten wiederkehren zu sehn. Die moderne Forschung hat sie denn auch fast durchweg übersehn und so von dem ägyptischen Totenkulte und seinen Zwecken ein viel edleres Bild entworfen, als er eigentlich verdient; denn für den Aegypter stand die Geisterfurcht durchaus nicht in zweiter Linie, wenn er ihr auch verhältnismässig selten Ausdruck gegeben hat. (Schluss folgt.)

3. Ueber die Benennung des Pferdes in den Sprachen amerikanischer Indianer.

Eine linguistisch-psychologische Untersuchung von Dr. A. F. Chamberlain, (Clark University, Worcester, Mass.).

I. Zur Zeit der spanischen Entdeckung gab es in der neuen Welt keine einheimischen Pferde. Die uralte durch Fossilien bestätigte Gattung war vor langen Jahrhunderten verschwunden. Von den Spaniern und anderen europäischen Einwanderern rührten also alle Pferde, die bald nach der Ankunft des Kolumbus unter den verschiedenen Indianerstämmen zu finden waren, her und auf diese Weise wanderte das Pferd vom atlantischen Meere bis zu den entferntesten Horden der Felsengebirge, indem die Kunde vom neuen wunderbaren Tiere vom nördlichen Eismeer bis an die Inseln von Tierra del Fuego überall allmählich verbreitet wurde.

In den hunderten Sprachfamilien Nord- und Süd-Amerikas besitzt das Pferd unzählbare Namen. Aus einer Untersuchung der amerikanischen Pferdenamen ergiebt sich folgendes:

1. Viele Indianerstämme haben das spanische Wort caballo teils unverändert, teils in etwas verderbter Form angenommen, so z. B. die verschiedenen Völker Kaliforniens — Yuki, Pomo, Yokaia, Yokuts, Tinlinneh, Konkau, Nakum, Nischinam —, die alle caballo sagen. Dasselbe gilt von einigen Stämmen Süd-Amerikas. Die Chumteya von Kalifornien sagen kaváiyo, die Karankawa von Tejas kuwáyi, die Tehuas vom Pueblo Tesuque kwahye, die Keras vom Pueblo Queres kawáhiw, die Picoris vom Pueblo Isleta kánec, die Mokis kaváiyo; letztere vier sind Indianerstämme von Arizonien und Neu-Mexiko. Die Terraba, ein Volk von Costa Rica in Mittelamerika heissen es caballjo und die Tsoneka von Patagonien cahuel.

2. Die Mikmak-Indianer vom östlichen Kanada nennen das Pferd tesibu vom französischen des chevaux.

3. Einige Völker Nordwestamerikas haben, anstatt einen Namen zu erfinden, ihr Wort für Pferd aus der bekannten Tschinuk-Mischsprache — die lingua franca des Landes — aufgenommen. In der Mischsprache heisst Pferd kyutan, dessen Bedeutung noch zu erklären ist. Davon stammen Tschimschian gyudā'n, Stikin gyūdā'n, Haida gyūdā'n, Kwakiutl kiutan.

4. Bei vielen Indianerstämmen ist der Name des Pferdes vom Worte für „Hund" abzuleiten oder steht damit in recht enger Verwandtschaft. Hierher gehören aus Kalifornien folgende Worte: Yurok tsishuh (= Hund), Digger-Indianer shuku (= Hund), Achomawi chahhōmh' (vgl. das verwandte Wort der Lutuami chahoom, „Hund"), Klamath watch oder wats (vgl. watchága oder watság, „Hund"); aus Oregon und den Nebenländern des Felsengebirges: Nez-Percé shĕkŏm (vgl. tsikŏm kăl, „Hund"), Shihwapmukh skáhu (vgl. skakh'ha, „Hund"), Sarsi isklih (vgl. klih, „Hund"), Navajo hlin (vgl. das Sarsi Wort; das Navajo Wort für „Hund" scheint hletcánai

zu sein), Wintun bohíneh sukoh (d. h. „grosser Hund"; súkoh, „Hund"), Alikwa waugi-chisheh (d. h. „der Weisse sein Hund"; chishe, „Hund"), Piskwaus hatlchin (vgl. hehetlchin, „Hund", das mit Kalispelm hetlchin, Kítōnā'qā qā'tltsin, verwandt ist). Unter den Sioux-Indianern der grossen Ebenen finden wir: Assinibwan shunga tunga (d. h. „grosser Hund"), Omaha shange (= „Hund"), Hidatsa itsua shuka (vgl. matshuka, „Hund"), Dakota schungka wakang (d. h. „Geist-Hund" — hier tritt der eingebildete übernatürliche Ursprung des Tieres hervor). Dazu müssen wir auch zählen Tonika aus Louisianien satän (d. h. „grosser Hund"; sän = „Hund, Tier"), Kri — das bedeutendste Algonkinvolk — mistâtim (d. h. „grosser Hund"; âtim, „Hund"), Mangue von Mittelamerika nyumpié (vgl. nyumbu, „Tier", nyumbi, „Hund").

5. Oft ist der Pferdename mit dem Worte für „Hirsch, Musetier, Ellentier" verwandt. Wir haben: Mandan umpa manyse (d. h. „ähnlich dem Ellentier"), Schwarzfuss — ein Algonkinstamm — ponokamita (d. h. „Ellentier Hund"; imita, „Hund"), Huchnōm milakhteneh (= „Ellentier"), Shwoyelpi sintsilsaskaha (vgl. stilsa, „Ellentier", skaha, „Hund"), Kítōnāqa k'k'ā'tlāqā'alltsin (d. h. „Ellentier Hund"; qā'alltsin, „Hund"). Ferner auch Maskoki (vom südöstlichen Nord-Amerika) chlokko, das man aus echo („Hund") und thlokko („gross") erklären will.

6. Die Niskwalli von Washington nennen das Pferd stiakéyu. Dies Wort leitete Dr. Georg Gibbs von stikaiyu, „Wolf", ab.

7. Die Sitkamundart von der Tlingitsprache Alaskas hat dikkarakidjet, wörtlich „Rücken auf sitzen".

8. Die Tscheroki von Karolinien, die mit dem Irokwestamm verwandt sind, nennen das Pferd sâgwili, d. h. „Packträger" (vgl. usâgwili, „er trägt ein Gepäck"). Aehnlicher Weise bedeutet Lenni-Lenâpé (Delaware) nänaiyungōs, „Tier, das etwas auf dem Rücken trägt" (vgl. najundam, „etwas auf dem Rücken tragen").

9. Bei einigen Völkern scheint der Name des Pferdes mit dem des Büffels verwandt zu sein. Cawer erwähnt als Pferdename bei den Nadowessiern — Verwandten der Dakota — shuebougo, das sich vielleicht aus tawbougo („Büffel") und shungush („Hund") zusammensetzt. Zuni tooshee erinnert an tooshee kai wowai non nah („Büffel").

10. Die Algonkinstämme der grossen Landseen — Superior, Michigan, Huron, Erie, Ontario — haben einen Namen für das Pferd, der in eine ganz andere Kategorie gehört: Mississaga papā'djikōgushi, Ottawa pepejigungashi, Nipissing pepejikokashkwe, Odschibwä bebejigoganji. Das Wort ist von papā'djikō, „ungespalten, eins", und -gushi oder ganshi, „Huf", abzuleiten. Das Pferd ist also bei diesen Völkern „das Tier mit dem ungespaltenen Hufe, solipes."

Andere Pferdenamen giebt es auch, worüber weiteres in einer anderen Mitteilung.

---

4. Volkglauben in Ceylon: Die Furcht böser Geister vor Eisen.

Von Don Martino de Zilva Wickremasinghe (Ceylon, z. Z. München).

Die Landbewohner Ceylons glauben, dass sie beständig von bösen Geistern umschwebt werden, die auf die Gelegenheit lauern, ihnen Uebles zuzufügen. Diese Geister heissen Yakku, und mit diesem Worte werden auch die eingeborenen Stämme bezeichnet, die Ceylon vor der Kolonisation durch die arischen Singhalesen aus Indien bewohnten. Die alten Geschichtschreiber erwähnen die Yakku als Dämonen, die mit übernatürlichen Kräften ausgestattet sind, und noch jetzt hat dieser Glaube so grosse Macht über das furchtsame Gemüt der singhalesischen Bauern, dass sie es nicht wagen, bessere Speisen, besonders Gebackenes oder Gebratenes ohne einen eisernen Nagel darüber zu legen, von einem Ort zum andern zu tragen, um so zu verhüten, dass der Yaka[1]) davon Besitz nehme und der von der Speise Geniessende in Krankheit verfalle. Ebensowenig darf ein Patient, Mann oder Frau, letztere besonders nach der Geburt eines Kindes, sich ohne einen Bund eiserner Schlüssel oder ein Messer in der Hand aus dem Hause wagen, da man fürchtet, ohne dieses Schutzmittel könne der Yaka den geschwächten Zustand des Betreffenden benützen und in dessen Körper eingehen. Hat jemand ein grosses Geschwür, so sucht man irgendwie ein Stückchen Eisen darüber zur Abwehr gegen die Annäherung des Yaka anzubringen. Selbst der Zauberstab, dessen sich der Teufeltänzer (Kattâdiya) bei seinen Ceremonien bedient, um den Yaka in einem Menschen zu beschwören, muss mit einem Stückchen Eisen oder Stahl versehen sein. Glaubt man den Teufel schliesslich säuberlich ausgetrieben, so bannt ihn der Zauberer mitunter noch des weiteren, indem er einen bezauberten Nagel in einen Baum einschlägt. Wem fällt nicht dabei das Thun der Hexe Sycorax in Shakespeares „Sturm“, Akt I ein, die „in ihrer höchsten unbezähmbaren Wut“ den Ariel, weil er „ihr schnödes fleischliches Geheiss zu tun sich ihrem Machtgebot entzog“, „verschloss in einer Fichte Spalt.“

Es kann nicht der geringste Zweifel darüber bestehen, dass die singhalesischen Bauern fest an die Eisenfurcht der Yakkus oder Dämonen glauben; niemals werden sie ohne die dringendste Notwendigkeit einen ihrer Kranken allein in einem Raum lassen, und auch dann nur, wenn sie sorgfältig einen Gegenstand von Eisen in dessen Nähe gebracht haben. Die Frauen tragen beständig irgend einen kleinen eisernen Gegenstand bei sich.[2])

Folgende Geschichte wurde mir einmal von einem alten Manne in einer der nördlichen Provinzen im Innern Ceylons zur Erklärung,

---

[1]) Singhal. „Yakku“ ist Plur. von „Yaka“.

[2]) Nebenbei sei bemerkt, dass bei Gewittern ein eiserner Gegenstand vor das Haus zur Abwendung der Blitzgefahr gelegt wird.

warum die Yakkus so sehr das Eisen fürchten, erzählt: Es war einst ein Riese, Alupandiya, der verwandelte einen Garten von Palmenbäumen in ein Feld und säte da Reis. Als nun die Erntezeit kam, errichtete er, wie es noch heutzutage Brauch, eine Wachhütte (Pêla im Singhal.) daselbst und begab sich allabendlich hinein, um sein Getreide zu behüten. Nun hatte er ein Mädchen aus einem anderen Dorfe gefreit, und, da er zur Hochzeit sich für eine Woche entfernen musste, bat er seinen jüngeren Bruder, während der Dauer seiner Abwesenheit in der Nacht das Feld zu hüten. Der Yaka, welcher Herr des Palmenhaines gewesen, der an der Stelle des Feldes gestanden, benutzte die günstige Gelegenheit und näherte sich der Hütte, wo der Bruder des abwesenden Riesen Wache hielt. Dann nahm er die Gestalt eines abschreckend hässlichen und mit Aussatz behafteten Menschen an, betrat die Hütte und nötigte durch Drohungen den Wächter, ihn am ganzen Körper zu kratzen. So hatte bereits eine Woche der Yaka seine nächtlichen Besuche fortgesetzt, zum wachsenden Abscheu des Mannes, als der Riese zurückkehrte. Der Bruder erzählte ihm, was sich während seiner Abwesenheit zugetragen, und riet ihm, das Feld gänzlich zu verlassen; so leicht war jedoch der Riese nicht zu schrecken. Mit einer eisernen Spitzhacke begab er sich im Dunkel auf sein Feld, zündete vor dem Häuschen ein helles Feuer an und hielt die Hacke in die lodernde Flamme; so erwartete er geduldig das Kommen des Dämons. Gegen Mitternacht erschien der Yaka, hielt den Riesen für dessen furchtsamen Bruder und verlangte wieder den gewohnten Dienst. Der Riese stellte sich so zu dem Yaka, dass derselbe ihn nicht deutlich sehen konnte, und war scheinbar von der Bitte des Yaka sehr geehrt. Dann liess er den Yaka sich mit dem Rücken gegen das Feuer wenden, um ihn angeblich besser beim Lichtscheine kratzen zu können, in Wirklichkeit aber, um ihm die Kehrseite mit der glühenden Spitzhacke zu bearbeiten, bis der Yaka halbtot vor Schmerz fortrannte und erst auf der Spitze einer hohen Felsklippe stillstand. Es war eine furchtbar schwüle Nacht, seit Monaten war kein Regen gefallen, und kein Tropfen Wasser war zu finden, um den Durst zu stillen oder den brennenden Schmerz der Wunden zu lindern. In seiner Not flehte der Yaka zum Vassavalâhaka deviyo (Regengott) um Regen, und gelobte ihm eine Spende von Milchreis, wenn er seine Bitte erhöre. Und Vassavalâhaka deviyo fühlte Erbarmen mit dem leidenden Yaka und liess strömenden Regen niederrauschen. — Seit dieser Zeit erfasst die Yakkus Schreck und Entsetzen beim Anblick des Eisens.

Ein „Welsh Fairies“ betitelter Aufsatz von Prof. Rhys im „Nineteensh Century“, Oktober 1891 verzeichnete ähnliche Sagen aus Wales, aus denen hervorgeht, dass auch hier die Geister das Eisen fürchten. Nach der Ansicht R.'s weist diese Vorstellung auf ein Volk der Steinzeit, welchem dieses Metall nur unter der Form kriegerischer Waffen in der Hand gefasster Eindringlinge bekannt war. Auf Ceylon könnte diese Erklärung vielleicht ohne übergrosse Schwierigkeit Anwendung

finden. Wie nämlich die ältesten historischen Quellen Ceylons melden, nahm der Anführer der arischen Eroberer (etwa im 5. vorchr. Jahrhundert), Vijayo, eine vornehme Yakini (weibl. Yaka) d. i. also eine Eingeborene zur Frau, um so das Volk leichter zu unterjochen. Möglich ist es, dass die Yakkus in jenen Tagen nur Steingeräte kannten, und dass sie zum ersten Male das Eisen, ein ihnen neues Metall, als Waffe in der Hand eines entschlossenen Feindes mit tötlichem Erfolg gebraucht sahen; so mögen sie dazu gekommen sein, beides, die arischen Eroberer und ihre Waffen zu verabscheuen und zu fürchten, wie hinwiederum die Singhalesen im 16. Jahrhundert die Portugiesen und ihre „feueratmenden Flinten“ mit Entsetzen betrachteten, die ein so schreckliches Gemetzel unter ihnen anstellten.

Uebrigens ist zu bemerken, dass jene von Rhys erörterte Theorie bereits von älteren Volkforschern, wie Wuttke und Tylor, vorgetragen worden ist, die sich mit dem zu Grunde liegenden Glauben beschäftigten; die Ueberzeugung von der dem Eisen innewohnenden Macht gegen dämonische Einflüsse ist nämlich bei den verschiedensten Völkern, und nicht zum Wenigsten bei den Germanen, verbreitet. Man vergleiche hierüber die bei Liebrecht, Zur Volkskunde (1879), S. 312 citirten Werke, die dann auf weiteres Material (besonders bei Wuttke) verweisen, und ferner Choice Notes from „Notes and Queries“ (1859), S. 61: „In the neighbourhood of Lancaster, I know ladies who consider it „lucky“, to find old iron; a horseshoe or a rusty nail is carefully conveyed home and hoarded up.“ Wie geläufig dieser Glaube noch heutigen Tags unter Engländern ist, mag aus einer Notiz der Münchner Neusten Nachrichten 1893 Nr. 499 beurteilt werden, die dem „Manchester Courier“ entlehnt ist und mitteilt, dass der amerikanische Präsident Cleveland ein silbernes Hufeisen auf einem seiner Tische und ein altes verrostetes von Eisen im Schlafzimmer als „Glückzeichen“ hat![1])

---

5. Die neu entdeckten deutschen Göttergestalten und Götternamen.

Von O. Knoop—Rogasen.

1. Frau Gode.[2])

In Norddeutschland findet sich auf einst slavischem Gebiete für den wilden Jäger vielfach der Name Wode, den unsere Mythologen

[1]) Ich verdanke alle diese Litteraturangaben Herrn Dr. L. Scherman.

[2]) Diese Arbeit bildet die Fortsetzung einer Reihe von Abhandlungen, die ich in der eingegangenen „Zeitschrift für Volkkunde“ Bd. II—IV über die neu entdeckten Göttergestalten und Götternamen, hauptsächlich in der norddeutschen Tiefebene, veröffentlicht habe (I. Frie, Frê, Frick, Fuik, Fui, Fu; II. Der pommersche Gauden und Vergodendêl; III. Die Asen; IV. Frau Hinne; V. Frau Motte und die Metten; VI. Frau Harke).

Anm. Obgleich die genannte Zeitschrift f. V. ihres Redacteurs wegen in der wissenschaftlichen Welt sozusagen geächtet war und daher die Beiträge Knoops

bekanntlich für den Namen des Gottes Wodan ausgeben. Er ist vom Dorfe Cratzig bei Cöslin als dem östlichsten Punkte bis nach Wagrien hinein in den mannigfachsten Formen vorhanden, falls all diese Namensformen echt und wirklich auf die Grundform Wode zurückzuführen sind.

Die pommerschen Namensformen finden wir in U. Jahn's Volksagen aus Pommern und Rügen S. 2 aufgezählt: „Das w der altsächsischen Urform ist hier und da in g übergegangen, aus ô ist au, aus d ein r und aus diesem wiederum ein l geworden. Ausserdem ist meistens das n fortgefallen, dafür aber häufig die Deminutiv-Endung ke (chen) angefügt worden. Es sind im ganzen folgende Formen: in Rügen und Neuvorpommern: Wôde, Waur, Waul, Gauden, Gauren; auf Usedom-Wollin: Waud; im Kreise Demmin: Waurke, Wôdke, Gaur; Naugard: Wôd; Fürstentum: Wôtk; Neustettin: Wuid und Wôd.“ Bei Müllenhoff, Sagen aus Schleswig-Holstein-Lauenburg, finden wir die Namen Wode, Wohljäger, Wau und Au, die für stufenweise erfolgte Verderbnis des Namens Wodan erklärt werden. Doch scheint es, als sei hier Wode erst aus dem Wohljäger, dem Waldjäger, gemacht, und Wau (Simrock macht sogar einen Wauwau daraus — ein Beweis für die wunderliche Forschungweise dieses Mannes) ist gar nicht Name des wilden Jägers, sondern Wau wau! schreit einer dem wilden Jäger nach, ahmt also blos, wie S. 369 auch ausdrücklich zu lesen ist, das Gebell der Hunde nach, das bekanntlich auch sonst durch wau wau! wiedergegeben zu werden pflegt. Doch werden auch im Jahrbuch des Vereins für niederd. Sprachforschung, Jahrg. 1875, S. 101 die Formen Wauen, Waude, Wauge, Waul aus dem Sachsenwalde angeführt.

Zuverlässiger als die schleswig-holsteinischen erscheinen die mecklenburgischen und pommerschen Namen, und sie gehen offenbar, soweit sie mit W anlauten, auf die Grundform Wod, Wode zurück, die man nach Ernst Moritz Arndt (Märchen und Jugenderinnerungen I. S. 401) von Wod! wod! dem Rufe des wilden Jägers, ableiten könnte, besser aber wohl, da Mecklenburg und Pommern einst slavische Länder waren, auf den slavischen Woiwoden, den Herrn, wird zurückführen müssen, denn ein vornehmer Herr oder Edelmann, ein (Woi)-wode, ist es, der als wilder Jäger herumreitet[1]). Uebrigens dürfte Wode als Name des wilden Jägers in Pommern doch nicht so verbreitet sein, als es nach Jahn's Volksagen aus Pommern und Rügen den Anschein hat. Herr Dr. A. Haas, der Herausgeber der Rügenschen Sagen und Märchen, hat den Namen auf Rügen und in Vorpommern nirgends gefunden, und aus Hinterpommern teilte mir Herr Lehrer

---

fast nur als gedrucktes Manuscript vorlagen, blieben sie nicht unbemerkt, vielmehr erregten sie selbst im Auslande Aufsehen. Wir drucken daher mit Befriedigung die Fortsetzungen ab, zumal da sie für sich abgeschlossene Arbeiten darstellen. Hoffentlich werden sie zur Klärung manches strittigen Punktes des deutschen Volkglaubens, wenn auch nicht immer unmittelbar, so doch mittelbar beitragen, indem wir der Erwartung Raum geben, dass auch noch andere Forscher die angeregten Fragen erörtern werden. Krauss.

[1]) Zeitschrift für Volkkunde, Bd. III. S. 86.

Kath in Cratzig, der dort auf meine Anregung hin nach dem von U. Jahn berichteten Wôtk forschte, folgendes mit: „Der Name Wôtk für den wilden Jäger ist hier nur noch einigen älteren Leuten bekannt; sie erinnern sich aus ihrer Jugendzeit nur der Redenart: Dôe tüht Wôtk. Die Sagen, die Herr Jahn in seinem Buch von Cratzig erzählt, sind hier völlig unbekannt.“ In der Neustettiner Gegend, aus welcher die Form Wuid berichtet wird, ist der Name sonst überhaupt nicht festzustellen gewesen. Grade der Wode dieser Gegend liesse sich aber vortrefflich auf den polnischen Woiwoden zurückführen, denn auch das Wort Staross (d. i. Starost) ist dort noch gut bekannt, und von einem Menschen, der einen unbeugsamen, starren Sinn hat, sagt man dort nach Jahn S. 317: Hei is starossisch.

Während der Name Wode mit seinen — wirklichen oder vermeintlichen — Nebenformen in Pommern nur einem männlichen Wesen zukommt, finden wir in den mecklenburgischen Sagen von K. Bartsch neben dem wilden Jäger eine weibliche Gestalt, welche denselben Namen führt. Sie heisst Sg. 23 1 de oll Wederhex Waur, Sg. 23 2 de oll Fru Waur, Sg. 28 Frau Wohl.

Ungleich häufiger finden sich für dieselbe Gestalt die mit G anlautenden Namenformen; sie heisst Sg. 24 Fru Gode, Sg. 27 Frau Goden, Sg. 25, 29 und 30 Fru Gauden, Sg. 26 Fru Gaur.

Diese Fru Waur, Wohl (d. i. Wor), Gode, Goden, Gauden oder Gaur erscheint also zunächst als das weibliche Gegenstück zum wilden Jäger, als wilde Jägerin, wie eine Betrachtung der Sagen bei Bartsch ergiebt, denn beide Gestalten haben dieselben Züge aufzuweisen. 1) Der wilde Jäger, oder da auch von mehreren gesprochen wird, die wilden Jäger sind verwünschte Edelleute, die vordem unvernünftig gejagt haben (Sg. 13); ein Jäger, der bei Lebzeiten gewünscht hat, ewig zu jagen (Sg. 15); ein Graf, der die Jagd über alles liebte und auch an Sonn- und Festtagen alles jagte, was ihm in den Weg kam (Sg. 17); ein Jäger, der wegen seines ruchlosen Wandels auf Erden nicht zur Ruhe kommen kann, sondern ohne Rast in der Luft als Spuk sein Wesen treiben muss, sich zur Strafe, Menschen und Tieren zum Schrecken und den Gottlosen zur warnenden Mahnung an das göttliche Strafgericht (Sg. 18); ein Edelmann in der Nähe von Wismar, der die Jagd über alles liebte und ewig zu jagen wünschte (Sg. 20). Ebenso ist (Sg. 25) Frau Gauden — die Sage ist märchenartig aufgebauscht — eine reiche und vornehme Frau gewesen, die eine so leidenschaftliche Liebhaberin der Jagd war, dass sie sich nicht entblödete, das sündliche Wort auszusprechen, die Jagd sei besser als der Himmel, und wenn sie nur immerdar jagen dürfe, so wolle sie nicht im Himmel sein. Frau Gauden hatte 24 Töchter, die teilten ihr Verlangen. Da einmal, als Mutter und Töchter nach gewohnter Weise in wilder Freude durch Wälder und Felder jagten, erreichte ihre Lust den höchsten Gipfel, und abermal erscholl das frevelhafte Wort von aller Lippen: Die Jagd ist besser als der Himmel, und wenn wir nur immerfort jagen dürfen, so wollen wir nie zum Himmel

ein. Und siehe da, plötzlich vor den Augen der Mutter verwandeln sich die köstlichen Kleider der Töchter in zottige Haare, in Beine die Arme, in Tiergestalten die Menschengestalten und — 24 Hündinnen umkläffen den Jagdwagen der erschrockenen Mutter. Vier von ihnen übernehmen den Dienst der Rosse (wo diese bleiben, sagt das Märchen nicht), die übrigen umkreisen als Jagdhunde den Wagen, und fort geht der wilde Zug zu den Wolken hinauf, um dort zwischen Himmel und Erde unaufhörlich, wie sie gewünscht hatten, zu jagen, von einem Tage zum andern, von einem Jahre zum andern. Auch Sg. 29 werden 24 Hunde der Fru Ganden genannt. Nach den Nordd. Sagen S. 413 (Nr. 174) zieht in den Zwölften die Fru Gaue an der Spitze des wilden Heeres umher: deshalb hält man die Thüren verschlossen, aus Furcht, ihr zu begegnen (Grabow in Mecklenburg). So jagt auch der wilde Jäger in den Zwölften durch die Lüfte dahin, begleitet von seinen Hunden, die einst seine Genossen waren. 2) Wenn der wilde Jäger jemandem begegnet, so ruft er ihm zu: Halt den Mittelweg, dann beissen dich meine Hunde nicht! Befolgt man den Rat, so zieht die wilde Jagd vorüber. Aefft man aber seine Stimme nach, so wirft der wilde Jäger eine Menschenkeule oder sonst etwas herunter und ruft: Hest du mit jagen hulpen, denn frett ok man mit (Bartsch, Sg. 10 u. ö.). Der erste Ruf ist für Fru Gode bei Bartsch nicht bezeugt, dagegen heisst es Sg. 24: In Zielow war mal einer, der stimmte, als Fru Gode über sein Haus fortzog, mit ein in das Gejuh; da flog plötzlich zum Fenster ein Bein herein, an dem sogar noch der Strumpf sass, und eine Stimme rief: Heste met jucht, mütste ok met freten. 3) Der wilde Jäger ist es, der auf kohlschwarzem Hengst (Sg. 8), begleitet von seinen Hunden, die weissen Frauen jagt, die er aber nicht einholen kann, wenn er sich noch nicht gewaschen hat, vgl. Sg. 15. Ebenso Sg. 23. 1: Mutter Warnke sieht die wilde Jägerin (de oll Wederhex Waur) zu Ross aus dem Hoftor jagen, die beiden weissen Weiber mit den Haaren zusammengeknüpft vor sich über dem Pferde. Und Sg. 23. 2: Einst brannte der Sukower Schmied im Herbste Kohlen. Als er eines Morgens am Meiler stand und die Rauchlöcher verstopfte, hörte er ein seltsames Geräusch und sah beim Aufblicken ein weisses Weib in fliegenden Haaren, ungewaschen und schweisstriefend vorübersausen. Halblaut sprach er vor sich hin: Dor is de ull Fru Waur wo hinner, — und gleich darauf war auch schon die wilde Jägerin mit ihrem Gefolge bei ihm. Hest keen witt Wif seen? fragte sie. Ja, sagte zitternd der Schmied, vör fif Minuten lep hier een vorbi, de harr sik aewer noch nich kemmt orre wuschen.[1] Da stieg die wilde Jägerin vom Schimmel ab, nahm (wie geschmackvoll für eine Göttin!) ihr eigenes Wasser, wusch sich darin und trocknete sich mit ihrem langen Jagdkleide ab. Dann schwang sie sich wieder auf's Pferd. Nach

[1] Das ist nicht richtig: die wilde Jägerin selbst ist ungewaschen, wie das andere Sagen zeigen, vgl. meine Sagen aus Hinterpommern Nr. 106 u. a.

einer Viertelstunde kam sie zurück und hatte das weisse Weib vor sich auf dem Pferde. 4) Die Hunde des wilden Jägers dringen in die Häuser ein und fressen den Leuten den Teig aus dem Backtrog (Sg. 13; vgl. auch 16 und Nachtrag 677): ebenso Sg. 23. 1: Mutter Warnke und ihr Dienstmädchen säuern eines Abends den Teig ein. Während das Mädchen den Teig zudeckte, sah Mutter Warnke zur Hinterthür hinaus. Da hörte sie das Getöse der wilden Jagd und sagte zu ihrer Dirne: Dor is de oll Wederhex Waur all werre. Kaum war sie wieder zur Hinterthür herein, da kamen die Hunde der wilden Jägerin ihr nach, drangen in die Backkammer und schlürften von dem Teig. Ebenso Sg. 26 und 29. 5) Der wilde Jäger lässt einen von seinen Hunden zurück, den er sich übers Jahr (in den nächsten Zwölften) wieder abholt, nicht ohne in entsprechender Form zu belohnen (Sg. 14). Ebenso zieht (Sg. 24) Fru Gode mit ihren Hunden durch die Luft. So ist sie einmal über einen Bauerhof fortgezogen, und als der Bauer vor die Thür tritt, liegt ein kleiner Hund da; den nimmt er mit sich hinein und zieht ihn mit seiner Frau auf. Andern Jahres aber, grade um dieselbe Zeit, ist der Hund auf einmal fort, an seiner Lagerstätte aber liegt ein grosser Klumpen Gold. Nach Sg. 25 nähert sich Fru Gauden, des ewigen Jagens überdrüssig, in den Zwölften den Wohnungen der Menschen; am liebsten fährt sie in der Christnacht und in der Altjahrnacht über die Strassen des Dorfes, und wo sie dann die Thür eines Hauses geöffnet findet, da sendet sie eine von ihren Begleiterinnen hinein. Ein kleiner Hund wedelt am andern Morgen die Bewohner des Hauses an und fügt niemandem ein anderes Leid zu, als dass er durch klagendes Gewinsel die Ruhe der Nacht stört. Beschwichtigen lässt er sich nicht: tötet man ihn, so verwandelt er sich am Tage in einen Stein, der, wenn auch weggeworfen, durch unsichtbare Gewalt ins Haus zurückkehrt und zur Nachtzeit wieder zum Hunde wird. Der lebendig gewordene Hund rächt sich nun, wimmert und winselt zum Entsetzen der Menschen das ganze Jahr hindurch, bringt Krankheit und Sterben über Menschen und Vieh, wie Feuergefahr über das Haus, und erst mit der Rückkehr der Zwölften kehrt die Ruhe des Hauses zurück, wenn es bis dahin vor völligem Untergang verschont blieb. Zu vergleichen ist noch der Schluss von Sg. 25, sowie auch die Gebräuche 1171, 1195, 1197 (Bd. II, S. 225, 230).

Dass diese beiden Gestalten nach ihrem Wesen, also auch nach ihrem Ursprung identisch sind, ist klar: die wilde Jägerin Fru Waur, Gode, Gauden oder Gaur ist eine Dämonin des Windes. Wie aber kommt sie zum Namen Waur, dem Namen des wilden Jägers? Und was bedeutet der Name Frau Gode?

Unsere Mythologen erklären die mit W und G anlautenden Namenformen für identisch. Das ist falsch. (Fortsetzung folgt.)

6. Herzog Mirčeta.

Ein Guslarenlied aus Bosnien von Krauss.

Es ist eine alltägliche Verwicklung, dass ein verbuhltes, brünstiges Weib dem Buhlen zu Liebe ihre Kinder aus erster Ehe hinzuopfern bereit ist und der Helfer dem Verbrechen Vorschub leistet oder es auf Geheiss der Anstifterin durchzuführen versucht. In den Romanen der Kulturvölker und mit Vorliebe in der neuesten sogenannten realistischen oder naturalistischen Gruselliteratur wird dieser Stoff bis zum Uebermass des Ekels ausgesponnen. Auch Guslaren kennen den gleichen Vorwurf, der in diesem Falle, wie man mit Recht annehmen darf, auf ein wirkliches Geschehnis zurückgeht. In knappen 77 Versen erzählt der Guslar seine Geschichte und versetzt uns ohne Umschweife in die Zeit südslavischen Faustrechtes zurück, wo jeder Bandit, der ein befestigtes Gehöfte besass, als Ritter oder gar Herzog, wenig bekümmert um Sitte und Brauch der Volkgenossen, ohne Furcht vor einer staatlichen Gewalt, nach eigenem Behagen und eigenen Neigungen des Lebens Annehmlichkeiten auf Unkosten der Schwächeren für sich zu erwerben bemüht war.

Eine Witwe, Mutter eines waffentüchtigen Sohnes und einer reigenfähigen Tochter entbrennt in Liebe zum benachbarten Herzog Mīrčeta, einem offenbar noch ledigen Manne. Sie selber läuft ihm nach. Der Nachbar ist nicht abgeneigt anzubeissen, aber er fürchtet den Sohn der Witwe. Die Sitte ist gegen die Verheiratung einer Witwe, doch das wäre kein ernstes Hindernis, nur müsste die Frau jeden Anspruches auf das Vermögen ihres Mannes und ihrer Kinder sich begeben und vor allem anderen die Einwilligung ihres Sohnes, der nach Rechtbrauch trotz seiner Jugend Hausvorstand ist, erlangen. Weil dazu keine Aussicht vorhanden, will die Mutter den Sohn vom Nachbar heimtückisch töten lassen. Die Vorsicht der Tochter und der Mut des Sohnes machen diesen Plan zu Schanden. Der Herzog kommt ums Leben und die Witwe bleibt Witwe. Der Handel wird durch den Reigen dem Volke bekannt, die Frau fällt der Verachtung anheim, das Geschwisterpaar kommt zu Ehren, ein Guslar greift das Ereignis auf, andere singen ihm das Lied nach, bis es endlich nach so und soviel hundert Jahren am 10. Februar 1885 Herr Th. Dragičević nach dem Vortrag des Guslaren Mico Radić in Magnijević aufzeichnet und ich hier im „Urquell“ mit Verdeutschung und Erläuterungen im Druck veröffentliche.

Smrt Mirčete vojvode.		Wie Herzog Mirčeta seinen Tod gefunden.	
Pošetala Jakšina Ružica		Spazieren ging einmal das Röslein Jakšas	
ispred bjele kule Mirčetove.		wohl vor der weissen Warte Mīrčetas.	
Dolazi joj Mirčeta vojvoda:		Ihr schliesst sich an der Herzog Mīrčeta:	
— Oj Boga ti lijepa Ružico,		— So Gott dir lieb ist allerliebstes Röslein,	
što ti šetaš jutrom i večerom!	5	warum spazierst du früh und abends spät?	5
— Ne ćeš li me mladu uzimati?		— O tätst du mich, das junge Blut, erküren?	
— Ja bi tebe mladu uzimao,		— Gern tät ich dich, du junges Blut erküren,	
al ne smijem ot tvog sina Nike;		doch wag ichs nicht vor Niko, deinem Sohne;	

Nikolica ljuta ubojica.
Šta će meni Jakšina Ružica 10
kaće mene mlada pogubiti?
— Lako ćemo Niku pogubiti;
oćeš li me mladu uzimati?
Kad ja dogjem prebijelom dvoru
onda ću se mlada razboliti 15
od glavice ama nafalice,
poslaću ga za goru na vodu
nek donese dva gjubuna vode,
da ne nosi pri sebi oružja
pa će onda majci lijek biti. 20
A ti ajde Mirčeta vojvoda
a ti ajde za goru na vodu
pa posjeci mog Nikolu sina!
Kad je ona kući dolazila
razbolje se ot svoje glavice, 25
od glavice ama nafalice.
Nikoli je sinu govorila:
— Uzmi sine dva gjubuna bela
pa m donesi vode iza gore,
al ne nosi pri sebi oružja; 30
da s napijem vode iza gore
oće meni glava prolaziti.
Uze Niko dva gjubuna bela
pa on pogje za goru na vodu.
Njega stiže sestrica Jelica; 35
ona nosi mača zelenoga,
koji sječe konja i junaka:
— Pones brate mača zelenoga!
ako tebi do nevolje ne bude,
moreš odnit i opet doniti. 40
Naša j majka vrlo nevjerljiva
a teb prjeti Mirčeta vojvoda.
Uze bratac mača zelenoga
pa on ode za goru na vodu.
Kad je bio po sred gore crne 45
on zapjeva kroz goricu crnu:
— Vuk vije u bukovoj strani,
gavran grkti na jelovoj grani.
Ne vij vuče, ne grkti gavrane,
dosta će vam pusta mesa biti, 50
jali moga jali Mirčetova!
Istom junak u riječi bio,
jal eto ti Mirčete vojvode
na vrančiću ko na gorskoj vili
pa naleće na Nikolu mlada. 55
Ali Nikolica stara ubojica,
on posječe Mirčetu vojvodu
po sret pasa da ne pušta glasa.
Mirčet pade, Nikola dopade
pa Mirčeti osiječe glavu. 60
Pa on nali dva gjuguna krvi
pa on uzja Mirčetova vranca
pa se vrati putom uznatraga.
Kad li majka kolo ufatila
i u kolu pjesmu izvodila: 65
— Saće doći Mirčeta vojvoda
i doniti Nikolinu glavu!

Klein Nikolaus, der mordet wild im Strauss.
Was sollte dann mir Jakšas Röslein frommen, 10
müsst ich, der Bursch, durch ihn ums Leben kommen?
— Leicht können Niklas wir ums Leben bringen,
doch wirst du mich, das junge Blut, erküren?
Wie ich zur schneeig weissen Warte komme,
da will ich, junges Blut, mich leidend stellen 15
an Schläfenweh durch eitel Lob der Leute,
ihn will ich ins Gebirg um Wasser schicken,
zwei Krüge Wasser soll er heim mir schaffen,
doch führ er mit sich weder Wehr noch Waffen,
dann wird das Mittel wohl die Mutter heilen. 20
Und du verfüg dich, Herzog Mĭrčeta,
und du verfüg dich ins Gebirg zur Quelle
und metzle nieder Niklas meinen Sohn!
Kaum war die Frau zurückgekehrt nach Hause,
verstellt sie sich als schmerzte sie die Schläfe, 25
ein Schläfenweh durch eitel Lob der Leute.
Zu Nikolaus dem Sohne sprach sie so:
— Mein Söhnchen, nimm zwei weisse Wasserkrüge,
du sollst mir Wasser vom Gebirge schaffen,
doch führ mit dir nicht Wehr und nicht Gewaffen; 30
trink ich mich satt mit Wasser aus dem Bergquell,
dann geht mein Schläfenwehe wohl vorüber.
Zwei weisse Wasserkrüge Niklas nahm
und zog von dannen ins Gebirg zur Quelle.
Sein Schwesterlein Helenchen holt ihn ein; 35
sie schleppt mit sich ein grüngeschweisstes Schwert,
das gleich das Ross zerspellt mitsamt dem Reiter.
— Nimm Bruder mit das grüngeschweisste Schwert!
Gerätst du nicht in Nöten und Gefahren,
so trägst du's heim, sowie du's fortgetragen. 40
Voll Lug und Trug ist unsrer Mutter Mut
und dich bedräut der Herzog Mĭrčeta!
Das Brüderlein, das nahm das grüne Schwert
und zog von dannen ins Gebirg zur Quelle.
Als er im dichten Schwarzwald sich befand, 45
hub an ein Lied er durch den schwarzen Hochwald:
— Es heult ein Wolf im Buchenwaldgebirge,
ein Rabe krächzt auf dem Geäst der Tanne.
O heul nicht Wolf, lass Rabe das Gekrächze!
Ihr sollt zur Aesung Fleisch in Fülle finden 50
entweder meines oder Mĭrčetas!
Noch war der Held im Sange so begriffen,
da taucht schon auf der Herzog Mĭrčeta
auf braunem Ross, das gleicht vom Wald der Vila,
und wütig greift den jungen Klaus er an. 55
Doch Nikolaus gar mordgeübt im Strauss!
Sein Schwert, das trifft den Herzog Mĭrčeta
just übern Gurt, da sank er ohne Laut.
Der Herzog fällt und Niklas schnellt hinzu
und säbelt ab das Haupt dem Mĭrčeta. 60
Zwei Wasserkrüge füllt er voll mit Blut,
besteigt den braunen Renner Mĭrčetas
und wendet wieder heimwärts sich des Weges.
Im Reigen, sieh! die Mutter eingehangen,
im Reigen hat ein Lied sie angefangen: 65
— Gleich wird da kommen Herzog Mĭrčeta
und mit hieher das Haupt des Niklas bringen!

Al govori sestrica Jelica:	Entgegen singt Helenchen Schwesterchen:
Šuti majko, mukom zamuknula!	— Verstumme Mutter, werde stumm und starr!
sa e stići moj bratac Nikola 70	Gleich wird mein Klaus, mein Brüderlein erscheinen 70
i doniti Mirčetovu glavu!	und bringen her das Haupt des Mirčeta!
Istom one u riječi bile	Noch waren sie im Wettgesang begriffen,
al evo ti Nikole nejaka	als siehe da! den kleinen Nikolaus,
di on nosi Mirčetovu glavu,	wie er da bringt das Haupt des Mirčeta
i on nosi dva gjuguna krvi: 75	und wie er bringt zwei Wasserkrüge Blut: 75
— Na ti majko dva gjuguna vode	— Da Mutter, nimm zwei weisse Krüge Wasser
pa se napi, da ti lijek bude!	und trink dich satt, es diene dir zur Heilung!

Der Titel vom Guslaren. Smrt = Tod, wie sonst pogibija.

Wo die Burgwarten Jakšas (Jakobs) und Mirčetas (Friedrichs) gestanden, das wissen die Götter. Mirčeta ist ein Hypokoristikon für Mirko. Der Titel vojvoda d. i. Heerführer, Herzog wird in Guslarenliedern aus der Türkenzeit äusserst selten und nie ohne besondere Berechtigung einem Namen beigegeben. Ein M. v. auch „der Grosse zubenannt, war Herr der Moldau und regierte von 1386—1418. Erlässe von ihm im Sbornik za nar. um. B. IX., S. 327 ff. Bei unserem Mirčeta ist die Bezeichnung vojvoda nur ein Titel ohne Mittel, und falls sie, was ja immerhin möglich ist, dem Namen in diesem Liede zur Zeit der Abfassung zukam, so mag das Lied noch vor der Türkenzeit gesungen worden sein. Auch die gedrängte Fassung, die Lebhaftigkeit der Darstellung und das Fehlen eigentümlicher Wendungen, durch die sich Guslarenlieder aus dem 17.—18. Jahrhundert vor anderen, älteren Liedern meist unterscheiden, spricht für ein ursprünglich höheres Alter unseres Textes. Der schlichte Vorfall reizte die Guslaren nicht, ihn mit Episoden auszuschmücken, zumal da des Helden Nikolaus Jakšić und seiner Schwester in der Epik sonst nicht gedacht wird und der Sänger für ihn auf kein tieferes Interesse bei den Zuhörern rechnen konnte. — V. 9. „Klein Nikolaus ist ein grimmiger Mörder,“ wörtlich nach dem jetzigen Sprachgebrauch. Klaus hat man sich als ein Bürschchen von 16—17 Jahren zu denken. Als solcher kann er ohne fürchterliche Uebertreibung kaum für einen grimmigen Mörder hingestellt werden. Der Vorwurf entfällt aber, wenn man die ursprünglichste Bedeutung des Wortes ubojica, die sich in der Gegenwart nicht mehr vorfindet, einsetzt und dafür unser ‚Kampfhahn‘, ‚Raufbold‘ sagt. — V. 14. schneeig weiss, wörtl. ‚überweiss‘, ‚noch mehr als weiss‘. Aus einem weissgetünchten Hause, das sonst als Baulichkeit nicht beachtenswert ist, machen wir nicht viel Aufhebens. Anders in Bosnien, wo der Bauer in Flechthütten wohnte — oder noch wohnt — die äusserlich ein wenig mit Lehm verschmiert waren. Die Urform ist ein Rundbau mit hohem kegelförmigem Dache. Diese Form ist auch bei den Warten der Adeligen vielfach eingehalten worden. Nur oder meist nur die Kirchen, Klöster und Warten oder Burgen waren Steinbauten und solche Werke waren auch ausnahmlos mit Kalk geweissent. — V. 16. nafalice, adv.; Subst. nahvala starkes Lob, bewunderndes L. Ueber solche Art Beschreiung vrgl. Volkglaube u. religiöser Brauch der Südslaven S. 42 f. Die Witwe ist ja so ausserordentlich schön, dass die Leute bewundernd stehen bleiben und sich über die Erscheinung entzückt aussprechen. Infolge dessen kriegt die Dame ihre Migräne, oder wie der Serbe meint, es fahren ihr die Beschreiunggeister in den Kopf. Dagegen kann natürlich nur ein guter Schluck Zauberwasser vom Urquell im hohen Waldgebirge helfen, in dem Vilen nächtlicher Weile gebadet. Voll ehrfürchtiger Scheu soll sich Niko dem Quell nahen, waffenlos, um die Vilen nicht zu reizen; denn sie könnten glauben, er wolle sich mit ihnen in einen Kampf einlassen, und leicht erzürnbar, wie Vilen nun mal sind, wären sie im Stande, das Wasser zu vergiften. Niko macht sich im frühen Morgengrauen zu Fuss auf den Weg und trifft erst gegen Abends, wann man Reigen tanzt, wieder daheim an. — V. 19, 28, 33, 61, 75. gjubun dreimal und gjugun zweimal. Erstere Form ist fehlerhaft, hat sich aber neben der anderen eingebürgert. Urspr. pers. gugum, türk. gügüm, neugriech. γκιουγιούμι ein metallenes Wassergefäss, ein Zinnkrug. — V. 36. ‚Ein grünes Schwert‘, mit geäderter Textur, damaszirt. Ein Damaszener, dessen Farbe mir schmutzig blau zu sein schien, galt Bosniern für grün. — V. 39. Ein fehlerhafter Vers. Sonst: ak ne bude tebi do

n., oder ne bude l ti do n. došlo. — V. 47. Vuuk anorgan. Zerdehnung des Stammvokals, eine Erscheinung, die in meinen früheren Commentaren schon besprochen ist. — V. 54. Vilen pflegen sich ihren auserwählten Günstlingen zu Liebe in Pferde zu verwandeln, um in dieser Gestalt dem Freund zu dienen. Gerät der Held in Gefahr, lassen sie frei ihre geheimen Flügel (krila is potaje) und fliegen mit dem Schützling davon. — V. 58 f. Ein beliebtes Heldenstücklein, bei uns nach Uhland als Schwabenstreich im Land bekannt. — V. 64 ff. Als schöne Witwe mag sie sich noch unter den Mädchen im Reigen zeigen, sogar als Reigenführerin den Text angeben, den dann Zeile für Zeile der Reigen nachsingt. Das ist ein Dichten aus dem Stegreif. Die Tochter greift den Faden auf und gibt schlagfertige Antwort. So werden noch immer bei den Südslaven Schnadahüpfel (poskočnice) gedichtet. Es sind versifizirte Glossen zu den Dorfereignissen, der Chronique scandaleuse einer weltabgeschiedenen Gesellschaft. In meinen Sammlungen habe ich etwas über zweitausend derartiger Impromptus. Viel wert sind solche Dichtungen nicht im Vergleich zur epischen und breiten Volkpoesie, doch immerhin als Stimmungbilder nicht wegzuwerfen. — V. 73. N. nejak, der unmündige N. — V. 75. Frisches Menschenblut hält man für ein sicheres Mittel gegen die Fallsucht. Hier gebrauchte es der Sohn, um seiner Mutter eine sündhafte Liebe auszutreiben. Der Erfolg blieb diesmal gewiss nicht aus.

---

7. Maisitten am Rhein.

Von C. Rademacher in Köln.

III. Das Pfingstlied. Die Frühlingsfestlichkeiten zerfallen in zwei Gruppen, die Feier des 1. Mai oder des folgenden Sonntages und in die Pfingstfestlichkeiten. Letzterer gibt es eine grosse Anzahl. Je zahlreicher sich nun auch, wie man weiss, die Pfingstsitten örtlich erhalten haben, so ist im grossen und ganzen der Regierungbezirk Köln arm an solchen Bräuchen. Wohl am häufigsten findet sich das Zusammenholen von Gaben, besonders Eiern, in der Pfingstnacht, aus denen dann am folgenden Tage ein gemeinsames Mahl bereitet wird. Bei dem Einsammeln der Eier in der Pfingstnacht singt man ein Lied, Pfingstlied genannt, welches durch seine angenehme Weise sehr vor sonstigen Sammelliedern sich ausgezeichnet. Nach meinen eigenen Aufzeichnungen lautet das Lied in Altenrath, einem Dorfe des Siegkreises, also:

Vorsänger: Wir sind gekommen an diesen Ort,
Chor: Feierrosen Blümelein!
Vorsänger: Schläft die Frau, dann weck sie doch!
Chor: Feierrosen Blümelein, wacker ist das Mädelein!
Wir sind gekommen an diesen Stein;
Kommen mer Jonge all beienein.
Gätt os och e Pingsei! schlommer[1]) in de Pann entzwei.
Gätt os och en Brohtwuesch! stilld den Honger und lösch den Duesch.
Gätt os ävver en lange, un loht de kueten hange!
Gätt os och en Hasefohss, gitt för os Jonge en Mählmohss[2]).
Gätt os och en Päetskopp, gitt för de Jonge en jode Zopp[3]).
Goht es op de Kellekrach[4]), do hätt dat schwaze Hohn gelaht[5]).
Lofd ens op de Lohfstall[6]), lien de Eier övverall.
Föhld ens en dat Eiefahss, weeden öch och de Häng net nahss!
Könnt er noch net hüre, mer stonn für ühre Dühre!
Wolld er noch net opstohn[7]), loht de Dochter für öch gonn!
Ist die eine noch zu klein, so schicket zwei für ein!

---

[1]) schlagen wir. [2]) Mehlbrei. [3]) Suppe. [4]) Kellerhals. [5]) gelegt. [6]) Laubstall = Scheune. [7]) aufstehen.

Lohd os doch net länger stonn, mer hann noch weck un breck[1]) ze gonn!
Mer wollen heut bis an den Rhein, morgen müsse mer drövver sein.
Mer wollen heut bis an die Wupper, morgen müsse mer drövver fuppen.
Dat Huhs dat steht op Muhre, drenne wonne fette Buhre.
Dat Huhs dat steht op Penne, et senn noch Jongfern drenne!
De (N. N.) es en jode Mann, gitt os, wat e gävve kann.
Mer donn os och bedanke, jetz sprenge mer övver de Flanke[2]).
Dat Pingsten dat hätt got gegange, mer wönschen öch en gode Näch[3])!

Haben die Burschen trotz mancherlei Wiederholungen, die das Lied in die Länge ziehen, nichts erhalten, so werden statt der drei letzten Verse folgende gesungen:

Dat Huhs dat steht op Stippe, der Düwel soll et wippe!
Am Huhs do flegen de Schwatze, die sollen öch de Ohgen uskratze! —

Im Oberbergischen[4]) hiess früher der Vorabend vor Pfingsten: „Speck-Leuwert“ und die Burschen sangen den alten „Leuwerts“[5]), d. h. das alte Lied von der Waldfahrt. Dort begann das Lied nach der Aufzeichnung Wilh. v. Waldbrühls:

Vorsänger: So gebet uns das Pfingstei,
Chor: Hei Rosenblümelein!
Vorsänger: Wir schlagens in der Pfann' entzwei.
Chor: Hei Rosenblümelein,
Freu dich wackres Mägdelein!

In Siegburg[6]) wurde das Pfingstlied früher ebenfalls gesungen. Dornbusch teilt in der unten erwähnten Schrift einige Verse mit, die aber neuere Hinzudichtungen sind, z. B.:

Die Frau hätt en Paar weisse Bein,
Die glänze wie Karfunkelstein!

und ähnliche.

Solche Strophen, die anderwärts ebenfalls vorkamen, bewirkten, dass man das Pfingstlied für ein gewöhnliches Bettellied hielt, wie auch Montanus[7]) darüber urteilt: „Das Pfingstsammellied, welches Spuren höheren Alters zeigt, ist zum Bettelliede entartet.“

Versuchen wir es, in die eigentliche Bedeutung des Pfingstliedes näher einzudringen.

Wenn unsere Vorfahren auf den Malstätten sich versammelten, um wichtigen Beratungen obzuliegen, so wurde nicht minder gemeinsamen Schmausereien und Trinkgelagen an jener Stätte gehuldigt. Zu diesen gemeinsamen Mahlzeiten werden Gaben im Voraus zusammengeholt. Dies ist der Grund, warum wir bei so vielen festlichen Gelegenheiten auf die Ueberreste von Gabeneinsammeln stossen, wie ich das besonders für Fastnacht in einer Arbeit (für den Folklore-Congress in Chikago) eingehend nachgewiesen habe. Bei dem Einsammeln von Gaben nun kam man, wie von selbst, zu einer recitativen Aufzählung der Wünsche, und diese Lieder erhielten sich, als das

[1]) weit und breit. [2]) Zaun, Planke. [3]) Nacht. [4]) Wilhelm von Waldbrühl: Vorzeit. [5]) Es gab drei Leuwertstage, der 2. Tag nach Weihnachten, der Spukleuwert (Nacht des 25. Februar) und der Speckleuwert (Pfingstnacht). [6]) Dornbusch: Aus dem Leben und Treiben einer alten Siegstadt. [7]) Montanus: Volksfeste. [8]) Aus der Gegend von Köln und Solingen hat Erk das Pfingstlied ebenfalls aufgezeichnet (II. Heft 4—5 und III. Heft 3).

gemeinsame Mahl auf der Malstätte längst verschwunden war. Die Gaben wurden zusammengeholt, um entweder geteilt zu werden, oder auch, um nach alter Sitte ein Mahl in einem Wirtshause damit zu veranstalten. Alle Sammellieder aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands haben eine oft wunderbare Uebereinstimmung, und so weisen auch die Fastnachtsammellieder mit dem Pfingstliede eine ziemliche Uebereinstimmung auf. Letzteres jedoch zeichnet sich sowohl durch seine angenehme Melodie, wie auch durch die ziemlich genaue Bewahrung des ursprünglichen Textes vorteilhaft aus.

Der Refrain des Liedes: „Feierrosen Blümelein, wacker ist das Mädelein!" scheint darauf hin zu deuten, dass die Frühlingzeit der Erdenmutter und ihrer Verehrung von den Germanen geweiht war. Durch besondere Aufzüge wurde sogar der Hertha gehuldigt, und wir dürfen annehmen, da die Heiligtümer unserer Vorfahren sich im Walde befanden, dass der Herthadienst im Walde, im Grünen stattgefunden hat. In Westfalen[1]) singt man noch heute folgendes Frühlinglied:

Dui Kuckuck op daim Tiune (Zaune) saht.
Hoi Blaumen-Herthe!
Do kom oin Schiur (Schauer) un hei wor naht.
Hoi Blaumen-Herthe!
Do kom ok woier Sunnenschoin,
Dui Kuckuck wo woier droig (trocken) un foin.
Loht us in Feld, Wald, Goren (Garten) tien! (ziehen)
Hoi! hoi! Blaumen-Herthe.

In Köln singen die Kinder dasselbe Lied; doch ist der Refrain verschwunden. Dafür hört man die Lautzusammenstellung: Simsalabum u. s. w.[2])

(Fortsetzung folgt.)

8. An ajen-hore oder Güt Aeug.

Tief eingewurzelt bei den Juden in Galizien ist der Glaube an das „Anyhory" oder Güt Aeug.

Anyhory ist entstanden aus dem hebräischen Worte 'Ajin horá, d. h. das „böse Auge," und wird im Judendeutsch euphemistisch durch „Güt Aeug" ausgedrückt. Nur in einer einzigen Phrase: „Kein beis Aeug soll dir nischt schatt'n" (schaden), hat sich die richtige Bedeutung des Wortes erhalten. Es herrscht der Glaube, dass manche Leute die Eigenschaft besitzen, durch ihren Blick, manchmal sogar ohne böse Absicht, schaden zu können, was man „a güt Aeug oder Anyhory geben" nennt. Das „Güt Aeug" erzeugt Gähnen, Kopfweh, Erbrechen usw. Selbst ernste Krankheiten werden oft als Folgen des Anyhory betrachtet. Deshalb sagt man, wenn man z. B. ein schönes Kind bewundert: „Ei, is dus a schein Kind kanyhory" (= kein ajen hore). Man sieht es ungern, wenn eine fremde Person

[1]) Nach der Mitteilung des Herrn Lehrers G. Schunck in Hemer. [2]) In des Knaben Wunderhorn finden sich die vier ersten Zeilen ohne den Refrain als Anfang eines Liebeliedes. Die Aufforderung, in Feld und Wald zu ziehen, fehlt hier. (Reclamsche Ausgabe p. 217).

sich im Zimmer während des Essens befindet, und wenn dies schon geschehen muss, wird, nachdem sich jene aus dem Zimmer entfernt hat, ein Trinkglas umgestürzt. Zu einer Frau, die im Wochenbette liegt, darf kein Fremder hinzugelassen werden. Besonders muss man kleine Kinder vor dem Anyhory in Acht nehmen. Damit dem Kinde kein „Güt Aeug“ schade, wird der Hals oder der Arm des Kindes mit einem rothen Bändchen umwunden. Beginnt das Kind dennoch zu gähnen, so spuckt die Mutter einige mal gegen den Mund des Kindes. Oder sie „sprecht es up,“ indem sie dreimal die Stirn des Kindes leckt, dann ausspuckt und dabei manchmal die Worte spricht: Ny hory, ny bory, ny denbyny kory.[1]) Eine Formel zum „Upsprechen“ ist:

Drei Waber sitzen[2]) auf ein Stein,
Eine sugt Anyhory,
Die andere sugt nein,
Die dritte sugt, vün wannen s'is gekymm'n
Ahin soll 's gein.

Auch giebt es, sagt man, alte Frauen oder manche „frümmy Jüdin,“ die die Gabe des „Upsprechens“ im hohen Grade besitzen. Wahrscheinlich aus demselben Grunde darf man Jemandem nicht „in die Händ' kück'n“, d. h. ihm, während er arbeitet, in die Hände schauen, es verdirbt ihm sonst die Arbeit oder er verwundet sich einen Finger.

Brody. J. Robinsohn.

---

9. Biblische Rätsel[3]) der Magyaren.

Mitgeteilt von H. v. Wlislocki in Budapest.

1. Wer hat den vierten Teil der Welt ermordet? Kain.[4])

2. Früher ward ich geboren, als mein Vater; früher trank ich Muttermilch, als meine Mutter und ich erbrach die Jungferschaft meiner Grossmutter? Abel; sein Vater Adam ward nicht geboren; seine Mutter Eva trank nie Mutterbrust; die Erde, aus der Adam geformt ward, ist seine Grossmutter; und als man ihn als ersten beerdigte, brach man die Erde auf[5])

3. Wer spaltete Holz auf seiner Mutter Bauch?[6]) Adam, seine Mutter war die Erde.

4. Wann schrie der Esel so laut, dass ihn die ganze Welt hörte? Als er in Noa's Arche war.[7])

5. Sie ward geboren, sie gebar, sie lebt nicht und ist doch nicht gestorben? Lot's Weib.

6. Wer war der Vater von Zebedäi's beiden Söhnen? Zebedäus.

---

[1]) Polnisch: weder Berge (gory), noch Forste, noch Eichenrinden. [2]) Variante: stehen. [3]) Siehe „Am Ur-Quell“ III, S. 170—173, 300—302; IV. 84—87, 124. [4]) Originaltext bei Arany-Gyulai, Magyar népköltési gyüjtemény II, 361. [5]) Ebenda III, 298. [6]) Kálmány, Szeged népe I, 167. [7]) Ebenda III, 188, 189, 190, 192.

7. Wer beschnitt den ersten Rebenstock? Noe's Esel, denn er nagte ihm die Spitzen ab.

8. Wer pflegte den ersten Kürbis? David, denn er war kahlköpfig und schützte seinen Kopf (= Kürbis) vor der Sonne.

9. Warum biss Adam in den Apfel? Er hatte kein Messer, um sich Bissen zu schneiden.

10. Wann sprach der Esel mit den Menschen? Als Gott den Bileam aussandte, um Israels Volk zu verfluchen.

11. Wann ass Christus Fleisch mit Kuchen? Beim letzten Abendmahl.

---

10. Bienenzauber und Bienenzucht.

Von H. Theen-Söby.

XIX. Zu wiederholten Malen sind in diesen Blättern Mitteilungen über den Glauben in der Bienenzucht gebracht worden. Bei einer solchen Verehrung, deren die Biene sich von jeher zu erfreuen hatte, lag es nur zu nahe, dass mit der Zeit auch viel Unsinniges und Gläubisches unterlaufen musste, welches oftmals, namentlich als im Mittelalter der Glaube in allen Köpfen und bei jeder Gelegenheit spukte, von den traurigsten Folgen begleitet war. Mancher Glaube, manche eigentümliche Sitte herrscht hier und da bei den Imkern noch heute, und es wäre wünschenswert, wenn sich einer dazu verstände, diesen Stoff zu sammeln und zu sichten. Ein ergiebiges und dankbares Feld würde man hier antreffen. Einiges darauf bezügliches wollen wir nachstehend mitteilen.

1. Wer vor dem Gericht eine ungerade Zahl Bienen bei sich trägt, findet sein Recht immer.

2. Glück in der Bienenzucht hat man, wenn man den ersten Bienenstock stiehlt (Schwansen), oder auf dem Felde einen Bienenschwarm findet, den man einstockt und nach Hause trägt.

3. Wer aber später Bienen stiehlt, der hat Unglück und wird nicht ruhig sterben können.

4. Wenn von einem Stande Bienen gestohlen werden, so hat man kein Glück mehr mit den Bienen; sollen die üblen Folgen aufgehoben werden, so muss der Stand umgebaut oder an eine andere Stelle gebaut werden.

5. Wer am Palmsonntage Zweige von der Sahlweide auf die Stöcke steckt, dessen Bienen kann kein Böses zugefügt werden.

6. Zwischen Lichtmess und Maria Verkündigung müssen die Bienen beschnitten werden.

7. Wer Bienen kauft, darf nicht feilschen, sonst gedeihen sie nicht.

8. Auch darf man nicht betrügen, sonst verkauft man seinen Segen mit.

9. Beim Tode des Besitzers müssen die Bienen, sollen sie nicht eingehen, geweckt werden; zu diesem Zwecke klopft eine Person (der

Erbe) ein oder drei mal an jeden Stock und sagt: „Imme, ju Herr is doot, no bin ick ju Herr!“

10. Werden einem Bienen gestohlen, so muss man zusehen, dass man etwas von dem Rast (Werk) von dem gestohlenen Stocke bekommt und solches unter eine Mühlenwelle legen, so hat der Dieb keine Ruhe.

11. Damit die Bienen gut gedeihen, füttere man sie mit Honig, dem man Biebergeil, Granatäpfel usw. beimischt. Wirksam ist solches aber nur, wenn die Fütterung in verschiedenen Zeiträumen stattfindet, zum ersten wenn sie zu fliegen anfangen, dann im April, vor allem in der Zeit, wenn die Kirschen blühen, im Mai und in der Roggenblüte.

12. Zur Abwehr der Raubbienen bestreiche man das Flugloch mit Biestmilch (Colostrum) oder Zimmet, oder füttere die Bienen mit Honig, dem Biebergeil, Kampfer, Pfeffer beigemischt ist.

13. Andorn oder Berghopfen unter die Stöcke gelegt, soll die Bienen zum Brüten reizen.

14. Ein Horniss in Stücke zerrissen und unter den Honig gemischt, soll die Bienen zum Ansetzen recht vieler Weiselzellen veranlassen.

15. Um das Wegfliegen der Schwärme zu verhüten, lege man eine weisse Lilienwurzel in den Stock.

16. Auch das Abschaben von einer Steinaxt, welcher Staub dann in den zu schwärmenden Stock geschüttet wird, ist hiergegen wirksam.

17. Von den vielen Bannsprüchen erwähne ich folgende: „Ich bezwinge dich durch die Allmacht Gottes d. V. + G. d. S. + G. d. hl. G., dass du dich setzest an den ersten Baum oder Busch, wo du aufblickst, so gewiss, dass Jesus Christus zur Rechten Gottes sitzet, so gewiss muss du dich setzen I. N. + G. des V. + G. d. S. + G. d. hl. G. +

du muss dich setzen In Nahmen G. d. V. G. d. S. G. d. hl. Geistes.“

oder:

Imm wiser
Sett di nied'r
In dat gröne Gras,
Drigg Honig un ock Was,
Im Namen Gottes usw.“

oder: „Weiser, Weiser, ich befehle dir im Namen der Dreieinigkeit, du sollst nicht in die weite Welt ziehen, dich auch nicht auf hohe Bäume setzen, sondern hier auf Erden sollst du bleiben. Vater usw. usw.“

18. Damit die Schwärme sich nicht hoch, sondern stets niedrig anlegen, müssen die Korbspielen nicht hoch von Stämmen und Bäumen abgeschnitten werden, sondern stets an der Erde. Er dürfen nur von Birken oder Pappeln Spielen gemacht werden.

19. Um das Abziehen des Schwarms zu verhindern, lege Beifuss in den Stock oder Stahl auf denselben, oder stecke stillschweigend eine ungebrauchte Nähnadel darin, oder schmiere Mist vom einem Fährkalb vor das Flugloch.

20. Sollen die Bienen nicht die Ruhr bekommen, so gebe ihnen Honig, dem Menschen- oder Ochsenhaare, Granatäpfel oder Muscatnuss beigemischt ist.

21. Da in manchen Gegenden die Bienen als eine Art Schutzgeister angesehen werden, führte man auch wohl zuweilen an Hochzeittagen die Brautleute Norddeutschlands vor den Bienenstand mit den Worten:

„Immen ei, Immen ut,
Hier is de junge Brut,
Immen um, Immen an,
Hier is de junge Mann.
Imekes verlat se nitt,
Wann se nu mal Kinner kritt."

Anm. der Red. Zur Ergänzung dieses Berichtes ist der sehr lehrreiche Aufsatz von Dr. A. Haas aus Pommern in den Blättern für Pommersche Volkkunde II, Nr. 2 und 3 heranzuziehen.

11. Zaubergeld.[1]

1. Wickelt man in den Flügel einer vor dem Georgitag gefangenen Fledermaus ein Geldstück ein, so kehrt dies Geld das ganze Jahr hindurch stets zu seinem Besitzer zurück; ebenso das Geldstück, mit dem man den Kopf einer zu dieser Zeit gefangenen Eidechse abschneidet. (Magyarischer Volkglauben.)

2. Aus der Haut einer vor Georgi gefangenen Zieselmaus kann man sich eine Geldbörse machen, in der das Geld nie abnimmt. (Magyarischer Volkglauben.)

3. Dass ein Pfennig den andern trage. Nimm ein Schwalbenei, siede es hart, und leg es wieder in das Nest, so kommt die Alte und bringt eine Wurzel, diese nimm und lege zum Geld. (Aus einer vierbändigen Handschrift aus dem vorigen Jahrhundert, Sammlungen von Volkglauben enthaltend, im Kösmärker Lyceum.)

4. Dass dir Geld nimmer weniger werde. Nimm eine Widhopfenzunge und lass vier Messen darüber lesen und lege solche zum Geld. (Aus derselben Sammlung.)

Budapest. Anton Herrmann.

5. Geld zu bekommen. Nimm Schwalbeneier, siede sie, lege sie wieder in das Nest, so bringt die alte Schwalbe eine Wurzel; die trage bei dir im Beutel. (Albertus Magnus II. S. 7, Reding bei Louis Ensslin.) H. Volksmann.

12. Sondersprachen.

Von Paul Sartori in Dortmund.

Es sollen im Folgenden, gewissermassen als ein Seitenstück zu den in dieser Zeitschrift veröffentlichten „Geheimen Sprachweisen" einige Beispiele für das wirkliche oder mythisch vorausgesetzte Vor-

[1]) Siehe Am Urquell Bd. IV. S. 105—110; 135—141.

kommen von besonderen Sprachen oder Spracharten bestimmter Wesen, Klassen, Stände u. s. w. beigebracht werden. Erschöpfend sind diese Zusammenstellungen keineswegs, vielleicht sind sie aber manchem willkommen und regen zu weiteren Beiträgen an.

1. Götter. Ueber die Göttersprache bei Griechen und Germanen, die eine eingehendere Besprechung verlangen würde, sei hier nur verwiesen auf Nägelsbach, Homer. Theologie, S. 191 f., 435 ff. und Grimm, Dtsche Myth. [4] I, S. 276 ff. Im Nachtrag III, S. 101, werden für die Annahme einer Götter- oder Dämonensprache bei den Indern einige Beispiele aus Somadeva angeführt. Hinzuzufügen ist noch Holtzmann, Indische Sag. II, S. 258. Im Vendidad heisst es: „Der Vogel Peroderesch (d. i. glanzvoll weit ausgedehnt), sprach Ormuzd, ist es, den die Menschen uneigentlich Kehrkas nennen.“ Schwenck, Mythol. d. Perser, S. 304 (vgl. Gubernatis, D. Tiere in d. indogerm. Mythol. S. 554 f.). Und der zweite Himmelvogel, Eorosch, wird genannt: lichtglänzend, fernschauend, verständig, rein, vortrefflich, Himmelsprache redend u. s. w. Schwenck a. a. O. S. 307. Der Aegypter Mertisen, Vorsteher der Steinmetzen und Schreiber der Metallarbeiter unter der zwölften Dynastie, sagt in seiner Grabschrift: „Ich kenne das Geheimnis der Göttersprache, denn ich war ein vollendeter Bildhauer in meiner Kunst.“ Meyer, Gesch. d. alten Aegyptens, S. 189. Ueber den redenden Gott des Alten Testaments s. Grimm, Kl. Schr. I, S. 272 ff., über den des Neuen ebda. II, S. 428 ff. Vielfach gilt der Donner als Stimme der Gottheit. Ebda. Dagegen glaubte man in Polynesien überall, dass die Götter eine pfeifende, flüsternde Stimme hätten, in Tahiti ferner, dass das Brausen grosser Muscheln, welches sie ans Ohr gehalten vernehmen lassen, von bösen Oramatuas stammt, welche sie bewohnen. Die neuseeländischen Götter und Feen flüstern nur, und auf Tonga war das Pfeifen verboten, weil dies der Ton der Götter sei. Waitz-Gerland, Anthropol. d. Naturvölker, VI, S. 383.

2. Zwerge. Im nordischen Volkglauben heisst das Echo Dvergmâl oder Bergmâl, d. h. Zwerg- oder Bergsprache. Grimm, D. M. I, S. 374, III, S. 128. Die Unterirdischen auf Sylt hatten eine besondere Sprache; Beispiele bei Hansen, Sag. u. Erzähl. d. Sylter Friesen, S. IX f. Grässe, Sagenbuch d. preuss. Staates II, S. 1012 ff. In Lebelin sagen die Unterirdischen „De Trippeln sünt aewer de Troll“, das sollte heissen: die Kühe standen gerade über dem Bükkessel. Müllenhoff, Schl. Holst. Sag. S. 575. (Aehnlich die Sprache der Tatern, ebda S. 538.) Die Zwerge auf dem Knickberge hatten eine eigene Sprache, welche die Menschen nicht verstanden, sie verstanden aber die Menschen. Pröhle, Unterharz. Sag. S. 103. Wechselbälge sprechen oft gar nicht, oder heulen und schreien nur zum Entsetzen. In Wales haben die Unterirdischen eine eigene Sprache, von der ein Mensch, der bei ihnen gewesen, einige Worte gelernt hatte. Grimm, Irische Elfenmärchen S. LXXVIII. Auch die „Lutchen“ im Spreewalde hatten eine besondere Sprache, man verstand nicht alles, was sie sagten, sie

zeigten dann, was sie haben wollten. Sie sprachen das Wendische nicht richtig, sondern alles verkehrt, oder das erste Wort richtig, das zweite falsch, oder immer eins rückwärts, eins vorwärts, oder einmal ja, einmal nein, oder alles bloss mit einem Worte, oder immer eins. Schulenburg, Wendische Volksag. a. d. Spreewald, S. 280. In Gablenz sagten sie: Borgt uns euer Nichtbackfass, wir werden euch unser Nichtbrot bringen u. s. w. Schulenburg, Wendisches Volktum etc. S. 170 f.

3. Geister. Auf Island ist es eine Eigentümlichkeit aller Gespenster und Unholde in Versen zu sprechen, deren letztes Wort oder letzte Worte wiederholt werden. Maurer, Isländ. Volksag. S. 59, 73, wo Beispiele. Einem Mann zu Steinfeld im Bremischen Marschland, der ein Hünengrab zerstört hat, erscheinen in der folgenden Nacht drei Männer, die sich in einer unverständlichen Sprache unterhalten. Doch reden sie nachher den Uebelthäter in der seinigen an. Grimm, D. M. II, S. 803. So reden in unverständlicher Sprache: gespenstische Ritter (Birlinger, Volkt. a. Schwaben, I, S. 2 f.), ein wilder Heerhaufe in der Ruine Klingenstein (ebda I, S. 32), Holzfräulein (Panzer, Beitr. II, S. 161, Mannhardt, Wald- und Feldkulte I, S. 77), Schatzjungfrau (Rochholz, Aargausag. I, S. 261). In Pfullingen fanden sich an jedem stillen Winterabend zwei Nachtfräulein zum Spinnen ein. Sie waren schweigsam gegen die Menschen und nur unter sich wechselten sie zuweilen einige Worte „in kindischer Aussprache“. Meier, Schwäb. Sag. I, S. 13. Vgl. zu dieser „Burensprache“ auch noch Laistner, Rätsel d. Sphinx, II, S. 60. Die Elfen reden ganz leise. Auf Man hörte Waldron ein Wispern, das nur von ihnen herrühren konnte. Auch in Schweden ist ihre Stimme leis wie die Luft. Der serbischen Vila wird die Stimme des Spechtes zugeschrieben. Grimm, Irische Elfenmärchen, S. LXXVIII f. Bei Birlinger, Aus Schwaben, I, S. 126, sagt eine Hexe von ihrem Teufel, dem goldenen Männlein, aus: Des Männleins Sprache sei wie welsch: wowiltuhin, womansehen, wiltmansehen, dumansehen, meinmansehen, hinmansehen, Jungfrau wolt ihr mein seyn, Jungmansehin, Fraumansehin, woltmansehen u. s. w.

4. Hexen. Bei Wolf hess. Sag. S. 71 sagt eine schwarze Katze zur andern: Er bevt, die andere: er bevt nicht, das heisst in ihrer Hexensprache: er schläft. — Wenn man Getreide säet, soll man mit dem rechten Fuss antreten und sprechen: Walt Gott! Dieser Ausdruck ist aber in Ertingen verpönt, weil sich nur Hexen seiner bedienen. Birlinger, Volkt. a. Schwaben, I, S. 328. Ueber besondere Hexennamen s. Birlinger, A. Schwaben, I, S. 127.

5. Tiere. Wenn Tiere redend eingeführt werden, so reden sie meist die Sprache der Menschen, wie schon Bileams Eselin und die Rosse des Achill. Oft legt der Volkmund ihren Tönen ganz bestimmte Formeln in menschlichen Worten zu Grunde. Vgl. z. B. Bartsch, Mecklbg. Sag. II, S. 176 ff. Mitunter reden sie nur zu bestimmten Zeiten, in der Christnacht, in der Neujahrnacht. Oft besitzen sie

aber auch eine Sprache für sich allein, und deren Verstehen, namentlich der Vogelsprache, galt im Mittelalter als der Gipfel aller menschlichen Erkenntnis. Vgl. Liebrecht zu Gervas. v. Tilbury, S. 155 f., Anm. Es sollte schon zu den Wunderkräften des Teiresias und des Apollonius von Tyana gehört haben. In Schwaben haben die Gänse ihre eigene Sprache, die nicht jeder versteht. Birlinger, Volkt. a. Schwaben, I, S. 335. Verrat der Tiersprache kostet das Leben. Kuhn, Märk. Sagen, S. 268 f. Mitunter stirbt der Mensch schon beim blossen Hören. Schuller im Progr. d. Gymnas. zu Schässburg, 1863, S. 22. (Siebenbürger Sachsen.) (Fortsetzung folgt.)

---

13. Ein polnisches Rekrutenlied.

Mitgeteilt von Wasyl Ščurat.

Na pikiecie stoju Z harmat ognia daju, A francuzki kuli (bis) Jak organy grajo.	Im Felde halt ich die Wache, Ich lass die Haubitzen erblitzen, Und des Franzmannes Kugeln, Die pfeifen die Orgel dazu.
Nie boju si kuli, Wszelkiego plejzoru, Tylo ja si boju (bis) Cisarskich dochtorów.	Was hab ich die Kugeln zu fürchten, Was frag ich nach Wunden und Narben? Doch vor des Kaisers Doctoren, Da graut mirs und bangt es gar sehr.
Cisarski dochtory Jak te rzemieśniki: Cia'o rozcinajo, kuli wyciągajo Jako te rzeźniki.	Des Kaisers geschickte Doctoren, Die treiben ein artig Gewerb, Zerschneiden den Leib und fahnden nach Kugeln, So machens die Metzger daheim.
Matko moja, matko, Ty w różanym kwiecie, Już ci nie zobaczu (bis) Aż na tamtym świecie.	O Mütterlein mein, o Mütterlein, Du wandelst in Rosen und Blüten; Dich werd ich wohl nimmer erschauen, Gewiss nur in jener Welt.
Aż na tamtym świecie Miendzy haniułami, A Pan Bóg stwórżyciel (bis) Bendo zawdy z nami.	Gewiss nur in jener Welt Zwischen den Engelein, Und Gott der Herr, der Schöpfer Wird ewiglich mit uns sein.

Dieses polnische Lied zeichnete ich vor zwei Jahren in Spasów bei Sokal aus dem Munde eines gewesenen Soldaten auf. Bekannt ist es überall, unter den Polen und Kleinrussen und, soweit ich in den Sammelwerken auch nachgesehen habe, noch nirgends veröffentlicht. Das Lied dürfte ursprünglich in rein polnischer Sprache verfasst worden sein; der vorstehende depravirte polnische Text wird von den Kleinrussen gesungen. Das Lied ist darum zu beachten, weil es dem üblichen Misstrauen des Bauernvolkes gegenüber den geschulten Aerzten unverhohlenen Ausdruck gibt. Auch sonst in der volktümlichen Literatur spielt der Doctor medicinae eine schiefe Rolle und dient dem Volkwitze als Ziel. Das Volk in Galizien hängt noch ganz und gar an seinen Zauberweibern und heilkundigen alten Bauern. Den

geschulten Arzt sucht man nur im alleräussersten Falle auf, wenn die Kurpfuscher alle ihre Mittel vergebens angewendet haben. Ausnahmweise erfreuen sich jene Aerzte einigen Ansehens, die ellenlange Recepte verschreiben, deren Herstellung recht kostspielig ist. Ein teueres Mittel, ein gutes Mittel ... Das Mittel aber muss unbedingt dem Patienten drei mal den Magen umdrehen.

---

14. Bezeichnungen der Trunkenheit in der Sprache des Volkes.

Eine Umfrage von Heinrich Merkens.

I. „Zuviel kann man wohl trinken, doch trinkt man nie genug," so heisst's ja in dem bekannten alten Lied, und es wird damit so recht die unverwüstliche Zechlust charakterisirt, die den echten Deutschen zu allen Zeiten erfüllt hat. Es ist das keine Uebertreibung; denn wenn schon vor beinahe 1800 Jahren von Tacitus berichtet werden konnte, dass es bei den alten Germanen durchaus „keine Schande" gewesen, „Tag und Nacht ununterbrochen fort zu zechen" und bei Trinkgelagen über die wichtigsten Fragen des Familienlebens sowie des Gemeinwesens, wie „Abschliessung von Eheverbindungen, Aussöhnung von Feinden, Wahl der Häupter, Entscheidung über Krieg und Frieden," zu verhandeln[1]), dürfen wir wohl mit grosser Sicherheit annehmen, dass diesem „Volke ohne List und Trug" seit Odins Zeiten eine durstige Leber angeboren ist. Wie diese damals die wahre Urheberin der von dem ausgezeichneten römischen Geschichtschreiber gepriesenen zwanglosen Fröhlichkeit war, bei welcher sich „das Innere der deutschen Brust öffnet", so ist sie heute die unversiegbare Quelle von einem Frohsinn und einer Lust, wie sie bei Rundgesang und Rebensaft nur der deutsche Mann kennt. Gewiss, wie alles in der Welt, hat die Sache auch ihre Kehrseite, und zwar eine recht böse. Auch von dieser weiss Tacitus zu erzählen. „Häufig entstehen unter den Betrunkenen Zänkereien, die selten mit Schmähworten, öfter mit Wunden und Totschlag endigen."[1]) So hat auch im späteren Mittelalter der Dämon des Zechens viel Unheil bei uns angerichtet. „Es ist leider ganz Deutschland mit Saufen geplagt," klagt Dr. Martin Luther in seiner Streitschrift; „Wider Hans Worst" im Jahre 1541. „Wir predigen und schreien darüber, es hilft aber leider nicht viel. Es ist ein böses altes Herkommen im deutschen Lande, wie der Römer Cornelius schreibt, hat zugenommen und nimmt noch zu." Und es verhielt sich in der Tat so. Die Neigung zum Trunke war damals wohl einer der hervorstechendsten Züge des Zeitalters. In den Trinkstuben der Stadtjunker, den Ratkellern, den Zunfthäusern der Handwerker hatte sich durch Gewohnheit ein förmliches „Trink-

[1]) Tacitus, Germania I. 22.

recht“ gebildet, auf welches der Trinkerstaat mit Strenge hielt. Um den „Abt mit seinen Mönchen“ (den grossen Pokal und die kleinen) nahmen die Mitglieder ihre Stellen ein: Brot, Pfeffer und Salz, Nüsse und andere Reizmittel wurden aufgesetzt. Gebieterisch verfuhr der Vortrinker als Oberhaupt, sah darauf, dass Jeder seine Pflicht tat, die Pokale ordnungmässig in der Reihe umgingen. Trinklieder, Trinksprüche, Trinkwitze, Alles hatte sein Gesetz.[1]) Ein 1616 erschienenes sehr interessantes Büchlein gibt uns über die damals wenigstens in Norddeutschland allenthalben geltenden Regeln des Trinkens die genaueste Auskunft. Es betitelt sich: „Jus potandi oder Zech-Recht“, und sein Verfasser, der sich Blasius Multibibus utriusque V. et C. (d. h. Vini et Cerevisiae) candidatus nennt, sagt, dass er das Buch nur deshalb geschrieben habe: „weil unter uns nichts Gemeineres ist und nichts fast täglich und so solemniter begangen wird als des dickschwülstigen Saufgottes Bacchi seine Frass- und Quasfeste, da man mit grossen Lauxen und langen aufgetürmten Bierhumpen gar ritterlich einander zusetzet, und weil leider zu besorgen, es möchte auch uns unter die Nase gestossen werden, was der Römer Mutius zum Servius sagte: Es sei einem Deutschen ein grosser Uebelstand und Schande, des Gast- oder Saufrechtes, damit er täglich umgehet, unkundig, unwissend und unerfahren zu sein.“ Hierauf folgt alsdann eine in höchst drastischer Sprache geschriebene Geschichte des Trinkens, an welche sich zuletzt die zahlreichen Vorschriften des Zecherrechts anreihen.[2])

Ein lebendiges und urwüchsig derbes Bild des alten deutschen Zechwesens gibt uns auch Johann Fischart in seinem alle Torheiten seiner Zeit geisselnden grössten Werke, dem „Gargantua“ oder der „Geschichtsklitterung“ (1575). Darin schildert er uns nämlich eine „Abendzech“, in welcher wir die verschiedenen Entwicklungstadien einer Sauferei von Anfang bis zu Ende durchlaufen. Ich teile aus dem betreffenden Kapitel nur ein paar Stellen mit: „Da hat einer Wunder gesehen, wie da die Gläser, Becher und allerlei Trinkgeschirr umgingen, wie man allda die Kandel übet; da schar man den Schunken, da zog man den Käsprodukten, dem Ferlin die Harzhaub ab, da griff man den Haspen auf die Hauben, da stachen sie einander die Pokal auf die Brust, da flogen die Mühlen, da stiebeten die Römerken, da raumt man die Deckelbecher, da soffen je zwen und zwen aus doppelten, die man voneinander bricht, ja sie soffen aus gestifelten Krügen; da stürzt man die Pott, da schwang man den Gutruff, da dreht man den Angster, da riss und schält man den Wein aus Potten, aus Pinten, aus Kelchen, Napfen, Gonen, Kellen, Hofbechern, Tassen, Trinkschalen, Pfaffenmassen, Staufen von Hohenstaufen, Kitten, Kälten, Kannten, Köpfen, Knartchen, Schlauchen, Pipen, Nussen, Fiolen, Lampeten, Kufen, Nüsseln, Seideln, Külkessen, Mälterlin, Zölken, Kannen,

[1]) Vgl. Hüllmann, Städtewesen d. Mittelalters Bd. IV, S. 130.

[2]) Mehr aus dem Inhalte des selten gewordenen Büchleins teilt uns Moritz Busch mit in seinem vortrefflichen „Deutschen Humor“ (Leipzig) mit.

Schnaulzenmass, Stotzen. Da klangen die Gläser, da funkelten die Krausen. Holla, schenk ein, Wirthsknecht! Gib! reich! hol! lang! biet! zeig! weis! stürz's um! streich's! klopf's Näglin! Macht's voll, so werden wir voll nach dem Streichholz! Den Willkomm her! Auf Kundschaft! Auf du! Latz und Nestel abschneiden! Den dran, den drauf, den darbei, so sind der guten drei! Korn um Salz, nichts umsonst! Also gefällst mir, hau mir das Glas tapfer zu! Hör, Weinschenk, bring mir den Roten, bleich sehen die Toten! Mir ein frisch Glasschwitzigen, davon das Glas wie Katharinabergöl weint. Also kann man einen Anstand mit dem Durst treffen." — „Hodrihein, heinnacht nimmer heim, sondern henkt die Sonn an den Mon, die Nacht an den Tag, die Tisch aneinander trag! Heiss, heiss wie sticht die Sonn! Der ist im Narrenhäuslein, tu quoque mach simile: hie fesselt man, hie kesselt man. Und die den Wein verschütten werden, lecken ihr Teil von der Erden. Schenk ein aus aller Heiligen Fass, das heisst den Magen einbeizen, das heisst geeicht. Du hebst zu hoch auf, die Hand verstellt dir die Nas. Ich sauf durch keinen Strohhalm, es sei den Most auf dem Fass. Nun gurgelguttere tapfer, spitz das Schlehenmaul. Ich sauf wie ein Tumbherr, ich wie ein Tempelherr, und ich tamquam sponsus. Ich tamquam terra sine aqua. O Meister Titus Zimmermann, der so subtile Spänen von einem Santröglein hauet, leg mir diesen ein, eingelegt Arbeit hab ich gern im Keller." — „Wir zu unserer unschuldigen Zeit trinken nur zu viel ohn' Durst; und billig: wir trinken für den zukünftigen. Kauft in der Noth, so habt Ihrs im Tod. Ich bin kein Sünder ohn' Durst; ich trink ewiglich: Trinken ist mein Ewigkeit, und Ewigkeit ist mein Trinken."

Auf den unbändigen Hang zum Trinken gründet sich wohl auch der damalige Gebrauch des „Schlaftrunks", eines Teils zur Ergänzung der Besoldung der Landes- und Hofbeamten. Dieser stammte aus sehr früher Zeit, wie aus einer Urkunde vom Jahre 1351 zu ersehen ist[1]), in welcher Wilhelm V., Graf von Holland, Sohn des deutschen Königs Ludwig von Bayern, einem seiner Räte, Gerryt Alewynsze, „een pot wyns ten slaapdronke" zusicherte, und seinem Stallmeister und Kammerrate Thile von Trotha gewährte der Kurfürst August von Sachsen im Jahre 1556 unter anderm Einkommen ein Fuder Landwein und den hergebrachten Schlaftrunk.[2])

Aber wie verbreitet auch die Neigung zum Trinken damals unter den Deutschen war, und wie gross die Zahl derer, die der „Saufteufel" in seiner unflätigsten und widerwärtigsten Gestalt regierte, so stieg doch mit jedem Zeitalter, bei zunehmender Gesittung, auch hier ein besserer Geist auf; allerdings kann und soll nicht geläugnet werden: aus der gewaltigen Zechlust des deutschen Volkes entspringt

---

[1]) bei van Alkemade Bd. II, S. 108.

[2]) Bestallung für denselben abgedruckt in Horns Sammlung zu einer historischen Handbibliothek von Sachsen, S. 510. Vgl. Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters, Bd. IV, S. 183.

auch heute noch viel Unheil und Schaden; gleichwohl ist, wie gesagt, nicht zu verkennen, dass wir ein gutes Stück deutschen Frohsinns und deutscher Gemütlichkeit, besonders in den Weinländern, zu verdanken haben. Diesen Frohsinn und diese Gemütlichkeit will es sich durchaus nicht verkümmern und verderben lassen durch die Vernünftelei und Weisheit griesgrämiger Moralisten. Mögen einzelne hippokratisch angelegte Naturen, nach ihrer jetzt beliebten Weise, durch den „Alkoholismus" überall Zersetzung und Entartung wittern; lassen wir sie; denn bis dass durch die „Bekämpfung der Trinksitten" der edle Rebensaft sein letztes Fass gefunden haben wird und alle Tropfen versiegt sein werden von Würzburg bis zum Drachenfels, fliesst noch viel Wasser durch den freien deutschen Rhein.

Das hier oben in Erinnerung Gebrachte dürfte wohl genügen, um die Tatsache zu erklären, dass kein Volk der Erde so viele Bezeichnungen der Trunkenheit besitzt, wie das deutsche. Die mir durch mündliche und durch schriftliche Ueberlieferung [1]) bekannt gewordenen teile ich im folgenden Heft mit; nur möchte ich noch bemerken, dass ich nicht daran zweifele, dass noch manches hier fehlt, besonders in den mundartlichen Bezeichnungen, und es mich daher auch sehr freuen würde, wenn vielleicht der eine oder der andere freundliche Leser des „Ur-Quell" ein Scherflein beitragen wollte zur Vervollständigung dieser Sammlung.

---

15. Das Tonnenabschlagen.

Ein mecklenburgischer Brauch.

Kürzlich gingen durch die Zeitungen Notizen über einen alten Brauch, den ich vor Jahren zu beobachten Gelegenheit hatte. Es ist das „Tonnenabschlagen" zu Wustrow auf Fischland in Meklenburg. Den Festplatz bildet die „grosse Strasse," die gerade zu diesem Zweck am geeignetsten ist. An beiden Seiten der Strasse sind Leinen gezogen, um das Publikum abzuhalten. Zwei mit Laub und Blumen bewickelte Fahnenstangen sind durch ein Tau verbunden, an dessen Mitte die bekränzte Tonne hängt, die als Zielscheibe für die wuchtigen Hiebe der Reiter dient. Die einzelnen Reiter sausen in Galopp hintereinander unter der Tonne durch, indem sie dabei mit einem starken Knittel den Schlag ausführen. Bei diesem eigenartigen Schauspiel giebt es zwei Könige, den „Stäbenkönig" und den „Bodenkönig". Ersterer hat die Ehre König zu sein, sobald er den letzten Stab der Tonne fortschlägt, so dass nur der Boden an der Leine hängen bleibt, während letzterem die schwerere Arbeit bleibt, den Boden selbst oder vielmehr dessen letztes Stück herzunterzuschlagen. Der „Bodenkönig" ist der Hauptkönig. Ein eigentliches Geschenk

---

[1]) Vgl. Lichtenbergs Vermischte Schriften, Bd. III, S. 73: Redensarten, womit die Deutschen die Trunkenheit einer Person andeuten.

erhalten beide Sieger nicht; doch sind vom Amte 18 Taler Courant ausgesetzt, die abends vertrunken werden. (Vergl. „Rost. Zeitung" vom 20. Juni 1892.)

Ich will bei dieser Gelegenheit noch einmal auf des „Tuchschieben" hinweisen, ein altes märkisches Volkspiel. Die jungen Burschen schieben auf dem „Fleck" (der Dorfplatz) Kegel. Wer die meisten Punkte hat, gewinnt ein Knüpftuch, das auf gemeinsame Kosten angeschafft worden ist. Mit ihm schmückt er seine Liebste, mit der er den Tanz unter der Linde eröffnet.

Wismar in M. O. Glöde.

16. Tierstimmen im Volkmunde.

Von Dr. A. Brunk.

Eine Reihe volktümlicher Deutungen von Tierstimmen habe ich in den Blättern für pommersche Volkkunde, Jahrg. I, Nr. 4 und 5 zusammengestellt. Was ich dort aus verschiedenen Gründen übergehen musste und seitdem neu gesammelt habe, lasse ich hier folgen.

Frosch. Schon am frühen Morgen beginnen die Sorgen der Hausfrauen. Da stehen zwei Nachbarinnen zusammen: „Gradersch, Gradersch, wenn wâr ji back, wenn wâr ji back?" — „Mo'in! Mo'in!" — „Back uck ick — o ku!" Oder die erste fragt: Moarks, morks, moarks, wennier willt ji backen, backen? Wennier willt ji backen, backen?" — „Morgen, morgen, morgen!" — „Denn will ick uck backen, backen, backen!" (Gilow, De Diere, S. 436.) Im Frühjahr lockt der Storch den Frosch: „Kumm wat häer!" Aber der Frosch fühlt sich im Wasser sicherer und antwortet: „Ne, du knickst mi!" (Aus Pölitz.)

Unke.

Unk Unk Unk,
Vö Tiden was ick jung:
Herr ick einen Mann nâmen,
Wier ick nich in'n Dik kâmen.
Unk Unk Unk
Vö Tiden was ick jung.

Zwei Unken halten folgendes Gespräch:

„Ûk! Min Kind is dôd!"
„Ûk! Min uck."
„Ûk! Sall en gräun Klêd anhebben."
„Ûk! Min uck." (Gilow, S. 680.)

Blässente. Die Blässente heisst von ihrem Rufe: „Blässt Nörk!" (d. h. mit einer Blässe, einem weissen Strich, versehener Nörks) auch Blässnörks. (Aus Meklenburg.)

Drossel. David, Hans David! (Gilow, S. 116.)

Ente. Dat Raupen von de Enten nennt man Paken, dorher Paakent; röppt uck: „Pack, pack, pack! Back, back, back! Wat, wat, wat! Wârdt wat! Wârdt wat." — Will de Arpel de Ent träden,

seggt e: „Sack eis, sack eis!" De Änt seggt denn: „Uck nich hârt, uck nich hârt, uck nich hârt!" De Arpel: „Ne ganz sachting, ne ganz sachting!" — De Änt de träden, röppt lûr: „Pûtst hart, hart, hart, hart!" — De Änt seggt, wenn de Arpel êr trett: „Wat wâd dat, wat wâd dat, wat wâd dat?" De Arpel seggt denn lîs: „Wat wâd't woll wâden, wat wâd't woll wâden!" (Gilow, S. 139.) In Vorpommern antwortet der Enterich auch: „Lat't wârda, wat't wârd! Wat wârd't doch!" In der Cösliner Gegend: „Wârd, wa't wârd! Aber 't wârd wat!" Am nächsten Morgen findet dann bei der Morgentoilette im Bach wohl folgendes Gespräch statt:

Erste Ente: „Heut Nacht hat mich mein Mann, hat mich mein Mann!"
Zweite: „Schweig doch still, schweig doch still, schweig doch still!"
Dritte: „Wieviel Mâl, wieviel Mâl, wieviel Mâl?"
Erste: „Acht Mâl, acht Mâl, acht Mâl!"
Chor: „Brav, brav, brav, brav, brav, brav, brav!" (Aus Vorpommern.)

An einem heissen Sommernachmittag überredet die „seebefahrene" Ente den Hahn und die Ziege, mit ihr eine Wasserfahrt zu wagen. Plötzlich zieht ein Gewitter auf und der Kahn fängt bedenklich an zu schaukeln. Da erhebt der Hahn ein grosses Geschrei: „Wat denn nu, wat denn nu?" und die Ziege stimmt ein: „Dass Gott erba-a-arm!" Aber die Ente lacht sie aus: „Wat Schnick, wat Schnack! Wat Schnick, wat Schnack!" (Aus Finkenwalde.) — Wenn Soldaten ins Dorf rücken, rufen die Enten: „Soldâten kâmen! Soldâten kâmen!" Die Ziege bestätigt das: „Mit Gewe-e-ehr, mit Gewe-e-ehr!" Der Enterich schnattert: „Sackerlôt, sackerlôt!" Der Haushund bellt: „Wo, wo, wo, wo!" Die Katze maut: „Von Bernau, von Bernau!" Und der Hahn kräht von der Hofmauer herab: „Sei sünd all dor!" (Gilow, S. 139. Vergl. des Knaben Wunderhorn, S. 806.)

E u l e. Die Eule schreit: „'t is Tîd! 't is Tîd!" und kündigt so dem Menschen den Tod an. Wenn ein Kind im Hause gestorben ist, ruft sie: „Kin, dôd, dôd, dôd!"

F i n k. Er ruft: „Pink, pink!" und „Rîd hertau, draff!" oder wenn das Wetter sich ändert: „Tîf, tîf!" (Gilow, S. 153.) In der Cösliner Gegend stellt er sich als Unteroffizier vor: „Ick ick ick ick bin der Unteroffizier!"

G a n s. Wenn de Gäus' in ein Gaushaus up'n Brâkacke gân möten, wo nich mâl'n Halm Gras steit, wâd êr toletzt so lækrig, dat 's einen starken Gibbel up Kurn krigen: sei koppschlâgen un dreigorsen, drängen von ein Sîd tô 'r anne, setten sich toierst in 'n Gaus'marsch und „tott tott tott, tott tott tott" gân's ierst einen lütten Draf, raupen æwest bald krîschend: „Ji i i!" nämen sich up un fleigen in't Kurn; de Gaus'häur kann's so nich möten, wenn hei uck nâst von Jer un Redlichkeit ûtrackt ore schlâgen würr, dat e nich krupen kann. Mitdes hebben de Gäus' dat gaut, sei hâlen sich de Oren von't Kurn dâl un säuken sich so in'n Roff wat rintopükern. Dat Vegnäugen dûrt æwest nich langen, bald kümmt Eine, dei se ût't Kurn rutjâgen wâd. De Gant, de desen gewohr wâd un toierst to

seihn kriggt, schriggt hell up: „D' Schriwe[1]) kümmt!“ De Gäus, dei nu vör en natt Johr bang hebben, krigen dat Lopen, wäckeln mit de Köpp un tottern: „Ach Gott doch, ach Gott doch!“ (Gilow, S. 179. Vergl. Blätter für pomm. Volkkunde, Jahrg. I, S. 69.) — Dei Voss hâr ein Gaus an de Flücht, dor beer dês', sei wull man noch einen Danz mit em måken, hei süll Hoppass un sei denn Kijack singen; dor ging de Voss up in, hei süng: „Hoppass!“ De Gaus hâr nu êr Flücht fri, röppt: „Kijack!“ un flücht nå'n Dik, wo êr Wäschen un Süstern se freudig „wi wi wi!“ willkåmen heiten dêden. (Gilow, S. 180.)

(Fortsetzung folgt.)

17. Isländisches Normal-Ellenmaass an einer Kirche.

Von A. Treichel.

Als Parallele zu der Anbringung des Normalmaasses der Kulmischen Rute in und an Kirchen zu Culm a. W. und zu Mühlbanz in W.-Pr. (vgl. Treichel in Ztschr. für Ethnol., Berlin, Bd. 21. Sitz.-Ber. v. 11. Jan. 1890.) führt mir Herr Prof. Dr. K. v. Maurer in München einen Fall aus Island an. Laut einer absolut verlässlichen Geschichtquelle, nämlich der Lebensbeschreibung des Bischofs Póll Jónsson von Skálholt, wurde dort in den Jahren 1195—1200 ein Gesetz über das Ellenmaass erlassen. Dieses Gesetz ist uns in zwei Handschriften aus dem Ende des 13. und der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts erhalten, und besagt, dass das Normal-Ellenmaass an der Mauer der Kirche zu Þingarllie angebracht werden solle; es war dies aber die Kirche der Dingstätte, an welcher die Landgemeinde gehalten wurde. Vgl. Diplomatarium Islandicum Bd. I. S. 306—10. Der Vorgang fällt also in wenig frühere Zeit, als die Kulmische Handfeste, und ist dabei wiederum die Uebereinstimmung bemerkenswert, dass das, was in weltlicher Hinsicht erhalten zu werden für gut befunden werden muss, an einer Kirche angebracht wird. — Auch am (altstädtischen) Rathause in Danzig sieht man noch heute nach der Seite zum Langenmarkt eiserne Krampen eingeschlagen, an welchen früher die Originalmasse jeder Art befestigt waren, die dort Gültigkeit hatten.

2. Zu vorstehender Mitteilung erlaube ich mir Folgendes anzumerken: Eine Merkwürdigkeit ist die friesische Normalelle, welche an dem westlichen Pfeiler in der Kirche zu Nieblum auf der Insel Föhr hängt. Sie ist aus Eisen, 24½ Zoll lang und in Viertel eingeteilt, von welchem das erste und dritte Viertel reichlich 6, das zweite 6 und das vierte kaum 6 Zoll lang sind. Die Ungleichheit ist jedenfalls eine absichtliche. Die einzelnen Viertel sollen nicht die Viertel der friesischen Elle, sondern vielmehr die benachbarter Ellen angeben. (O. C. Nerong: Führer in dem Nordseebad Wyk auf Föhr, S. 38.)

3. An der sogenannten Küsterei, die an der Kirchhofmauer der Lundener Kirche lag, hing noch in den vierziger Jahren die Lundener Normalelle.

H. Volksmann.

[1]) Das ist in Vorpommern und Mecklenburg der Wirtschafter auf dem Gute.

18. Zur Sage vom Trinkhorn des Grafen von Oldenburg.

(Am Ur-Quell IV, 208 f.)

Die Sage vom „Oldenburger Horn“ ist in den Deutschen Sagen der Gebrüder Grimm als Nr. 547 (II³, 169) nach den Oldenburgischen Chroniken von Hamdmann (1595) und Winkelmann wiedergegeben worden. Ich verweise noch auf Alexander Kaufmann, Quellenangaben und Bemerkungen zu Karl Simrocks Rheinsagen u. s. w., Köln 1862, S. 12 f., der Folgendes bemerkt: „Die Geschenke, welche der Schwanritter (nach dem Lohengrin) seinen Söhnen zurücklässt:

ein swert, ein horn, ein vingerlin

sind göttliche Gaben, an deren Besitz sich das Glück und an deren Verlust sich der Untergang des Hauses knüpft. Solche Geschenke begegnen uns vielfach in Mythen und noch heute gangbaren Sagen; wir erinnern nur an das Horn von Oldenburg (bei Grimm a. a. O.) und das durch Uhland so berühmt gewordene „Glück von Edenhall“, von welchem letzteren es bei Hutchison, History of Cumberland I, 269 heisst[1]): In this house (Edenhall) are some good oldfashioned apartments. An old painted drinking glass, called the luck of Edenhall, is preserved with great care. In the garden near to the house is a well of excellent spring water, called St. Cuthberts well (the church is dedicated to that saint): this glass is supposed to have been a sacred calice, but the legendary tale is, that a butler, going to draw water, surprised a company of fairies, who were amusing themselves upon the green near the well. He seized the glass, which was standing upon its margin; they tried to recover it, but after an inefectual struggle flew away saying:

If that glass either break or fall
Farewell the luck of Edenhall!“

Bemerkenswert ist es, dass eine weitere Parallele zu dem „Glück von Edenhall“ sich in derselben Gegend, in welcher die Sage vom „Oldenburger Horn“ spielt, in dem Kruge findet, welchen ein Zwerg aus dem Osenberg im Wirtshause zu Brümmerstett zurücklässt. S. Br. Grimm, D. Sagen Nr. 43 (I.³ S. 28.) „Als er zerbrochen worden,“ erzählte der Berichterstatter der Sage, „wäre das Glück gleichsam mit zerbrochen und Alles krebsgängig.“ R. Sprenger.

19. Kleine Mitteilungen.

Um Läuse, Wanzen, Schaben zu vertreiben, soll man nach Angabe unserer Hofweiber einige dieser Tiere einfangen, in eine Federpose stecken, diese verstopfen und bei abnehmendem Monde stillschweigend, d. h. ohne jemandes Vorwissen, in den Sarg einer unbefleckten Jungfrau legen. — So wie die Leiche in Verwesung übergeht, sollen die Insekten völlig von dem betr. Menschen ablassen oder aus dem Zimmer verschwinden. Karl Knauthe, Schlaupitz in Schlesien.

[1]) Nach H. Düntzer, Uhlands Balladen und Romanzen erläutert 2. Ausg. S. 273 sind Ristons Fairy tales (erschienen 1831) Uhlands Quelle. Vergl. auch die gediegenen Bemerkungen L. Fränkels in seiner Uhland-Ausgabe I, S. 508 f.

20. Vom Büchertische.

Shakespeare und das Tagelied. Ein Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeschichte der germanischen Völker. Von Dr. Ludwig Fränkel. (Hannover, Helwing'sche Verlagbuchhandlung 1893.)

Der Verfasser, dem wir neben vielen gehaltreichen Aufsätzen zur Litteraturgeschichte und Volkkunde eine sehr gründliche und interessante Arbeit unter dem Titel „Untersuchungen zur Entwickelunggeschichte des Stoffes von Romeo und Julia“ [1]) zu verdanken haben, hat auch die an der Spitze dieser Zeilen genannte Schrift, demselben Meisterwerke des grossen Britten, genauer gesprochen dem Gespräch zwischen Romeo und Julia in der fünften Scene des dritten Aktes, gewidmet.

Es dürfte vielleicht Manchem als Verschwendung erscheinen, über sechzig Verse ein Buch von 150 Seiten zu schreiben. Aber unser Autor hat einen höhern Zweck als blos diese wenigen Verse zu commentieren, die ja in ihrer lieblichen Gemeinverständlichkeit keines Commentars bedürfen. Sein Hauptzweck ist an dieser einen Stelle, gleichsam an dieser Klaue, das germanische Wesen des britischen Löwen nachzuweisen. Aber er bietet noch mehr als dies. Seine Untersuchung beleuchtet nicht blos dieses Zwiegespräch, nicht blos das Drama, in dem es eine der schönsten Episoden bildet, sondern auch manche andere Werke Shakespeare's und bietet uns weite Ausblicke in die Litteratur, besonders die Volklitteraturen vieler Völker.

Das „Tagelied“ ist, kurz gesagt, die gewöhnlich in Form eines Zwiegesprächs oder vielmehr Zwiegesangs gegebene Schilderung des Scheidens zweier Liebenden am frühen Morgen nach genussreich zusammen verbrachter Nacht. Junge glückliche Liebende giebt es in jedem Volke, und Liebende sind sehr oft, sei es vor Furcht vor eifersüchtigen Gatten, strengen Eltern oder andern Ursachen, genötigt, früher als ihnen lieb ist, von einander zu scheiden. So hat denn auch jedes Volk seine „Tagelieder,“ und es lag daher nahe anzunehmen, dass es auch englische Tagelieder gab, die, wie Carriere sagt: „in Shakespeare's Romeo und Julie den herrlichen Nachklang oder lieber ihre Verklärung und Verewigung gefunden haben.“

Nun kommt Fränkel und zeigt uns, dass es solche Lieder in der englischen Volklitteratur gar nicht gab, oder vorsichtiger gesprochen, dass keine erhalten sind, dass man daher nach andern Quellen für die betreffende Scene suchen müsse. Obwohl, wie gesagt, die Tagelieder auch bei andern Völkern nicht selten sind, sucht Fränkel zu beweisen, dass Shakespeare keine romanischen, sondern ausschliesslich germanische (deutsche und holländische) Vorbilder benutzte. Dieser Nachweis ist ihm insofern gelungen, als er durch Beibringung eines massenhaften Materials deutscher Volklyrik uns zeigt, wie Shakespeare, abgerechnet von dem, was er aus dem Schatze seines dichterischen Gewinns dazu gab, genügenden Stoff zur Bildung seines Tageliedes daraus entnehmen konnte. Ferner weist er nach, dass der Dichter durch persönlichen Verkehr mit Deutschen und Holländern diese Lieder kennen lernen konnte, und dass in den Werken, welche man als Quellen der ganzen Romeofabel betrachten kann, sich kein Tagelied findet.

Ist aber damit auch bewiesen, dass Shakespeare keine andere als germanische Lieder benutzen k o n n t e, nur sie benutzen m u s s t e? Fränkel citirt selbst mehrere verwandte Stellen aus der provenzalischen Lyrik, und wenn er in romanischer Litteratur so eifrig gesucht hätte wie in germanischer, wenn wir so zahlreiche Publikationen französicher wie deutscher Volklyrik hätten, so würde er vielleicht noch mehr gefunden haben. Und mit Franzosen hatte Shakespeare wohl so gut Gelegenheit zu verkehren wie mit Deutschen. Die Häufigkeit der Tagelieder hängt doch wohl mit der Häufigkeit der Situation zusammen, der sie ihre Entstehung verdanken, und wir können nicht annehmen, dass solche nicht eben sittenreine Situationen in germanischen Ländern häufiger waren als in romanischen.

Fränkel sucht freilich die Abhängigkeit Shakespeares von seinen germanischen Vorbildern im Einzelnen nachzuweisen; aber auch dies scheint kein vollkommen

---

[1]) Abgedruckt in der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte und Renaissancelitt. Neue Folge. Bd. III, 171—210, IV, 48—91.

ausreichender Beweis. Die geschilderte Situation ist eben eine so einfache, dass sie keinen Anlass zu vielen Variationen der Darstellung gibt. Es müssen sich dieselben Einzelheiten und dieselben Ausdrücke in den zahlreichen Gedichten dieser Art wiederholen oder in wenig veränderter Weise wiederfinden. Es ist bald die aufgehende Sonne, bald der Gesang eines den Morgen begrüssenden Vogels, bald die Warnung eines treuen Aufpassers, welche zur Trennung mahnt; bald der Liebhaber, welcher trotz aller Gefahr sich nicht trennen kann, bald die Geliebte, welche den Scheidenden zurückhalten will.

In der Zusammenstellung und Vergleichung dieser Details aus der Volklyrik fast aller europäischen Völker hat Fränkel Bewundernswertes geleistet, und mit Vergnügen folgen wir ihm in die Werkstätte des grossen Meisters und lassen uns von ihm zeigen, wie dieser gearbeitet hat.

Aber er beschränkt sich nicht auf Shakespeare, und die Fülle seines Wissens gibt ihm auch Veranlassung zu ergebnisreichen Excursionen auf dem weiten Gebiete der vergleichenden Volkkunde und Litteraturgeschichte. Aus Dankbarkeit für den mir damit gebotenen Genuss will ich hier einige kleine Nachträge, ein wenig Dessert zu dem von ihm gebotenen reichen Mahle beisteuern.

Zu S. 51. „Im mittelhochdeutschen Tageliede sitzt die Nachtigall .... auf der Linde, selten auf einem Feigenbaume." — Im altfranzösischen Lai du Laustic der Marie de France (Poésies, ed. Roquefort, Paris 1820, I. 314), das auch früh ins Englische übersetzt wurde, wird der Baum, auf dem die Nachtigall (Laustic) singt, nicht angegeben, aber in der danach gebildeten Erzählung der Gesta Romanorum (Cap. 121 De gloria mundi) wird schon der Feigenbaum genannt.

Zu S. 86. „Liebhaber als Falke oder Adler" wären auch anzuführen: L'oiseau bleu bei Gräfin d'Aulnoy und Der Schusterjunge in S. Grundwigs dänischen Volkmärchen, welche ich in der citirten Stelle aus meinen Beiträgen zur Geschichte der ital. Novelle nicht erwähnt habe.

S. 101. Die von Herder bearbeitete Legende vom Neid des Mondes ist nicht aus dem Buche Chullin, sondern aus dem gleichnamigen Traktat des Talmûd bab genommen. Die darin vorkommende Vergleichung der Sonne mit dem Bräutigam, der aus seiner Kammer tritt, das Gegenstück zur Vergleichung der Geliebten mit der Sonne, ist aus den Psalmen (XIX b) gezogen. Verwandten Inhalts mit Herders Legende in Prosa ist Danmers in Versen „Der Mond".

Die S. 24 citirten Verse aus Groto's Hadriana scheinen mir trotz des Gegensatzes zwischen der zum Aufbruch mahnenden Nachtigall und der zum Verweilen lockenden bei Shakespeare, doch auf letzteren nicht ohne Einfluss gewesen zu sein. Auch scheint mir (S. 95) die Lerche Shakespeare's mit Unrecht beschuldigt, dass sie durch ihr frühes Lied die Liebenden zu täuschen suche. Die folgenden Verse 8, 9, 35 beweisen ja, dass es wirklich tagt.

Und mit diesem Taganbruch wollen wir von dem schönen Werke Fränkels, das über so manches Dunkel Licht verbreitet, Abschied nehmen.

Dr. M. Landau.

Unser bewährte Mitarbeiter Herr **O. Schell** in Elberfeld giebt seit Januar 1884 eine Monatschrift des Bergischen Geschichtvereines heraus (ganzjährig 2 Mk.), die auch selbstverständlich Volkkunde pflegt. Im I. Heft ein Aufsatz „Das Kesselhakenfest" von Bethany.

Herr **Ivan Franko**, gleichfalls Mitarbeiter unseres Blattes, hat eine Kleinrussische Zeitschrift ins Leben gerufen: Žite i slovo. Vistnik literaturi, istorii i folkloru (Leben und Wort. Bote f Litt., Geschichte u. Volkkunde) Lemberg, Gluboka 7. Pr. 10 Mk. Ein kleinruss. Gutsbesitzer, der ungenannt bleiben will, steuert zur Erhaltung dieser Zeitschrift jährlich tausend und achthundert Rubel bei.

K.

Herausgeber: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12.
Verwaltung in Lunden in Holstein.
Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben
von
Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen.“

V. B. II. Hft.	Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 5 Kronen.	1894.

I. Mitteilungen aus dem Bremischen Volkleben.

Von Dr. Albert Hermann Post.

I. Wie überall unter dem Einflusse der heutigen europäischen Kultur, so ist auch in Bremen ein erheblicher Teil des altüberkommenen Volklebens in Verfall begriffen und unrettbar dem Untergange geweiht. Was in meiner Jugendzeit noch in voller Blüte stand, ist der jetzigen jüngern Generation vielfach schon ganz unbekannt und die jetzige älteste Generation wird Vieles mit ins Grab nehmen, wenn es nicht gelingt, es noch eben vor dem Untergange zu retten. Vor Allem gehört hierher die mündlich überlieferte Volkdichtung und das Kinderspiel. Es ist fast gar nichts darüber gesammelt. Die, soviel mir bekannt ist, einzigste Sammlung ist im Jahre 1836 herausgekommen unter dem Titel „Kinder- und Ammen-Reime in plattdeutscher Mundart“ (herausgegeben zum Besten des kleinen Frauenvereins. Bremen, gedruckt bei Johann Georg Heyse). Sie hat den spätern Senator Heinrich Smidt zum Verfasser. Sie ist so selten, dass die geretteten Schätze fast zum zweiten Male untergegangen wären, wenn nicht später ein mit Illustrationen versehener für die Kinderstube bestimmter Nachdruck veranstaltet wäre (Wiegenlieder, Ammen-Reime und Kinderstuben-Scherze in plattdeutscher Mundart. Bremen, Schünemanns Buchhandlung. J. Kühtmann & Co. 1859). Dieser wird sich vielleicht hier und dort in einer Kinderstube noch vorfinden. Vieles, was in dieser Sammlung enthalten ist, ist mir noch durch mündliche Ueberlieferung bekannt, zum Teil mit erheblichen Ausweichungen. Manches war auch in meiner Jugendzeit schon ganz oder halb verschwunden. Vieles, was mir noch durch mündliche Tradition über-

kommen ist, fehlt aber auch in dieser Sammlung ganz, so dass ich in der Lage bin, noch manches beizubringen, was, soweit ich weiss, überhaupt noch nicht gedruckt ist. Es wird sich daher rechtfertigen, im Folgenden dasjenige zusammenzustellen, was sich über die Bremische Volkdichtung und das Bremische Kinderspiel noch erhalten hat. Es wird sich auch rechtfertigen, dabei auch den Inhalt der Smidt'schen Sammlung, soweit er mir durch mündliche Tradition nicht mehr bekannt geworden ist, mit heranzuziehen, da diese Sammlung zur Zeit wohl als für die folkloristische Wissenschaft unzugängig bezeichnet werden kann.

Es verbindet sich aber mit der Herausgabe dieser Mitteilungen auch noch ein anderer Zweck. Die Gebiete des Volklebens, welche im Folgenden berührt werden, gehören zu den allerprimitivsten des Völkerlebens überhaupt. Sie gehören, vom Standpunkte der Ethnologie aus betrachtet, Perioden an, die alle dem, was uns durch die Geschichte überliefert ist, weit voran liegen. Wir haben hier vor Allem eine Volkdichtung vor uns, welche sich in Formen bewegt, die wir heutzutage gar nicht mehr kennen und die doch wahrscheinlich den Ausgangpunkt für die Geschichte der Dichtkunst überhaupt gebildet haben. Es wird vielleicht möglich sein, einmal eine Vorgeschichte der Dichtkunst zu erschliessen und das allmähliche Erwachen des dichterischen Bewusstseins der Menschheit von seinen ersten Augenblicken an zu belauschen. Eine solche Forschung wird aber nach induktiver Methode sich am besten anbahnen lassen, wenn man von einem ganz beschränkten Gebiete ausgeht und dann immer weiter fortschreitet. Auch nach vielen sonstigen Seiten hin giebt die Volkdichtung Veranlassung zu wissenschaftlichen Untersuchungen, wie sich dies aus dem Folgenden hoffentlich mit ausreichender Klarheit ergeben wird. Es ist zwar sehr Vieles, was hier mitgeteilt werden soll, nichts weniger als geistreich oder tiefsinnig; aber die Ethnologie hat es auch keineswegs nur mit den Erzeugnissen der höchsten Kulturschichten der Völker zu tun, sondern mit allen und nicht zum wenigsten gerade mit den niedersten, welche eben die Keimbildungen für die höheren enthalten. Es ist sehr wohl zu beachten, dass auch in solchen niedern Regionen des Volklebens sich eine Menge Erbgut vorfindet, welches hartnäckig festgehalten und von Generation zu Generation überliefert wird. Wo man aber derartige feste Punkte im Volkleben findet, ist stets ein Feld für die ethnologische Forschung vorhanden; denn derartiges Erbgut bezeichnet immer sozusagen eine Knotenbildung im Organismus des Volkes, von welcher aus neue Ansätze hervorspriessen. Von diesen Gesichtpunkten aus wird es sich rechtfertigen, vieles in den Kreis ethnologischer Betrachtung zu ziehen, was mit dem Massstabe unserer heutigen höheren Kultur gemessen, uns als wertlos, ja zum Teil als albern und fade erscheinen mag.

Es versteht sich, dass die Bremische Volkdichtung und das Bremische Kinderspiel keinen isolirten Charakter tragen, sondern dass sie nur ein Zweig der niedersächsischen Volkdichtung, des nieder-

sächsischen Kinderspiels darstellen; doch sind die Varianten in diesem Gebiete sehr bedeutend, so dass sich die Hoffnung bietet, durch Vergleichung die Urform oder die Urformen dieser oft sehr seltsamen und unverständlichen Gebilde des Volklebens aufzufinden. Es kommen in dieser Beziehung förmliche kleine Cyclen vor. Ich erinnere z. B. an die sonderbare Figur des „Peter Kruse“ im niedersächsischen Wiegenliede. · Es finden sich da z. B. folgende Verse[1]):

Eia in Suse,
Wo waant Peter Kruse?
Iner Petersiljenstraten,
In dem groten Huse,
Da waant Peter Kruse.

Eia in Suse,
Wat maakt denn Peter Kruse?
He leevt in Sus un Bruse,
De rieke Mann, de Kruse.

Eia in Suse,
De rike Mann de Kruse
Wol in dem groten Huse
He leevt in Sus un Bruse
Un lett sin' Katte musen.

Eia in Suse,
Wo waant Peter Kruse?
In der Petersiljenstraten,
Wo de blanken Läpels staat,
Wo de smukken Mäkens gaat:
Da waant Peter Kruse,
In dem groten Huse.

Die Bremische Version weicht ab. Sie lautet:

Eia in Suse,
Wo waant Peter Kruse?
In der Rosmarienstraten,
Wo se wakkere Kränse maken.

Wahrscheinlich sind die Verse an irgend einem bestimmten Orte im Anschluss an eine bestimmte Persönlichkeit entstanden und haben sich dann weiter verbreitet. Der Grundgedanke ist aber der Abscheu vor dem bürgerlichen protzenhaften Reichtum, der auch sonst sich im niedersächsischen Wiegenliede ausspricht.

Ein anderer Cyclus ist jedenfalls viel älter und, wie mir scheint, näherer Untersuchung wert. Es ist derjenige von den „drei Jungfern“. In der Bremischen Tradition hat sich nur ein kümmerlicher Rest davon erhalten. Er lautet:

Ein Vater hatte drei Töchter,
Die erste hiess Binka,
Die zweite hiess Bibiabinka,
Die dritte hiess Cäcäciknaknakbiabibiabinka.
Da nahm Binka einen Stein
Und warf Bibiabinka damit ans Bein,
Dass Cäcäciknaknakbiabibiabinka darüber an zu weinen fing.

Die Ueberlieferung ist offenbar ganz mangelhaft. In der Sammlung von Grote (S. 292 Nr. 43) findet sich eine vollständigere Form.

[1]) Vgl. Grote, Aus der Kinderstube, Niedersächsisches Kinderbuch. Hannover 1871 (Selbstverlag des Herausgebers) S. 48 Nr. 42, 43. Dr. Ph. Wegener: Volktümliche Lieder aus Norddeutschland, besonders dem Magdeburger Land und Holstein, nach eigenen Sammlungen u. nach Beiträgen von Carstens u. Pröhle, 1. Heft: Aus dem Kinderleben. Leipzig 1879. Nr. 32 u. 33. Nr. 80: Grotvoadr Kruhsen. H. Frischbier: Preussische Volkreime und Volkspiele. Berlin 1867. Nr. 35—37. J. F. Schütze: Holsteinisches Idiotikon, ein Beitrag zur Volksittengeschichte usw. Hamburg 1800. 1. Teil, S. 300. J. Diermissen: Ut de Musskist. Plattdeutsche Reime, Sprüche u. Geschichten für Jung u. Alt aus Nordelbingen. Kiel 1862. S. 1.

Nimm hin das.
Was ist das?
Ein schöner Ring.
Was steht darin geschrieben?
Drei schöne Jungfrauen:
Die erste heisst Pinka,
Die andere Knoblapinka,
Die dritte Schicknicknacknoblapinka.
Da nahm Pinka einen Stein
Und warf Knoblapinka an das Bein.
Da fing Schicknicknacknoblapinka an
zu schreien.

Noch altertümlicher ist eine von Grote (a. a. O. S. 292 Nr. 42) mitgeteilte Ueberlieferung.

Hinter meiner Mutter Stubenthür
Steht ein alter Birnbaum.
Darauf sitzen drei alte Jungfern.
Die erste hiess Jungfer Perlaminz,
Die zweite Jungfer Perlaplinz,
Die dritte Jungfer Perlapuff.
Da fiel Jungfer Perlapuff
Vom Baum und stiess sich an die Hüft.
Da sprach Jungfer Perlaminz
Zu Jungfer Perlaplinz:
Komm, lass uns gehen und holen
Bast von den Linden,
Dass wir Jungfer Perlapuff
Das linke Bein verbinden.

Sollte es gelingen, noch ältere Formen dieses Mythus aufzufinden, so würde man wahrscheinlich auf ganz altes Erbgut stossen.

Vgl. hierzu: Mannhardt: Germanische Mythenforschungen. Berlin 1858. S. 460, 656, Nr. 1—4 (eine Lesart aus Schweden), S. 660, 745. Am Urdsbrunnen, Jahrgang 7. Herausgegeben von H. Carstens und F. Höft, S. 110. Wegener: Volkstümliche Lieder aus Norddeutschland, 1. Heft, Nr. 161. H. Frischbier: Volksreime und Volksspiele, S. 98, Nr. 433 u. 434. Simrock: Das deutsche Kinderbuch. Altherkömmliche Reime, Lieder usw. 2. Aufl. Frankfurt a. M. 1857, S. 990. Blätter für pommersche Volkskunde. Herausgegeben von O. Knoop und Dr. A. Haas. Stettin 1893, II, S. 14 u. f.

Nach der Bremischen Volktradition sitzen auch drei alte Jungfern auf dem Ansgariikirchturme und scheuern den Knopf.

Auch nach einer andern Seite hin haben diese Volkgedichte noch ein Interesse, nämlich nach der Seite der Namenbildung. So findet sich z. B. in der Bremischen Tradition folgendes Machwerk, welches anscheinend lediglich eine Sprachübung darstellt:

Es war einmal ein Vater, der hatte drei Söhne, der erste hiess Schack, der zweite hiess Schackschawerack, der dritte hiess Schackschawerackschawerenia.

Es war einmal eine Mutter, die hatte drei Töchter, die erste hiess Zib, die zweite hiess Zibzibbelib, die dritte hiess Zibzibbelibzibbelenia.

Schack nahm Zib, Schackschawerack nahm Zibzibbelib, Schackschawerackschawerenia nahm Zibzibbelibzibbelenia.

Der Spruch ist auch sonst mit geringen Varianten in Niedersachsen verbreitet. Man vrgl. z. B. Wegener: Volktümliche Lieder aus Norddeutschland usw. H. 1., Nr. 160. Müllenhoff: Sagen, Märchen u. Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein u. Lauenburg. Kiel 1845. S. 503. H. Handelmann: Volk- u. Kinderspiele aus Schleswig-Holstein. S. 39. Der Vollständigkeit halber möge als ein letztes Exemplar dieser sonderbaren Gruppe von Volkpoesie noch folgender von Grote (a. a. O. S. 293 Nr. 44) überlieferter Volkreim angeführt werden.

Es flogen drei Enten wohl über den
Rhein (Rain?)
Mit ihren drei goldenen Schnäbelein.
Die erste hiess Frau Mäs,
Die andere Frau Päs,
Die dritte Frau Tricktracktrilliäs.
Hm hm, sprach Frau Mäs zur Frau Päs,
Was hat die Tricktracktrilliäs
Für ein dickes Gesäss!

Die Bremische Volkdichtung ist, wie die niedersächsische überhaupt, offenbar von sehr verschiedenem Alter. Es ist dies schon aus der ganzen Denk- und Anschauungweise zu entnehmen, wie sie in den einzelnen Poëmen hervortritt. Folgendes, mir durch mündliche Tradition überkommene, jetzt anscheinend vollkommen vergessene Volkgedicht stammt vielleicht erst aus dem vorigen Jahrhundert:

Hört to min leven Lüe all,
Wat sik todroog vor'n Dodesfall,
Wo ik um mine Fro bin kamen,
De Dod het er bi de Manen namen.
Se kreeg de Krankheit in'n Kaven,
Ik lag in'n Hus, se achtern Aven.
Se hoost und proost as Gös un Swin,
Ik dacht, de Düwel steek er in.
Da leeg ik er en Koolstrunk daal,
Un sä to er: Sluk den hendaal!
Ik most er'n mit Gewalt 'nin dwingen,
Drum wer he ok so swaar to slingen.
Da dreep ik usen Scheeper an,
De Mann, de doktert, wat he kan:
De geef mi ok en goden Raad,
Ik scholl stracks lopen na'er Stadt
Un da den Dokter dat vertellen,
Wo sik to Hus min Fru most quälen.
Ik neem twee Keese unnern Arm,
Un leep, dat mi de Kopp ward warm.
Unnern Door da stunn en groten Keerl,
De spizt de Snut
Un grapst mi all min Kees herut.
So'n Visentator is en Sleef
Un wenn ik recht schal seggen en Deef.
Da wur ik dull. Ik leep wat ik kun,
Dat ik min Fro nog an'n Leben fun.
Dat arme Wiv weer musedot.
Min sel'ge Fro er ole Mütz
Is mi an dato nicks meer nütz.
Ik wusch se ut und sett s' er up,
Se seeg in'n Sarg ut as en Popp.
Ik scholl dat erste Paar mitgaan,
Und blaard' min langen blanken Tran'n.
De Pape wol mi trösten doon
Un sä up hochdütsch: Ach mein Sohn,
Das Leben ist ein Jammerthal!
Good! sä ik, as ik em betaal.

---

2. Aegyptische Totenopfer und ihr Zweck.

Von A. Wiedemann in Bonn.

II. Im Allgemeinen dachte sich der Aegypter das Dasein nach dem Tode als ein angenehmes; es war ebenso erfreulich wie es für sein Gefühl das Weilen an den Ufern des Niles während des Lebens gewesen war. Gelegentlich aber hat er doch auch die Empfindungen geteilt, die Achilleus bei Homer, Odyssee XI. 489—91 in die Worte zusammenfasst:

„Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen
Einem dürftigen Mann, ohn' Erb' und eigenen Wohlstand,
Als die sämtliche Schaar der geschwundenen Toten beherrschen."

Mehrfach werden in Papyris und Inschriften die Lebenden von den Toten zum Genusse des Daseins aufgefordert, denn „die Unterwelt ist das Land des Schlummers und der Finsternis; eine Wohnung der Trauer für die, die dort weilen, wo man schmachtet nach den Wassern, die vorbeifliessen, wo man weint nach dem Luftzuge am Ufer des Flusses, damit er das Herz in seinem Kummer laben möge."[1]) Wer so dachte, der musste auch annehmen, dass der Tote von Neid gegen die Lebenden erfüllt sein müsse, die alles das noch geniessen könnten, was er durch sein Hinscheiden verloren hatte, und dass all-

---

[1]) Sharpe, Egypt. Inscr. I pl. 4; übersetzt z. B. Renouf, Vorlesungen über den Ursprung der Religion S. 224 f.

mälig in ihm ein Gefühl boshafter Rachsucht gegen die Hinterbliebenen aufsteigen, und er suchen werde, ihnen das Leben zu verleiden. In dem Märchen vom Prinzen Setna[1]) wird erzählt, wie ein Verstorbener den Sagenhelden, der ihm ein Zauberbuch entrissen hat, in das grösste Elend stürzt, und ein Leydener Papyrus enthält einen um das Jahr 1100 v. Chr. verfassten Brief eines Aegypters an seine verstorbene Gattin, die nicht aufhören wollte, ihn zu quälen.[2]) Er setzt ihr auseinander, wie er während ihres ganzen Lebens für sie gesorgt, wie er ihr ein vortreffliches Begräbnis geweiht habe, und droht zum Schlusse, wenn sie weiter fortfahre, ihn zu belästigen, dann werde er vor dem Gerichte der Unterwelt gegen sie Klage erheben. Eine solche Aburteilung im Jenseits mag für den Toten unangenehm gewesen sein, die Erhebung und Durchführung der Klage bot aber jedenfalls gewisse Schwierigkeiten dar, und so wird man es im Allgemeinen vorgezogen haben, das Wohlwollen des Toten lieber zu erkaufen als es zu einem schwer zu führenden Prozesse kommen zu lassen. Zu solchem Zwecke konnte man sich nach ägyptischer Anschauung gegebenen Falls mit dem Verstorbenen selbst in Verbindung setzen und mündlich mit ihm verhandeln, wie dies in einem Sagentexte der Oberpriester des Amon-Rā Chunsu-em-heb getan zu haben scheint.[3]) Einfacher war es jedoch jedenfalls, ohne solche vorherige Verhandlung sich ihm freundlich zu erweisen, ihm Opfergaben mit in das Jenseits zu geben, die man entweder in natürlicher Form oder im Abbilde ohne Weiteres in dem Grabe niederlegte, oder die man vor dessen Thüre verbrannte.[4]) Dabei genügte es freilich nicht, dies nur einmal zu tun, man musste die Gaben von Zeit zu Zeit erneuen, damit der Tote ja keinerlei Entbehrung erleide, und verhindert werde, Sehnsucht nach dem Diesseits und Entrüstung über die Hinterbliebenen zu empfinden.

Dies war um so nötiger, als dem gerechtfertigten Toten jederzeit die Rückkehr in das Diesseits frei stand. Gewöhnlich vollzog er diese in der Weise, dass er sich in die Mumie begab, diese belebte und nunmehr in seiner alten irdischen Gestalt auf Erden umging. Man hätte also, um dem Toten den Weg in das Diesseits zu verlegen, versuchen können, diese Hülle zu vernichten. Allein, dieser Ausweg hätte nicht genügt. Nach ägyptischer Ansicht standen der Seele noch manche andern Mittel zur Verfügung, um in das Diesseits zurück zu kehren, wenn ihre Mumie nicht zur Hand war. Dann konnte sie die Gestalt eines Vogels, eines Gottes oder irgend eines andern Lebewesens annehmen, und selbstverständlich wäre in solchem Falle ihr erstes Bestreben gewesen, den Zerstörer ihrer einfachsten Form, der

[1]) Publ. Mariette, Papyrus de Boulaq I pl. 29 ff.; übers. u. a. Maspero, Contes populaires. 2. Aufl. p. 163 ff.

[2]) Publ. Leemans, Monuments de Leyde II pl. 183 f.; übers. Maspero, Études égyptiennes I p. 145 ff.

[3]) Vgl. den Text bei Golénischeff, Rec. de trav. rel. à l'Egypt. III p. 4 ff.; v. Bergmann, Hierat. Texte pl. 4; Maspero, Contes p. 289 ff.

[4]) Vgl. die von Maspero publizirten Darstellungen eines thebanischen Grabes in den Mémoires du Caire V. p. 450 ff.

Mumie, zu bestrafen. Die Furcht vor solcher Totenrache ging so weit, dass man, wenn eine Mumie durch einen Zufall zerbrach, sie nach Kräften wiederherzustellen suchte. So hat man die beschädigte Leiche des Königs Thutmosis II. vermittelst einiger kleiner Holzruder wieder notdürftig in Stand gesetzt. War die Mumie einer Persönlichkeit ganz verloren, dann fertigte man eine künstliche Mumie, bisweilen aus alten Brettern und Zeugfetzen, die man mit Binden umwickelte, so dass das Ergebnis einer menschlichen eingewickelten Leiche gleichsah. Derart verfuhr man unter anderem für die Prinzessin Mes-ḥent-t-emḥu aus der 18. Dynastie (etwa 1700 v. Chr.). Ihre Seele sollte auf diese Weise getäuscht werden und glauben, wenn sie ihr Grab in Augenschein nahm, die Mumie sei noch vorhanden, sie könne also jederzeit in sie zurückkehren. Der Zerstörer der Leiche hoffte so der unangenehmen Lage zu entgehn, dem Geiste Rechenschaft für seine Missetat ablegen zu müssen.

Der Aegypter hat demnach nicht gewagt, dem Toten die Rückkehr in diese Welt geradezu zu erschweren, überzeugt, dass dieser doch jedes Hindernis hinwegräumen und dann um so ungnädiger gegen die Ueberlebenden sein werde. Aber, er hat doch wenigstens gesucht, alles das aus dem Wege zu räumen, was in der Seele die Lust zur Wiederkehr in das Diesseits wecken konnte. Dies geht vor allem aus einem eigentümlichen Funde hervor, den Flinders Petrie bei seinen Ausgrabungen in den aus der Zeit des Endes der 18. und der 19. Dynastie (1500—1300 v. Chr.) stammenden Haustrümmern zu Gurob im Fayûm gemacht hat.[1]) In manchen dieser Häuser hatte man im Altertume den Fussboden abgedeckt, ein 2 Fuss breites, 1 Fuss tiefes Loch in die Erde gegraben, hierhinein das persönliche Eigentum eines Verstorbenen, Kleidungstücke, einen Stuhl, Spiegel, Halsbänder, Schminktöpfe geworfen, und dann das Ganze in Brand gesteckt. Auf das Feuer wurden Topfscherben geworfen, und nachdem es erstickt worden war, dem Fussboden wieder seine alte Gestalt gegeben. Unter den hier verbrannten Gegenständen fehlen Knochenreste vollkommen, und dieser Umstand zeigt mit Sicherheit, dass man es bei diesen Brandgruben nicht mit den üblichen Totenopfern zu tun haben kann, bei denen naturgemäss die Lebensmittel den Hauptbestandteil bildeten und bilden mussten. In diesen Gruben erkennt man vielmehr das Ergebnis einer absichtlichen Vernichtung der persönlichen Habe des Verstorbenen, die an seiner einstigen Wirkungstätte selbst vorgenommen ward. Der Grundgedanke, dem die Sitte entsprang, ist also auch nicht in einer Art Ahnenverehrung, in einer Sorge für die Verewigten zu suchen, sondern in der Gespensterfurcht, welche den alten Aegypter so gut wie die Angehörigen anderer Völker beherrschte; in dem Wunsche, möglichst alles zu vermeiden, was die Geister der Verstorbenen zum Umgehn an den Stätten veranlassen konnte, an denen sie einst als Lebende geweilt hatten.

---

[1]) Petri, Illahun, Kahun and Gurob, p. 16.

3. Magyarische Hochzeitbräuche in Siebenbürgen.

Mitgeteilt von Anton Herrmann.

I. Gernyeszeg im Maros-Tordaer Komitat.

(Nach den Aufzeichnungen von Alexander Eleker.)

Der Bursche begibt sich mit seinem Freiermann festlich gekleidet zu seiner Auserkornen, wo der Freier um die Maid bei ihren Eltern anhält. Diese überlassen die Entscheidung in der Regel dem Mädchen und treten nur dann hindernd auf, wenn etwa der Lebenswandel des Burschen ein notorisch schlechter ist. Der Vermögenunterschied bietet gewöhnlich auch kein Hindernis, brave vermögende Eltern sind der Ansicht, dass einen tüchtigen Burschen die Not fürs Leben gestählt habe. Am Dienstag Abend nach der Werbung wird Verlobung im Familienkreise gehalten, hier bestimmen die Brautleute, wer Brautführer und Kranzeljungfer sein soll. Die letzteren haben die Bänder für die Stäbe der erstern und die Blumen für ihre Hüte zu besorgen. Eine Woche nach der Verlobung begibt sich das Brautpaar zum Pfarrer zur Katechisation, an den drei nächsten Sonntagen werden sie verkündigt. Am letzten Sonntag Nachmittag begibt sich der Brautzug vom Hause der Braut aus ins Pfarrhaus oder in die Kirche, wo die Trauung vollzogen wird. An der Spitze schreitet die Braut mit den Kranzeljungfern, dann folgt der Bräutigam mit den Brautführern, hierauf die Frau Beistand mit den Müttern und der Beistand mit den Vätern des Brautpaares, dann die Verwandten und Gäste. In der Kirche setzt sich die Frau Beistand mit der Braut in die erste Bank. Der Bräutigam hat sich die Braut mit Geld zu erkaufen. Zuerst bietet er der Frau einen Kreuzer, dann ein Zehnkreuzerstück und nach wiederholter Weigerung einen Silbergulden, wofür er die Braut in Empfang nimmt. Beim ganzen Handel wird kein Wort gesprochen. Zur Hochzeit hat sich die Musikbande des Dorfes ungerufen einzufinden.

Nach der Trauung findet das Hochzeitmahl statt, wozu die Gäste dem Auftrage des Brautpaares gemäss von den Brautführern geladen worden sind. Die Gäste bringen Brautgeschenke mit, gewöhnlich Tisch- und Esszeug, Küchengeräte u. dgl., was dann in der Mitte des Tisches auf grüne Reiser (termö àg) gestellt wird. Wenn das Mahl bereitet ist, setzt sich die Frau Beistand zu Tisch, worauf alle ihre Plätze einnehmen. Zu oberst das Brautpaar, zu beiden Seiten die Kranzeljungfern, dann zunächst Herren mit Frau Beistand; wenn der Priester, der die Trauung vollzogen, anwesend ist, nimmt er den Platz des Beistandes ein; dann ziehen sich die Gäste an, am Tischende sitzen die Eltern des Brautpaares. Für die etwa verstorbenen Eltern wird der Platz leer gehalten und das Gedeck umgestellt. Die Brautführer warten bei Tische auf und rühmen Speise und Trank. Bei jedem neuen Gerichte sagen sie bezügliche Verse her, die stereotyp sind, aus gedruckten Sammlungen gelernt, aber oft variiert werden.

Dem Priester, wenn er anwesend ist, dem Beistand und dem jungen Paar wird je ein mit Bändern verzierter gebratener Hahn vorgesetzt. Getrunken wird zumeist mit Honig versüsster Branntwein, da in jener Gegend wenig Wein gerät. Für ihre Mühewaltung belohnt der Bräutigam die Kranzeljungfern mit einem Kusse, ebenso die Braut die Brautführer.

Nach Mitternacht darf das Brautpaar die Gesellschaft unbemerkt verlassen. Die Brautführer suchen der Entfernung Vorschub zu leisten, die Kranzeljungfern sie zu verhindern.

---

4. Die neu entdeckten deutschen Göttergestalten und Götternamen.

Von O. Knoop—Rogasen.

II. Die Gestalt der wilden Jägerin Fru Gode ist zuerst von A. Kuhn in seinen Märkischen Sagen (Nr. 217) nachgewiesen. Die Sage lautet: In der ganzen Priegnitz erzählt man, es sei einmal eine Edelfrau gewesen, die habe Frau Gode geheissen, die sei, da sie gar böse mit ihren Mägden umgegangen, verwünscht worden, ewig durch die Luft zu jagen. Namentlich zieht sie in den Zwölften dahin, und da hat sie auch einmal eines Sylvesterabends eine Frau gehört. Sie ging noch spät des Abends aus dem Hause, und der Mond schien grade recht hell, da hört sie auf einmal ein Lärmen und Gebrause, als wenn eine ganze Jagd daher käme, das kam immer näher und näher, so dass sie zuletzt sogar die Schellen der kleinen Hunde in dem Getöse unterscheiden konnte, aber sehen konnte sie gleichwohl nichts, obgleich es fast so hell wie am Tage war.

Kuhn's Deutung dieser Sagengestalt finden wir in der Vorrede zu den Märkischen Sagen. Nachdem er dort den vermeintlichen Namen Vergodendeel erklärt hat durch „Fro Goden Deel,“ d. i. Herrn Wodans Anteil, sagt er weiter: „Der Name Vergodendeel ist dann aber auch in anderer Beziehung interessant, indem der erste aus frô verwandelte Bestandteil die Bestätigung liefert, dass die in der Priegnitz bekannte Frau Gode erst durch Umgestaltung aus dem männlichen Gotte entstanden ist; denn ich sollte meinen, wenn man im ersten Worte von je nur an eine Frau dachte, so sei die ganze jetzige Form des Wortes sowie die Auslegung, die ihm das Volk giebt, unmöglich, wohl aber konnte das bei dem früh veralteten frô eintreten. Ueberdies tritt die Gleichheit von Frau Gode, die in einigen Gegenden, namentlich um Grabow und Ludwigslust, auch Frau Gaue heisst, und Wodan darin hervor, dass sie wie dieser an der Spitze des wilden Heeres daherzieht.“ Es ist also nach Kuhn Frau Gode gleich frô, d. i. Herr Wodan, und die weibliche Gestalt ist aus dem Herrn Wodan erst entstanden, als das Volk das Wort frô, mit dem Wodan ausgezeichnet wurde, nicht mehr verstand. Und so deutet denn auch J. Grimm die Fru Gode nicht als eine weibliche

Gestalt, sondern als den Herrn und Gott (Myth. S. 208 und Nachtrag S. 85). Auch nach Simrock scheint aus einer männlichen Gottheit Frô Wodan, wo Frô Herr bedeutete, die weiblich gedachte Frau Wode, Frau Gode, Frau Goden usw. hervorgegangen und erwachsen zu sein. Und U. Jahn erkennt in seinen deutschen Opfergebräuchen bei Ackerbau und Viehzucht, S. 164 und 169, nur eine männliche Gottheit an, während in Weinholds Deutschem Frauenleben wieder nur von einer weiblichen Gestalt die Rede ist, die in ihrem Wesen der nordischen Frigg, in ihrem Namen dem Wodan entspreche.

Aehnlich behauptet W. Schwartz (Prähistorisch-anthropologische Studien, S. 28), dass in Mecklenburg, wie in der Uckermark die — von uns geleugnete — Frick, neben dem männlichen umziehenden Gott eine weibliche Gottheit gestanden habe, wenn auch der Name der Fru Gode oder Gaue selbst nur als ein Missverständnis und demnächstige Uebertragung aus Frô Gwode, d. i. Herr Wodan, anzusehen sei.

Angeführt sei endlich noch, was W. G. Beyer in seinem Aufsatz „Erinnerungen an die nordische Mythologie in Volkssagen und Aberglauben Mecklenburgs" (Jahrbuch des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, XX, S. 140 ff.): „Die Weiblichkeit der Fru Woden [1]) oder Goden beruht übrigens vielleicht nur auf einem Missverständnisse; denn das Fru könnte ursprünglich dem althochdeutschen frô entsprochen haben. Da indes unsere Frau Woden zugleich der Frau Fricke, Holda, Berchta usw. in anderen Gegenden Deutschlands vollkommen entspricht, so ist doch auch möglich, das sich die Sage ursprünglich auf eine weibliche Gottheit, nämlich die nordische Frigg bezieht, auf die man nicht nur den Namen ihres Gatten übertrug, sondern beide auch dem Wesen nach mit einander vermischte. Dass aber für den Namen der weiblichen Erscheinung die Form Gode vorherrschend ward, hängt ohne Zweifel damit zusammen, dass man vorzugweise die milderen Zügs der Sage auf sie übertrug und demgemäss ihren Namen durch die gute Frau erklärte."

Aus dieser Verschiedenheit der Ansichten über Fru Gode als wilden Jägerin ergiebt sich, dass man über dieses Wesen völlig im Unklaren war, indem man sie bald als Gott, nämlich Wodan selbst, bald als eine Göttin auffasste, die Wodans Namen empfangen. Auch das neueste mythologische Werk von E. H. Meyer hat uns zu erwünschter Klarkeit nicht verholfen.

Wir haben die Kuhnsche Deutung von Vergodendeel bereits früher zurückgewiesen, [2]) wir haben ebenso schon bemerkt, dass Kuhn

---

[1]) Beyer irrt, sie heisst nirgends Frau Woden, sondern erscheint nur unter den Namen Waur und Wohl, die allerdings auf Wode zurückzuführen sind.

[2]) Kürzlich sprach ich hier mit einem aus Mecklenburg stammenden Herrn, der mich besuchte und dabei meine Arbeit über den pommerschen Gauden und Vergodendeel in die Hand bekam. Er fragte mich, was das sei; ich führte ihm die Jahn'sche Redenart an und erklärte ihm, dass man aus „gauden" den alten Gott Wodan machen wolle. Da fing er furchtbar zu lachen an und sagte, das sei

hier, entgegen allem sonstigen Gebrauch, aus dem Worte Fru (die Schreibung Fruh, die noch deutlicher an das alte froho erinnern soll, ist völlig willkürlich) ohne Grund ein frô, d. i. Herr, macht, nur weil es ihm darauf ankam, Beweise für das Vorhandensein des Namens Wodan zusammenzubringen resp. Wodan als den wilden Jäger zu erweisen. Wir fragen ferner: Wie ist es möglich, dass in der christlichen Zeit, die doch die heidnischen Götter zu Teufeln herabzudrücken suchte, Wodan durch den ehrenden Beinamen Frō, d. i. Herr, sollte ausgezeichnet worden sein? Wodan hat diesen Beinamen nicht geführt; die christlichen Einwanderer sollten ihm ihn beigelegt haben? Und wenn Wodan wirklich einmal irgendwo Herr [1]) genannt wird, so ist das noch kein Beweis; auch der Teufel heisst Herr und sogar gnädiger Herr Deibel. Wenn man sich ferner zum Erweise der Identität beider Namen auf die volle Form Gwodan bei den Longobarden beruft, was überhaupt nicht möglich ist, [2]) so beweist das unseres Erachtens gar nichts, denn auch sonst wechseln W. und G. in den Namen des Gottes; ich brauche nur auf die verschiedenen Namen von Orten und Bergen hinweisen, die, wie man annimmt, mit des Gottes Namen zusammengesetzt sind, auf die verschiedenen Namen des Wodantages bei Grimm Myth., S. 103, vergl. Schiller-Lübben, mittelniederdeutsches Wörterbuch unter Gudensdach und Wodensdach.

Um zu einer vernünftigen Deutung zu gelangen, muss man die mit W. und G. anlautenden Namenformen strenge von einander scheiden. Der wilde Jäger heisst in Pommern und Mecklenburg Wode, Waur usw.; die mit G. anlautende Form finde ich für ihn nur einmal, und zwar bei Handtmann, Neue Sagen aus der Mark Brandenburg, S. 102 f.; dort sitzen zwei markgräfliche Reiter am Silvesterabend im Kruge zu Wootz und lassen die Würfel rollen. Da tritt ein alter

---

eine gewöhnliche Redensart, die ihm sehr gut bekannt sei; „ik gaen ei dat up goden Deel“ bedeute: Ich geb dir's gern — von Herzen — dass es dir gut bekomme — dass du es gut aufnimmst, wie ich es dir gern gebe — von dem besten, was ich habe. — Als weiterer Beweis für die Unrichtigkeit der Jahn'schen Deutung sei hier noch folgendes angeführt: Bei einem kurzen Aufenthalt in dem Dorfe Quatzow bei Schlawe, bei welchem ich feststellen konnte, dass Herr Dr. U. Jahn persönlich gar nicht in Quatzow gewesen ist, trotzdem er in seinen „Pommerschen Märchen,“ Bd. I, ca. 20 Märchen „mündlich“ von dort berichtet, hörte ich von dem Schäfer, dass man von der Krone, die beim Erntefest dem Gutsherrn von den Schnittern dargebracht wird, den Ausdruck gebrauche: „Das wird dem Herrn zu gute gegeben (gethan).“ Er erklärte ihn: das wird als Geschenk, als Ehrengeschenk gegeben.

[1]) In einem Lübecker Spiel (bei Deecke, Hundert Lübsche Volkreime, 1858, vergl. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Jahrgang 1875, S. 106) stirbt Starkader mit den Worten:

Hellige Wôde, nû lên mî dîn perd;
Lât mi henrîden, ik bün 't wol wêrd.

Dass der „heilige Wodan“ nicht volktümlicher Gestalt ist, ist klar.

[2]) Wenn die Ableitung des Namens Wodan von watan (durchdringen) richtig ist, so ist die von Paulus Diaconus berichtete Form Gwodan falsch. Anlautendes gw würde älteres hw voraussetzen, und dies ist schon im Mittelhochdeutschen zu w geworden (vergl. Weinhold, Mittelhochdeutsche Grammatik, 2 Aufl., S. 174); watan hat aber ein anlautendes hw nicht gehabt.

Wende ein und belehrt die beiden Gesellen über Gode, der darüber zürnt, dass ihm die Herrschaft genommen, über Godes Heer, dessen Rauschen sie bald vernehmen werden, über Loking, der den Frevler in Godes Zug reisst und dessen Hunde ihn zu den andern bösen Geistern treiben. Es ist spasshaft zu lesen, wie genau der alte Wende mit den germanischen Urbewohnern der Lenzer Wische, den Semmonen und den germanischen Göttern Bescheid weiss, mit Gode und Loking, aber grade deshalb können wir dem Herrn Pfarrer nicht glauben. Das ganze Buch macht zu sehr den Eindruck von Dichtung und Wahrheit, als dass wir ihm irgend welche Bedeutung für die Wissenschaft beilegen könnten. Woher mag nur der Herr Pfarrer den auffallenden, an den eddischen Loki erinnernden Namen Loking haben?

Kommt nun der Name Wode mit seinen Nebenformen dem wilden Jäger zu, so ist es nicht weiter auffallend, wenn er später hier und da auch der wilden Jägerin beigelegt wurde. Das geschah aber nicht da, als das Volk das Wort frô nicht mehr verstand, sondern naturgemäss musste der weiblichen Gestalt zur Unterscheidung von der männlichen das Attribut Frau (Fru) beigelegt werden, wie es ja auch in menschlichen Verhältnissen üblich ist. Neben der Waue trat eine Fru Waur, die in ihrem Ursprung und Wesen mit dem wilden Jäger identisch, aber nicht seine Gemahlin ist.

Aber auch die andere Bezeichnung: Fru Gode, Goden, Gauden, Gaur kommt ursprünglich nicht der wilden Jägerin zu, sondern ist erst später auf sie übertragen, als man anfing, dämonische Wesen aller Art zusammen zu würfeln.

Es giebt nämlich noch eine andere Frau Gode. In den Nordd. Sagen finden wir folgende Namen für sie: Gegend von Neustrelitz und Röbel: Fru Gôde; Grabow in Mecklenburg: Fru Gene; Priegnitz: Fru Goden; Perleberg: Fru Gôed; Wittenberge: Fru Gôik; Wilsnack: Fru Gôdke; Heiligengrabe: de Gôdsche, Fru Gôdsche, Mutter Gôdsche; Bendwisch bei Wittenberge: Fru Gôden; nördliche Altmark: Fru Gôë. Dazu kommen noch bei Bartsch die Formen: Meinow und Witstock: Fru Gode; Rühe: Fru Goden; Grabow: Fru Gaur; Eldena, Parchim: Fru Gauden; Gr. Laasch: Fru Gow; Tramm: Mutter Gauerken.

Endlich finden sich bei Mannhardt, Germanische Mythen, S. 281, aus Lenzen in der Priegnitz nahe der mecklenburgischen Grenze die Formen frû Gôde, frû Gôden und frû Gôl; die letztere würde aus Gôr entstanden sein.

Wer all die Namenformen unbefangen und ohne für eine bestimmte Meinung im voraus eingenommen zu sein, betrachtet, der wird in ihnen nichts weiter erblicken können als feminine Bildungen von dem plattdeutschen Adjektiv gôt (gut). Es ist die gute Frau, die wir hier vor uns haben, und eine solche gute Frau finden wir auch in Thüringen (Jahn, Opfergebräuche S. 183), und in der Umgegend von Hameln wurde dem Schnitter, der beim Binden eine Garbe überging oder sonst auf dem Acker etwas stehen liess, spottweise zugerufen: „Scholl düt dei gaue frue“ oder „de fru Gaue hebben?“

Wir erkennen hier die adjektivische Natur des Namens also noch ganz deutlich. Dass auch das mecklenburgische Landvolk, das wir hier wieder gegen die Gelehrten in Schutz zu nehmen haben, Frau Gode als ein weibliches Wesen auffasste, und zwar eben als die gute Frau, erweist der Umstand, dass ihr in einigen Gegenden eine Frau Böse entgegengestellt wurde (siehe Beyer a. a. O., S. 146). Dass der im 16. und 17. Jahrhundert ziemlich häufige Familienname Froböse damit zusammenhängt, muss geleugnet werden.

Vielleicht kommt zur Erklärung des Namens aber auch ein anderes Wort in Betracht, nämlich die Gode, die Taufpatin, das sonst in Mecklenburg und Pommern aus dem Sprachgebrauch geschwunden zu sein scheint. Verwandtschaftnamen werden bekanntlich überaus häufig zur Bildung von Namen dämonischer Wesen gebraucht, so Mutter, Muhme; und grade aus Mecklenburg, aus der Gegend von Ludwiglust, wurden mir durch Herrn Dr. R. Wossidlo in Waren die Namen (Fru) Waus und Wausen mitgeteilt, die nicht auf Wodan zurückgehen, sondern auf wase (Muhme; siehe Dähnert, Plattdeutsches Wörterbuch, S. 540). Und auch in den Nordd. Sagen, S. 413, finden wir Fru Wås und Fru Wåsen.

(Fortsetzung folgt.)

---

5. Polnische Lieder. (5.) Von der Wachtel.

Von A. Treichel.

Das nachfolgende polnische Liedchen soll im Kreise ihrer studierenden Landsleute recht häufig gesungen werden, wenn sie bei der Kneiptafel in heiterer Stimmung sind. Es lässt sich nicht leugnen, dass eine leichte und gefällige Melodie es für diesen Zweck ausserordentlich gut vorgearbeitet hat. Die klimaktisch ansteigenden Schlussverse werden vom Chore mitgesungen. Dennoch halte ich dafür, dass es direkt beim Volke entstanden sei, weil ganz aus ihm, seinen Ansichten und seinen Schmerzen geschöpft. Vielleicht steht es auch schon irgendwo gedruckt. Vielleicht ist es sonst auch beim Volke selbst nicht überall bekannt. Vielleicht ist es eine gewisse Selbstironie oder ihm auch nur auf den Leib geschrieben. Jedenfalls ist es das Liedchen durchaus wert, einem breiteren Kreise aus kulturhistorischem Interesse vorgeführt zu werden. Der Lohn des einem Herrn durch die vielen schweren Tage eines Jahres Dienenden ist erschrecklich gering. Wir können ihn nur durch den Lauf von sechs Jahren verfolgen (vielleicht ist aber das Liedchen damit noch nicht aus!) und besteht er je nach deren Beendigung aus einer Wachtel, einem Entchen, einem Gänschen, einer Kracke, einem Kälbchen und einem jährigen Rinde. Möglicherweise soll der karge Lohn nach langen Jahren in früherer Zeit damit gegeisselt werden. Würde der Dienende nun die heutige Altergrenze von 70 Jahren als Anwartschaft auf Alterversicherung erreicht haben, so käme er ebenso zu einem namenreichen, aber tatsächlich gar nichts werten Hausrate. Denn, was soll ihm die Wachtel? Durch Hüpfen und Springen schafft

sie wohl Freude, aber kaum für den Arbeiter, dem sie nichts Greifbares in die Hand giebt, kein ordentliches Stück Fleisch. Sie stellt also das vor, was wir mit niedrigem Ausdruck im Deutschen einen Dreck nennen. Vielleicht soll sich die polnische Anschauung damit decken. Die Ente des zweiten und die Gans des dritten Jahres geben wenigstens einen Braten ab, wenn auch ihre gesamte Guano-Fabrikation nur schwach ist. Soll die Variante vom Enterich und vom Ganter ihr Recht behalten, so ist dadurch mangels einer s. g.. Sie selbst jede Hoffnung auf Nachkommenschaft ausgeschlossen. Gekennzeichnet sind diese beiden Vögel durch den Ton ihrer Stimme oder durch ihr Gangwerk. Quakente und Wackelgans figuriren auch im Deutschen. Will man den Mohn (mak) nicht als aus blosser Reimpflicht hingestellt wissen, so bleibt nur übrig, Form und Gehalt der Excrementation als Vergleichpunkt aufzufassen. Die drei folgenden Jahre giebt es denn allerdings schon Säugetiere aus dem landwirtschaftlichen Betriebe, aber, aber, welcher, Qualität! Der Gaul (szkapa ist Provinzialismus), dem es läuft aus dem Maul, der muss erfahrunggemäss rotzig sein; das Kälbchen, welches malt, ist noch klein, steht noch in der Bucht und macht hier seine ersten zarten Anstreichversuche; das Oechslein ist einjährig (wolczaka), nur die Hälfte von dem, was er erst nach einem weiteren Tri- oder Biennium werden kann, so dass seine Tätigkeit nur in kalbähnlichen Entäusserungen, wie die Natur sie fordert, besteht. Wahrlich, ein rührendes Bild! Dass die Schilderungen so niedrig, aber naturgetreu ausfallen, darf man dem Volke und dessen Naturbetrachtungen nicht verübeln; im Gegenteil, sie bestätigen wenigstens für mich die echt volktümliche Herkunft des Liedes.

Für die Behandlung des Refrains, den ich gab, wie er mir gegeben wurde, will ich noch auf die klimaktische Folge aufmerksam machen. In allen Strophen folgt zuerst das eigene Charakteristikum, darauf wird von der zweiten Strophe an folgends gestochen, bis es dann zum Schlusse des Refrains immer die Wachtel ist, die vor unseren Augen hüpft und springt, rundum in dem Gärtchen, vor dem Fenster, rechts und links der Thüre, wo unscheinbare Blumen blühen, mit Liebe und Sinn gehegt und gepflegt. Das Eingeklammerte sind Varianten.

1. Służyłem u pana na pierwsze lato,
Dał ci mi, dał ci mi przepióreczkę za to,
A ta przepióreczka latała, skakała
Około ogródeczka. (var. koło okieneczka.)

2. Służyłem u pana na drugie lato,
Dał ci mi, dał ci mi kaczochnę (kaczora) za to,
A ta kaczka robi (kwak) kwak,
Sypie jéj się z dupy (gęby) mak,
A ta przepióreczka latała, skakała
Około ogródeczka.

3. Służyłem u pana na trzecie lato,
Dał ci mi, dał ci mi gąseczkę (gąsiora) za to,
A ta gęś dupą trzęś,
A ta kaczka robi kwak,
Sypie jéj się z dupy mak,
A ta przepióreczka latała, skakała
Około ogródeczka.

4. Służyłem u pana na czwarte lato,
Dał ci mi, dał ci mi szkapiątko za to;
A téj szkapie z gęby kapie,
A ta kaczka robi kwak,
Sypie jéj się z dupy mak,
A ta gęś dupą trzęś,
A ta przepióreczka latała, skakała
Około ogródeczka.

5. Służyłem u pana na piąte lato,
Dał ci mi, dał ci mi cielątko za to,
A to cielę dupą miele,
A ta kaczka robi kwak,
Sypie jéj się z dupy mak,
A ta gęś dupą trzęś,
A téj szkapie z gęby kapie,
A ta przepióreczka latała, skakała
Około ogródeczka.

6. Służyłem u pana na szóste lato,
Dał ci mi, dał ci mi wołczaka za to,
A ten wół nasrał w dół,
A ta kaczka robi kwak,
Sypie jéj się z dupy mak,
A ta gęś dupą trzęś,
A téj szkapie z gęby kapie,
A to cielę dupą miele,
A ta przepióreczka latała, skakała
Około ogródeczka.

Nachdem diese Arbeit schon zum Satze gegeben war, kam mir noch der siebente Vers davon durch Güte des prakt. Arztes J. Klein in Altkischau zu, welcher eine Vollendung des ganzen Hausrates bringt.

7. Służyłem u pana na siódme lato,
Dał ci mi, dał ci mi chałupę za to,
A w téj chałupie ciemno jak w dupie.
A ta kaczka robi kwak,
Sypie jéj się z dupy mak,
A ta gęś dupą trzęś,
A téj szkapie z gęby kapie,
A to cielę dupą miele,
A ten wół nasrał w dół,
A ta przepióreczka latała, skakała
Około ogródeczka.

Ich diente beim Herrn im siebenten[1]) Jahr,
Da gab er mir, gab er mir 'ne Hütte[2]) dafür,
Und in der Hütte ist's duster, wie im H.,
Und die Ente macht kwak,
Schüttet aus dem H.[3]) sich Mohn,
Und die Gans mit dem H. wackelt,
Und dem Gaul läuft's aus dem Maul,
Und das Kalb, mit dem H. es malt,
Und der Ochs sch.. in den Graben,
Und die Wachtel, sie hüpfte und sprang,
Rundum in dem Gärtchen.[4])

Weil die Verse nur durch Zusatz wachsen, erschien mir die Zusetzung des deutschen Textes nur beim letzten Verse notwendig und somit leicht auf die übrigen beziehbar. [1]) [ersten, zweiten, dritten, vierten, fünften, sechsten.] [2]) [Wachtel, Entchen (Enterich), Gänschen (Ganter), Gaul, Kälbchen, Öchslein.] [3]) [aus dem Munde.] [4]) [im Kreis vor dem Fenster.] Beides polnisch mit Elision.

---

6. Bezeichnungen der Trunkenheit in der Sprache des Volkes.

Eine Umfrage von Heinrich Merkens.

II. (Hochdeutsche.) Er ist betrunken. — Er ist bezecht. — Er ist berauscht. — Er ist bekneipt. — Er ist benebelt. — Er ist beduselt. — Er ist besoffen. — Er ist begeistert. — Er ist angeheitert. — Er ist angesäuselt. — Er ist angerissen. — Er ist geliefert. — Er ist gedeckt. — Er ist voll. — Er ist hagelvoll. — Er ist blindhagelvoll. — Er ist sternhagelvoll. — Er ist kanonenvoll. — Er ist voll des heiligen Geistes. — Er ist voll wie ein Dudelsack. — Er ist voll wie eine Unke. — Er ist dick. — Er ist pudeldick. — Er ist katzendick. — Er ist himmelhageldick. — Er ist tippsi. — Er ist blau. — Er ist à tout. — Er ist ein bischen lila. — Er ist illuminirt. — Er ist gut gesegnet. — Er ist dabei gewesen. — Er ist im Tritt. — Er ist im Sturm — Er ist im Stiefel. — Er ist im Tran. — Er ist besuselt. — Er ist selig. — Er ist fertig. — Er ist weg. — Er ist hier. — Es ist ihm ein Hering durch den Hals geschossen. — Er hat. — Er hat einen Hieb. — Er hat einen ab. — Er hat einen Schuss. — Er hat einen Stich. — Er hat einen Haarbeutel. — Er hat einen Zopf. — Er hat einen Schwibs. — Er hat einen

Spitz. — Er hat einen Affen. — Er hat einen Duridari. — Er hat einen Jesuiten. — Er hat einen Jesuitenspitzel. — Er hat einen Heiligenschein. — Er hat einen Schnurren. — Er hat einen Dito. — Er hat runde Füsse. — Er hat geschwollene Haare. — Er hat ein gut Gefälle. — Er hat in den Tran getreten. — Er hat die Gurgel voll. — Er hat einen Frosch unter der Zunge. — Er hat etwas im Dache. — Er hat etwas im Kopf. — Er hat etwas im Oberstübchen. — Er hat seine Ladung. — Er hat zu schwer geladen. — Er hat das graue Elend. — Er hat das Mückengreifen. — Er hat Mosis Zunge. — Er hat einen Tummel. — Er hat etwas im Krüsel. — Er hat seinen Talis. — Er hat ein Gläschen über den Durst getrunken. — Er hat zu tief in's Glas geguckt. — Er hat getrunken, dass die Heide wackelt. — Er hat Stafetten nach Speier geschickt. — Er hat gesoffen wie ein Bürstenbinder. — Er hat zu viel übergebeugt. — Er hat gesoffen wie ein Loch. — Er hat pokulirt. — Er hat gepichelt. — Er hat eingeheizt. — Er hat gut eingefeuert. — Er hat des Guten zu viel getan. — Er hat sich schwarz gemacht. — Er hat sich betudelt. — Er hat sich an Laden gelegt. — Er hat sich etwas zu Gemüt geführt. — Er hat sich einen angekrümelt. — Er hat sich besäbelt. — Er hat sich bene getan. — Er hat sich begabet. — Er hat sich die Nase begossen. — Er hat sich einen Bart gemacht. — Er hat sich einen Pelz getrunken. — Er hat sich bespült. — Er hat sich bekümmelt. — Er hat die Tramontane verloren. — Er hat sein Teil. — Er spürt den Wein. — Er säuft sich ein Kopfkissen. — Er sieht den Himmel für eine Bassgeige an. — Er sieht eine Turmspitze für einen Zahnstocher an. — Er sieht einen Spitz für einen Müllergesellen an. — Er sieht einen Kalenburger Bauern für eine Erdbeere an. — Er hält eine schwarze Kuh für einen Kaplan. — Er sieht grüne Husaren. — Er sieht Schleiskannen am Himmel. — Er sieht die Buchstaben doppelt. — Er sieht zwei Sonnen. — Er sieht aus wie ein gestochen Kalb. — Er sieht aus wie eine Ente wenn's wetterleuchtet. — Er kann auf keinem Bein mehr stehen. — Er kann nicht mehr über den Bart spucken. — Er kann an keiner Ecke vorbeikommen. — Er war an einem guten Ort. — Er brennt mit drei Grapen. — Er segelt mit vollen Segeln. — Er ruft Sanct Ulrich. — Er spürt den Wein. — Er schwebt. — Er wackelt. — Er kreuzt. — Es spukt ihm im Giebel. — Man hat ihn begraben. — Der Wein ist ihm in's Capitolium gestiegen. — Die Leber schwimmt ihm.

Mundartliche. (Plattdeutsche.) He is bemüselt. — He is döfft. — He is fette. — He is ähmig. — He is snerrt. — He is duhn. — He is jöhlig. — He is karthövven. — He is knüppeldicke. — He is so dicke as en Beest. — He is so dicke as en Pedde. — He is so dicke as en Swin. — He is so dicke as en Schindertieve. — He is kartaunendick. — He is so dick as en Täck. — He is so stramm as en Trummel. — He is to lange up der Dösske wesen. — He is to lange under den Wachholderbaume wesen. — He is half sieven. — He is en Swinigel. — He is en Supkumpan. — He is en

Suput. — He hett veel unter de Nase gegoten. — He hett in keenen Rauck arbetet. — He hett wat im Sticksel. — He hett en Rummel. — He hett sick den Ars begoten. — He hett flammet. — He hett sick bepumpelt. — He hett sick begigelt. — He hett de Näs in de Kann gesteckt. — He hett to veel nipt. — He hette qualmet. — He hefft to veele püpelt. — He hefft to veele sipsölket. — He hefft to veele knipset. — He hefft to veele pullet. — He hefft de Planken to lang. — He hefft de Jacke voll. — He hefft den Tecken dicke. — He hefft den Pigel dicke. — He hat sick todecket. — He hat den Boden sehen. — He hat sick wat int Auge wisket. — He hat wat in de Krone. — He hat wat im Timpen. — He hat wat im Knaupe. — He geht up den Knobben na Hus. — He kann keen Küken nöhmen. — He kükt ut fif Augen. — He krallögt. — He swimslaget. — He sweckt. (So in der Lichtenberg'schen Sammlung.)

Kölnische. Hä ess knöll. — Hä ess knüll. — He ess knill. — Hä ess benüsselt. — Hä ess kradevoll. — Hä ess pennevoll. — Hä ess stäänevoll. — Hä ess kardaunevoll. — Hä ess voll we en Strandkanon. — Hä ess voll we en Uehe. — Hä ess voll we en Unk. — Hä ess voll we en Juff (Fisch). — Hä ess fruh em Häuv. — Hä ess düselig. — Hä ess grasöhrig. — Hä ess en der Turla gerode. — Hä ess got gesähnt. — Hä ess unger de Urgel gerode. — Hä ess jet hatt lans e Wingfaass gestreche. — Hä ess stief. — Hä ess nus dem Gelies — Hä ess schiebes. — Hä ess möd em Gesecch. — Hä ess e besoffe Bölzche. — Hä ess em Schoss. — Hä hät Schabau en der Krun. — Hä hät en e Pölche getrodde. — Hä hät dröv Auge. — Hä hät naasse Fööss. — Hä hät et besoffe Aelend. — Hä hät er einen dran. — Hä hät der Kiddel voll. — Hä hät er einen em Ohr. — Hä hät er eine fott. — Hä hät et em Daach. — Hä hät üvvergelade. — Hä hät engeschott. — Hä hät er eine zu vil op der Lamp. — Hä hät Kot scheesse losse. — Hä hät sien Dröppche. — Et hät em en de Mötz gerähnt. — Et hät en bei der Katuus gekräge.

(Dürener.) Ä ess beschänk. — Ä ess höhdsfruh. — Ä ess en Urschel. — Ä ess stahts. — Ä ess su vol wie en Kabau. — Ä süff wie ä schäel Päet. — Ä hät gät äwääg. — Ä hät sich övvernomme.

(Unterfränkische.) Ar hat an' Schicker. — Ar hat an' Schlaag. — Ar hat an' Hips. — Ar i't molum. — Ar i't beschmort. — Ar i't za viel bagosse.

(Schwäbische.) Er ischt guat gicha. — Er hoot seine beschte Züng im Hals. — Er hoot uf oa Seita glada.

7. Tierstimmen im Volkmunde.

Von Dr. A. Brunk.

II. Gelbgänschen (Goldammer). Es singt: „Lick lick lick Fett, lick lick lick Fett!“ oder höhnt im Sommer den Bauern: „Lick lick lick, wat ick schit!“ und bettelt im Winter: „Bûr, Bûr, giff mi dîn Schûn!“ (Gilow, S. 174) oder, wie man in der Kamminer Gegend sagt: „Leiw Bûr, låt mi in't Schûn!“

Grasmücke. Die schwarzköpfige Grasmücke, der Mönch, ruft: „Judith!“ oder „Brief!“ oder „Tack Tack!“ (Gilow, S. 195.)

Hahn und Henne. Schon der junge Hahn ist ein Prophet; er weiss, was ihm nach dem Tode bevorsteht, und kräht deshalb: „Fri-cassée!“ (Grosskietz bei Beeskow.) Später lautet sein Ruf: „Ick bin de He-rr!“ (Aus der Gegend von Plathe.) — Wenn't Haun sick nich recht trecht finden kann, seggt dat: „Wat 's dorbi to daun?“ De Håu seggt denn: „Lute rik Lûr!“ un meint woll dormit: „Dor 's nicks gegen to måken.“ (Gilow, S. 219.) — Sobald des Morgens der Hühnerstall seine Pforten geöffnet hat, begrüsst der Hahn seine Frauen mit Flügelschlag und Kratzfuss: „Kikeriki, 'n Års hönen!“ (Aus Vorpommern und Mecklenburg.) Hat er die Henne getreten, so gröhlt er: „'t is wat Råres!“ (Aus Hinterpommern.) Die Henne aber kakelt: „Hest, hest, hest mi an'n Knåken stött! Hest mi an'n Knåken stött!“ worauf er tröstet: „'t wâd woll werre wâden, wâd woll werre wâden!“ (Gilow, S. 211) oder die Henne schilt: „Du du hest mi vörn Oas stött, du du hest mi vörn Oas stött!“ und er antwortet: „Dat hett de Büdel dån, hett de Büdel dån!“ Und als sie sich nicht beruhigen will und fortfährt zu kakeln, droht er: „Ick vögl' di nochmål, ick vögl' di nochmål!“ (Aus der Gegend von Treptow a. T.) Hat die Henne zum ersten Male ein Ei gelegt, so rennt sie schreiend über den Hof: „Mi steiht dat ganze Årschloch åpen, mi steiht dat ganze Årschloch åpen.“ Die älteren Hühner aber umstehen sie gackernd: „Vetûht sich, vetûht sich!“ (Aus Hinterpommern, Stolp.) Auch später erhebt sie noch oft ihre Stimme: „Achott, achott mîn Årschloch!“ (Aus Rügen) oder „Ach, ach, ach, miё Årsch-loch!“ (Aus Königl. Freist) oder „Mi deit de Årsch weh! Mi deit de Årsch weh!“ und der Hahn ruft dann: „Dann drück'n too!“ (Aus Fiddichow.) — Die Henne hat die Küchlein ausgebracht und führt sie ins Freie. Plötzlich bemerkt sie einen Habicht und ruft die Küchlein zusammen, die sich nun unter lautem Geschrei: „Pötter is dôd!“ unter die Henne flüchten. (Von der Insel Wollin.)

Krähe. Das in den Blätt. f. pomm. Volksk. S. 71 angeführte Krähengespräch liegt uns in zahlreichen mehr oder weniger bedeutenden Varianten vor, von denen zwei hier angeführt sein mögen. Erste Krähe: „'k weit Talg Talg Talg!“ Zweite Krähe: „Wo da, wo da, wo da?“ Erste: „Am Bârg, Bârg, Bârg!“ Zweite: „'t sün Knå-ke, Knå-ke, Knåke!“ Erste: „Pûl af, pûl af, pûl af!“ (Aus Wangerin.) Noch ausführlicher ist es bei Gilow, S. 306 in der gereimten Erzählung Pierd un Krei: Erste Krähe: „Weit Ås! Weit Ås! Weit Ås!“ Zweite Krähe: „Wur! Wur! Wur!“ Erste: „Achtern Bårg! Achtern Bårg!“ Zweite: „Ick wåg't, ick wåg't, ick wåg't!“ Erste: „Låt sind, låt sind, låt sind!“ Zweite: „Åk, âk!“ Erste: „Dat hest, dat hest, dat hest!“

Einstmals wollten die Zanower Langholz einfahren. In bekannter Schlauheit versuchten sie aber, den Stamm quer durch das Tor zu bringen. Vergeblich! Da setzte sich eine Krähe auf einen nahen Baum und rief ihnen zu: „Langs, langs, langs!“ (Aus der Kamminer Gegend.)

Kuckuck. Der Kuckuck neckt die Magd: „Dick Bûk, dick Bûk!" Aber diese bestreitet es: „Is nich wahr!" (Aus Mecklenburg.)

Lerche. Sie singt:

„Ele Milan,
Legg grôt Hult an,
Knuppen, Knuppen wi mîn Bên dick!
Klein Hult to, klein Hult to!"

(Aus Finkenwalde.)

Oder auch:

„Ein Mann hatte sieben Töchter, sieben Töchter,
Die hatten alle sieben runde Löcher, runde Löcher;
Die Löcher waren nicht weit, nicht weit,
Aber doch sehr, sehr tief, tief, tief, tief, tief."

(Aus Finkenwalde.)

Vergl. dazu das von Gilow, S. 336 ins Plattdeutsche übertragene: „'t is'n König in'n Schwartwald, het sæben Döchte" u. s. w.

Meise. Die blaue Meise ruft: „Tîd is dor, Tîd is dor, seih di vör! Stäcke gån, stäcke gån!" (Gilow, S. 366.)

Nachtigall, oder Sprosser, singt: „Klock Arr! Tei an David, tei an Klock!" (Gilow, S. 390.)

Pute oder Kûn ruft: „All Tîd Schmacht, Schmacht, Schmacht!" (d. h. Durst. Gilow, S. 319.)

Regenpfeifer. Er kündigt mit dem Rufe: „Dürr, dürr!" nasses Wetter an. (Gilow, S. 450.)

Rohrdommel. Sie heisst von ihrem Rufe beim Volk „Rurdump". (Aus Greifenhagen.)

Rotkehlchen. Wenn das Rotkehlchen sich auf der Leimrute gefangen hat, klagt es: „Zickerickick! Gefangen bün ick!" (Gilow, S. 468.)

Sperling. Dem Nachtschwärmer, der erst morgens aus dem Wirtshaus kommt, rufen die Spatzen höhnend nach: „Sühst, sühst!" (Aus der Gegend von Bahn.)

Stieglitz. Auch er hat von seinem Rufe: „Zisit, Stichlit, Stichlick!" seinen Namen. Er ruft auch: „Fink bink!" (Gilow, S. 611.)

Taube. Der Täuberich schmeichelt der Taube durch sein Kurren: „Nu kann'k't all! Nu kann'k't all!" Er ruft auch: „Rrrukopp, Rrrukopp, Rrrukopp!" (Gilow, S. 126.) Wenn die Bauernfrau über den Hof geht, rufen die Tauben ihr nach: „Grochu, grochu!" (d. h. Erbsen, Erbsen! Aus dem östlichen nach Westpreussen zu gelegenen Teile Hinterpommerns.)

Wachtel. Der Wachtelschlag wird mannigfach gedeutet. Zu den in den Blättern f. pomm. Volkk. gegebenen Deutungen trage ich nach: „Witt bün ick, witt bün ick!" Die Mägde werden bei der Feldarbeit geneckt: „Kutt to lütt!" (Gilow, S. 710) oder zu grösserem Fleisse beim Flachsjäten angetrieben: „Kuttke, plick! Kuttke, plick!" (Aus Königl. Freist.) Das von Gilow noch angeführte: „Bäwele wisst mi nich, wisst mi nich, wisst mi nich?" scheint ursprünglich nicht nach Niederdeutschland zu gehören.

Viel geringer ist die Ausbeute bei den Vierfüsslern.

Bulle. Wenn er unzufrieden ist, brüllt er:

„Ji hewwt mi vespråken,
Ick sall jûch de Kalwe måken,
Ji wullt mi gäben Brinkheu.
Ji gâwt mi rûch Heu, rûch Heu!“
(Gilow, Nadrag to de Diere S. 8.)

Mank ein Kauhaur ging en Bull un en Zägenbuck. De Bull bekiekt desen von umme bet båben; as he en naug bekäken het, bückt e sich mit'n Mål. De Zägenbuck denkt, de Bull will em stöten, un nimmt 'n por Sätz von de Sîd. De Bull blifft stån un kiekt em nå, fängt ierst sacht, nåst ümme lûre an to raupen: „Kleine Dûwel, kleine Dûwel, wat hest för'n groten Bûdel? Willen tûschen, willen tûschen?“ De Zägenbuck œwerst schürrköppt un seggt: „Ne e, ne e!“ (Gilow, De Diere S. 88.) — Bi einem Buren, dor grår Kindelbier was, gingen de Käu mit'n Bullen up'n Hoff; de Bull kratzte mit einen Vörfaut in'n Mess un brummte sier untofräden. De Hån was von de Däl un von'n Wîm runjågt, flücht nå'n Hoff un röppt: „Wat's hier lôs? Wat's hier lôs?“ De Bull antwurt: „Hier's Hochtîd! Hier's Hochtîd! Jûch Hochtîd! Jûch Hochtîd!“ un so blifft he bi. „Wat woll de Bull to jûchhochtîden het?“ seggen de Gäst. De Bur geit rût ût de Stûw, stellt sich up'n Dörensüll un seggt tum Bullen: „Hier's nich Hochtîd, hier's man Kindelbier.“ Dor nickt de Bull mit'n Kopp un seggt: „So, so, so!“ (Gilow, S. 87 f.).

Hund. Der Hund heult vor dem „Neuen“, in welcher Zeit das Mahl oft ziemlich knapp bemessen ist: „Is dat noch nich ball Jacooob'?“ (Aus Königl. Freist: vergl. Knoop, Volkssagen S. 17.)

Katze. Das Kind fragt: „Kättken, wo bist du hennewest?“ Die Katze: „Nå Bernau!“ Das Kind: „Wåren ock Saldåten då?“ Die Katze: „Jau!“ Das Kind: „Wat harren s' för Mundierung an?“ Die Katze: „Blau!“ (Aus Fiddichow.)

Schaf. Das Lämmchen fragt: „Wie lang ist't bis zum Mai?“ Der Bock antwortet: „Wirst't erleben!“ Das Lämmchen aber klagt: „Nimmermehr!“ (Aus Finkenwalde.) — Im Winter unterhalten sich die Schafe im Stall von den Freuden des Sommers. Das erste: „Wenn erst Gras wär!“ Das zweite: „Der wird's erleben?!“ Die dritten, die Lungenpfeifer, husten: „Ich nich, ich nich!“ (Aus der Wangeriner Gegend.) Nach Gilow, S. 501 fragen die Schafe auch: „Wârd uck Gras wassen, wârd uck Gras wassen?“

Ziege. Bei Windstille bindet der Müller seine Ziege an den Windmühlenflügel, damit sie das Gras, das grade an dieser Stelle recht üppig steht, abweidet, und legt sich aufs Ohr. Plötzlich erhebt sich der Wind und setzt die nicht abgestellte Mühle in Bewegung. Die Ziege, die die Gefahr ahnt, schreit dem schlafenden Müller zu: „Mei-iste!“ Halb im Schlaf fragt er: „Wat wist?“ Die Ziege: „Ich verreis!“ Der Müller: „Kümmst ball werre?“ Inzwischen ist der Windmühlenflügel so weit herumgegangen, dass die Ziege schon auf

den Hinterbeinen steht und grade noch hervorbringt: „Nimmerme-ehr!“ (Aus der Gegend von Pyritz.) —

Selbst die Töne und Geräusche der unbelebten Natur gestalten sich im Ohre des Volkes zu Worten und Sätzen. Geht die Mühle langsam an, so knarrt sie: „'t is zum Verdarrrwen! 't is zum Verdarrrwen!“ Sobald sie schneller geht, heisst's aber: „Vom Schäpel drei Matten, vom Schäpel drei Matten!“ (Von der Insel Wollin) oder: „Drê Matta vom Scheipel, drê Matta vom Scheipel!“ (Aus Hinterpommern) oder: „Vom Schepel drê Matt Matt Matt!“ (Aus Treptow a. T.) In der Nähe von Fiddichow wollen missgünstig Gesinnte aus dem Takt der Mühle heraushören: „Möller, Möller, Mattendêf! Rückt denn Bûrn denn Sack so schêf! Im Weizacker klappert die Mühle: „Backappel, Backappel!“, womit man in Hinterpommern das Pferdegetrappel nachahmt.

---

8. Maisitten am Rhein.

Von C. Rademacher in Köln.

IV. Es erscheint nicht unwahrscheinlich, dass das „Mädelein“, von dem unser Pfingstlied singt, die Frühlingsgöttin bedeutet, um so mehr, wenn wir uns vergegenwärtigen, was „wacker ist das Mädelein“ für einen Sinn hat. „Wacker = wackerig“ ist der landläufige Ausdruck für w a c h. Zur Frühlingzeit ist die Erdengöttin aus ihrem Winterschlafe erwacht; der Sieg des Frühlings über den Winter, den die Eddalieder so oft besingen, ist erfolgt, und die Göttin lebt auf, geküsst durch die Strahlen der belebenden Sonne, wie wir dies personificiert in dem Märchen vom Dornröschen finden. Diesem Märchen liegt wohl nichts Anderes zu Grunde, als der Winterschlaf der Erde und die Lösung des erstarrenden Bannes durch die Sonne. Es treten uns also in dem Märchen und dem Refrain des Pfingstsammelliedes entschieden dieselben Anschauungen entgegen. „Feierrosen Blümelein“ und „Hei Rosenblümelein“ sind ein Hinweis auf die Rosen (rosa rubiginosa — Weinrose), welche der Erdengöttin geweiht erscheinen, und die heute als „Marienrosen“ an die Mutter Gottes erinnern. Maria ist an die Stelle der Erdengöttin getreten, was sich aus sehr vielen Uebereinstimmungen nachweisen lässt. Um nur eines anzuführen, Blumen sind ja der Gottesmutter geweiht, und die Frühlingzeit (Mai) ist noch immer der besonderen Verehrung Marias gewidmet.

„Wir sind gekommen an diesen Stein, kommen wir Jonge all beienein,“ hören wir die Burschen als zweiten Vers singen, nachdem im ersten bereits mitgeteilt wurde, dass man das betreffende Haus erreicht habe. Vielleicht birgt sich in der Bezeichnung „Stein“ die Erinnerung an den ursprünglichen Hergang beim Gabeneinsammeln. Die Männer, welche dies besorgten, hatten als Vereinigungort naturgemäss die Malstätte des Gaues erwählt, und von hier aus wurde der Rundgang angetreten, nachdem man durch die Versammlung auf

derselben eine gewisse Weihe zu dem bevorstehenden Werke, eine Art Rechtfertigung erhalten hatte. Die Malstätten waren in den ältesten Zeiten durch einen Baum kenntlich, an dem nicht selten Schwerter und Schilde oder sogar menschenähnliche Puppen angeheftet waren. Oftmals vertrat ein Stein den Malbaum und dieser Stein ist in den spätesten Zeiten des germanischen Heidentums zu einer wirklichen Bildsäule geworden (Irmensäule, Rolandbilder bei den Sachsen).

Halten wir fest, dass das Einsammeln der Gaben für die Mahlzeit des Gaues geschah, so finden wir in dem wiederholten Hinweise, nur recht viel zu geben, keine freche Bettelei, sondern müssen ihn als gerechtfertigt anerkennen. In den Sammelliedern zu Fastnacht wird überall dieselbe Bitte vorgetragen, z. B. heisst er in einem westfälischen Liede:

„Schnäiidt en Stücksken (Wurst) drei Ellen lang!“

Der Ausdruck: „lösch den Duesch“ von der Bratwurst, ist eine Umkehrung des ursprünglicheren „bringt den Durst“, wie es in anderen Gegenden heisst. Auch in Westfalen singt man:

„Gebt mi en Mettwurst, dat stillet den Hunger un mäket Durst!“

Mancherlei Gaben zählt das Lied auf, welche erwünscht sind: Eier, Wurst, Hasefohs (rätselhaft) und Pferdeköpfe. Schon lange hat man letztere Gaben nicht mehr erhalten, sondern nur Eier und Geld, die diesbezüglichen Verse sind aber dennoch beibehalten, ein Beweis, dass sie uralt und dem damaligen Bedürfnisse entsprachen. Besonders auffallend erscheint die Bitte um einen Pferdekopf, sie kann ein Hinweis auf das Pferdefleisch-Essen der Germanen sein. Montanus[1]) hat den Vers also aufgezeichnet:

„Nun gebt uns einen Pferdekopp, wir stippen auf der Stang ihn op! (auf.)“

Wir wissen, dass Pferdeköpfe von unsern Vorfahren in den Wäldern aufgehangen wurden, und es hat sich noch an vielen Stellen der Brauch erhalten, bei Kirmessen und anderen Feierlichkeiten eine Stange mit angeheftetem Pferdeschädel voranzutragen. Die Fassung der Strophe, welche Pferdefleisch zu einer Mahlzeit erbittet, scheint mir die ursprünglichere zu sein. Die Heidenbekehrer bezeichneten das Essen des Pferdefleisches als ein sicheres Erkennungzeichen des Heidentums und eiferten deshalb mit aller Macht dagegen, so dass sogar die Todstrafe auf den Genuss dieses Fleisches gesetzt werden konnte. Ganz natürlich ist es, dass die Gabeneinsammler sich an die Hausfrau wenden, ihnen von ihren Vorräten zu überlassen. Eine Andeutung auf einen heimlichen Schatz von Eiern liegt in der Wendung, im Kellerhalse nachzusehen, ob dort vielleicht das schwarze Huhn gelegt habe. Heutzutage sind ja noch die Bauernfrauen bestrebt, für Ostern eine grosse Menge Eier aufzubewahren.

Die Erwähnung von Rhein und Wupper ist ebenfalls bedeutsam.

---

[1]) Montanus: Volkfeste.

Beide Flüsse bilden die Grenzen eines Teiles des bergischen Landes, und die Bewohner zwischen Sieg, Wupper und Rhein mochten wohl ursprünglich zu einem Gau gehören, der auf einer gemeinsamen Malstätte sein grösstes Frühlingfest feierte, also gewissermassen ein Ganzes bildete. Es weisen auch die zahlreichen Begräbnisstätten zwischen Sieg und Wupper,[1]) die in der neuesten Zeit genauer von mir durchforscht worden sind, durch die Gleichartigkeit der Anlage, sowie des Inhaltes auf eine Zusammengehörigkeit hin.

Für den Fall, der aber äussert selten noch heutzutage eintritt, dass die Gabeneinsammler nichts erhalten, hatten sie die bei der Anzeichnung des Liedes schon angeführten Verwünschungen zur Hand, der Teufel soll das ungastliche Haus umstürzen und die „Schwatzen" sollen den Insassen die Augen auskratzen. Schwatzen = Schwarzen sind die Geister, welche an dem Hause sich aufhalten, die Hausgeister, denen eine Verletzung der Pflichten gegen den Gemeinsinn zu rächen zugeschrieben wurde. Es muss eine Zeit gegeben haben, in welcher man an die Möglichkeit der Erfüllung einer Verwünschung glaubte, wie dies manche Lieder beweisen, in denen Verwünschungen sofort in Erfüllung gehen.[2])

Trotz der Ungunst der Verhältnisse hat sich das Eierholen in der Pfingstnacht mit samt seinem uralten Liede zu erhalten gewusst, wenn es auch jetzt nur noch in den entlegensten Dörfern ausgeübt wird, da die Polizei den Brauch aufs schärfste verboten hat. Es ist leicht erklärlich, dass bei dem Gabeneinsammeln in der Nacht leicht Unzuträglichkeiten stattfinden können, zumal der eigentliche Zweck nicht mehr bekannt ist. Oft ist es in der letzten Zeit auch vorgekommen, dass zwei Haufen Burschen gesondert das Zusammenholen der Eier und des Geldes unternahmen, wobei es dann an Zank und Streit nicht fehlte. Schon 1574 hat Herzog Wilhelm von Berg das Pfingstnachtsingen verboten und der Kurfürst Carl Theodor gab im vorigen Jahrhunderte den Werbern den Auftrag, besonders auf die Sänger in der Pfingstnacht Jagd zu machen. Die Zeit ist nicht mehr fern, in der die Weisen des Pfingstliedes vom Volke vergessen sein werden.

---

9. Kleine Mitteilungen.

In der Londoner „Academy" vom 24. Juni 1893 erzählt Edward Nicholson eine lustige Sage, die darauf abzielt, die Engländer als „geschwänzt" hinzustellen und namentlich den englischen Frauen einige Unliebenswürdigkeiten zu widmen. Nicholson hörte das Geschichtchen in Malabar; es baut sich auf dem bekannten

---

[1]) Die letzten Ausläufer der bergischen Höhen von Sieg bis zur Wupper enthalten in einem fortlaufenden Zuge noch heute eine überaus grosse Anzahl germanischer Gräber aus der La Tène-Zeit. (Vergl. meinen Aufsatz in Heft 4 der von Virchow und Voss herausgegebenen „Nachrichten über deutsche Altertumfunde." 1893. „Die germanischen Begräbnisstätten zwischen Sieg und Wupper." Die Funde befinden sich im Königl. Museum für Völkerkunde in Berlin.)

[2]) Montanus: Volkfeste.

altindischen Sagenstoffe des Râmâyana auf und lautet also: Als das Affenheer Râma's die Brücke nach Lankâ[1]) schlagen wollte, stellte der Meergott Varuna dem Unternehmen Hindernisse entgegen, und liess sich auch durch Râma's Bitten nicht zu einer Sinnänderung bewegen. Kurz entschlossen befestigte Râma einen Pfeil an seinen Bogen, um den Kampf mit der Meermacht aufzunehmen. Dies setzte Varuna so in Schrecken, dass er der See entstieg, um Râma durch Geschenke und Bitten freundlich zu stimmen. Dieser aber sagte, nachdem der Pfeil einmal befestigt sei, müsse er ihn abschiessen; Varuna möge also ihm das Ziel angeben. Als dieses wies ihm der Gott ein von Râkshasa (Dämonen) bewohntes Land; der Pfeil ging ab und tötete sämtliche Bewohner. — Nun ward die Brücke gebaut; Râma ging nach Lankâ und vernichtete Râvana mit seinem Râkshasa-Heere. Nachdem Râvana's Bruder als König eingesetzt war, kamen aber die Râkshasa-Frauen und klagten darüber, dass sie alle von Râma's Affen schwanger seien. Râma lud sie nun auf ein Schiff und brachte sie nach jenem Lande, das er ehedem seiner Bewohner beraubt hatte; zum Lebensunterhalt gab er ihnen ein Palmblatt als Schreibpapier und eine Besenrute als Feder mit. Dort kamen ihre Kinder zur Welt und wurden sehr geschickt. Die Engländer nun sind deren Nachkommen, und weil sie von Affen abstammen, haben sie Schwänze. Jene Affen aber waren göttlichen Ursprungs[2]) und demgemäss spaltet sich die englische Natur in einen göttlichen und einen dämonischen (Râkshasa) Bestandteil; der erstere eignet den Männern, der letztere den Frauen Englands! Und am Morgen frühstückt man hier wie die Götter[3]), Mittags aber tut man sich nach Râkshasa-Art an Fleisch und starken Getränken gütlich. L. S.

Zu dem Schleswig-Holsteinischen Hausmittel gegen die Halsbräune (Am Urquell IV, 278): „Ein Schwalbennest wird gekocht und um den Hals gebunden" bemerke ich, dass dies auch noch in anderen Gegenden angewandt wird. Mit Wehmut erinnere ich mich, wie meine verstorbene Mutter (in Quedlinburg a. Harz) sich vor etwa 30 Jahren mit schwerem Herzen entschloss, das glückbringende Schwalbennest am Hause zu zerstören, um es in der angegebenen Weise als Heilmittel bei der tödlichen Erkrankung eines fünfjährigen Kindes aus der Verwandtschaft anzuwenden.

Northeim. R. Sprenger.

Zum Mailehn (s. IV, 227 ff.) Die rheinische Sitte des Mailehns ist von Julius Wolff in seiner „Lurley" poetisch verwertet. R. Sp.

Zu den Totengebräuchen (Am Urquell IV, 280). Zu Nr. 3 vgl. Alexander Tilles Aufsatz „Deutsche Weihnachten in der guten alten Zeit" (17. Jahrh.) in der Weihnachtnummer der „Gartenlaube" 1893 S. 855: „Ernst sitzt die Runde um den grossen Tisch, da tritt einer mit einem Licht ein, geht um den Tisch und verlässt schweigend wieder die Stube. Alle aber schauen erwartungvoll nach der Wand; denn wessen Kopf beim Scheine dieses Lichts keinen Schatten wirft, der muss dieses Jahr sterben." R. Sp.

---

[1]) Unter Lankâ hat man gewöhnlich Ceylon verstanden; Jacobi in seinem neuen Buche über das Râmâyana S. 90 ff. sucht es indessen wahrscheinlich zu machen, dass der Name Lankâ für Ceylon erst secundär, durch die wachsende Verbreitung des Râmâyana, in Gebrauch gekommen ist und dann die alten Bezeichnungen Tâmraparnî und Sinhaladvîpa verdrängt hat.

[2]) Auch im ersten Buche des Râmâyana wird berichtet, dass die Affen, welche nachher Râma's Bundgenossen werden, von den Göttern mit weiblichen Genien gezeugt werden.

[3]) Die Engländer in Indien haben die Sitte angenommen, beim Frühstück von Fleischspeisen abzusehen.

Herausgeber: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12.
Verwaltung in Lunden in Holstein.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben
von
Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen."

V. B. III. Hft.	Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 5 Kronen.	1894.

1. Ueber das wissenschaftliche Studium der Naturvölker. [1]

Von Thomas Achelis.

I. Das Problem der Kultur ist uralt und reicht genau genommen in die Anfänge menschlichen Denkens überhaupt zurück; gerade um des willen ist es so überaus lehrreich, weil uns in diesem Spiegelbilde mit greifbarer Deutlichkeit die ein ganzes Zeitalter beherrschenden Ideen, der Standpunkt wissenschaftlicher Forschung im allgemeinen entgegentritt. Man denke nur in flüchtigen Umrissen an das Bild, das das vorige Jahrhundert uns mit überschwänglicher Begeisterung, wenigstens mit überzeugender Beredsamkeit von jenen Bewohnern der paradiesischen Eilande im Stillen Ocean zu entwerfen liebte, die, in einer seltsamen Verkennung der Sachlage zugleich als die langersehnten Vertreter des so viel beneideten Naturzustandes betrachtet wurden! Oder um das entsprechende Gegenteil zu dieser sentimental angehauchten, durch und durch unwahren, vielleicht mit poetischem Zauber durchflochtenen, aber wissenschaftlich grösstenteils völlig unbrauchbaren Schilderung hervorzukehren. So erinnere man sich der ersten Berührung der Europäer mit den Indianern, wo es sogar eines päpstlichen Dekretes bedurfte, um sie überhaupt zu der Ordnung des Homo sapiens (wahrscheinlich noch unter mancherlei verschwiegenen Vorbehalten) zuzulassen! Nebenbei bemerkt hat aber unsere Zeit noch dazu ein sehr instruktives Pendant geliefert, indem bekanntlich

[1] Mit besonderer Rücksicht auf das Werk von Prof. Dr. K. v. d. Steinen, Unter den Naturvölkern Centralbrasiliens, mit 30 Tafeln sowie 160 Textabbildungen nebst einer Karte. Berlin, Dietr. Reimer, 1894. Preis gebunden 12 Mk., ein ausserordentlich billiger Kostenansatz.

Ch. Darwin auf seiner Weltumsegelung die Feuerländer halbwegs als Bestien kennzeichnete, mit rauhen, glucksenden Kehltönen, die keiner menschlichen Modulation glichen. (Nachträglich stellte es sich heraus, dass die braven, über Gebühr so oft missachteten Burschen über einen sehr ansehnlichen Wortschatz verfügten.) Das Alles zeigt zur Genüge, dass es mit der Beobachtung fremder und namentlich in ihrer Gesittung tiefstehender Völkerschaften ein eigenes Ding ist, und dass uns gerade hier das, worauf wir sonst am meisten stolz zu sein pflegen, unser Wissen, unsere Bildung den schlimmsten Streich spielen kann. Wir freuen uns um so mehr, im Folgenden auf ein Werk aufmerksam machen zu können, das auf der Höhe der modernen Ethnologie stehend und somit durch eine Fülle des ethnographischen Materials nach allen Richtungen hin hervorragend sich durch eine feine psychologische Analyse des Stoffs auszeichnet, ohne dass je die verhängnisvolle Einmischung des Berichterstatters die strenge Objectivität der Darstellung trübte. In der Tat darf man in dieser Schilderung der zweiten Schingúexpedition durch K. v. d. Steinen eine mustergiltige wissenschaftliche Leistung ersten Ranges erblicken, die weit über die Bedeutung der landläufigen Reisebeschreibungen älteren und modernen Genres hinausgreift. Suchen wir uns deshalb zunächst über den massgebenden kritischen Gesichtpunkt der Beobachtung zu verständigen; denn von dieser methodischen Vorfrage hängt begreiflicher Weise die Wertschätzung der betreffenden Ergebnisse überhaupt ab.

Um die landläufige subjectivistische Auffassung zu kennzeichnen, gebraucht unser Gewährmann einen vortrefflichen Ausdruck: es ist die Kulturbrille, durch welche die meisten Historiker, Mythologen und nun gar die Philosophen zu jener unbewussten Verfälschung der Wirklichkeit veranlasst werden, die dann für ihre sämtlichen Schlussfolgerungen so überaus verhängnisvoll wird. Das zeigt sich ganz besonders in der Beurteilung der Stellung, welche die Naturvölker in ihrer Umgebung einnehmen; meist wird dann das Rüstzeug der feineren aesthetischen Empfindungen hervorgeholt, der Schauer des Erhabenen, das Grauen des Unendlichen, gewisse andächtige Stimmungen usw. bilden den entwicklungfähigen Boden, auf dem mit überraschender Schnelligkeit sich die tiefsinnigen Ideen über Gott und Menschheit, die je nur die Brust eines speculativen Philosophen bewegt haben, ausbilden. Ein Beispiel zur Charakteristik statt aller; es dürfte hinlänglich bekannt sein, wie ansprechend die Erfindung des Feuers in der vergleichenden Sprachwissenschaft als die unmittelbare Nachahmung des in einer Baumachse durch den Sturm hin und hergepeitschten und schliesslich in Brand gesetzten Zweiges gefeiert ist oder wie sich noch Osc. Pechel verlockend ausdrückt: „Würde sich etwa ein gewaltiger Denker der Vorzeit von der Vermutung haben leiten lassen: durch Reibung werde Wärme erzeugt, sollte nicht auch das Feuer durch die höchste Steigerung der Reibung-Wärme gewonnen werden können? — so hätte in ihm die Wahrheit gedämmert, dass die leuchtende Wärme sich durch Nichts als ihre Quantität und ihre Wirkung auf die

Sehnerven von der dunklen Wärme unterscheide, und sein darauf begründeter Entzündungversuch durch Reibung wäre ein Ja in der Natur auf eine richtig gestellte Frage gewesen. An Schärfe des Verstandes wäre ein solcher Prometheus der Eiszeit nicht hinter den scharfsinnigen Denkern der geschichtlichen Zeit zurückgeblieben.“ (Völkerkunde S. 144.) Demgegenüber hat Steinen durchaus Recht, wenn er sagt: „Es ist klar, wir dürfen uns von den späteren mystischen, poetischen, religiösen oder naturwissenschaftlichen Vorstellungen, die sich auf das Feuer beziehen, nicht beirren lassen und den Naturmenschen, der ein nüchterner, beschränkter Praktiker ist, nicht als das ansehen, was er nicht ist, weder als einen Philosophen noch als einen Erfinder der Neuzeit. Wenden wir uns an die lebendige Erfahrung, so verschwindet sofort das Hindernis am Anfang, nämlich der nur für die Zeit entwickelter Eigentumbegriffe nicht unlösbare Widerspruch, dass ein Ding gleichzeitig mit Schrecken erfüllt und bei Tage und bei Nacht unentbehrlich geworden ist.“ (S. 223.) Statt also mit ganz unzutreffenden Gefühlen zu operiren, die unbesehends in die Brust des sog. Wilden hineinverlegt werden, anstatt eines geheimnisvollen, hochpoetischen Vorgangs vollzieht sich hier bei nüchternem Zusehen eine ungemein einfache Handlung; worauf reducirt sich mithin diese mit volltönender Begeisterung verherrlichte Kulturtat irgend eines mythischen Urahnen unseres Geschlechtes? Auf die Findigkeit irgend welcher armen Teufel im nassen Walde, antwortet Steinen, denen der mitgenommene glimmende Zunder zu verlöschen drohte, und denen Muschel, Zahn oder Steinsplitter unerreichbar war. Sie suchten sich einen Stock oder zerbrachen einen Rohrschaft; je dürrer das Holz war, desto leichter liess es sich abbrechen, um ein reichliches Quantum Mehl zu erzielen, oder, wenn es sich um die Vorfahren der Polynesier handeln soll, rieben sie Holz an Holz — ob sie das Eine oder Andere taten, wird nur von ihren gewohnten Arbeitmethoden abgehangen haben; sie wurden durch die Entdeckung erfreut, dass ihr mit dem Holzstock mühsamer, aber auch feiner losgeriebenes Pulver von selber glimmte und rauchte. (S. 227.) Freilich wäre es herzlich verkehrt, um deswillen den Naturvölkern die Phantasie absprechen zu wollen, es handelt sich in erster Linie nur um jene feinere, aesthetische Naturauffassung, die uns Kulturmenschen im Fleisch und Blut liegt und wenigstens für den Höhergebildeten den Grund- und Eckstein seiner ganzen Weltanschauung bildet. Dass im übrigen gerade die unbezähmbare Macht der Einbildungkraft die Anerkennung jedes gesetzmässigen Wirkens, ja das Verständnis des harmlosesten Mechanismus in irgend einer Trödlerbude seitens eines Naturkindes erschwert und nahezu unmöglich macht, bedarf wohl keiner ausführlichen Erläuterung. Daher, weil ihrem Geiste jegliche logische Schulung fehlt und damit auch die planmässige Abstraction von dem sinnlich greifbaren Dinge der Anschauung, wurde nicht selten der nähere und erspriesslichere Verkehr zwischen ihnen und ihrem Gast ungemein erschwert, und Steinen erzählt davon manche ergötzliche

Züge (besonders amüsant ist die Geschichte mit den schwedischen Zündhölzern), wobei aber vielweniger der so oft angeführte Trieb der menschlichen Wissbegierde oder gar des erhabenen Causalitätbedürfnisses eine entscheidende Rolle spielte, als die ganz gemeine, auch bei uns Vertretern einer höheren Civilisation durchaus noch nicht ausgestorbene Neugier.

---

2. Mitteilungen aus dem Bremischen Volkleben.

Von Dr. Albert Hermann Post.

II. Aelter ist offenbar das folgende noch jetzt erhaltene, aber meist im Kindergärtnerstil veredelte Volklied, welches allerdings in der jetzigen volkmässigen Fassung erst nach der französischen Zeit entstanden sein kann. Das Lied hat eine eigene Melodie und kennzeichnet den niedersächsischen Volkcharakter in ausgezeichneter Weise.

Un dabi waant he nog jümmer up der Lammerstraten,
Up der Lammerlammerstraten.
He kan maken wat he wil, he kan maken alle wat he wil.
Swig man jümmer jümmer still, swig man jümmer jümmer still.
Da makt he sik en Geigelken, en Geigelken, pardauz.
Violin, violin, sprach das Geigelken, (bis)
Un vioviolin, un vioviolin,
Use Deern de heet Katrin.

Un dabi waant he usw.
Da maakt he sik en Wikkelkind, en Wikkelkind, pardauz.
Sch— di wat, sch— di wat, segt dat Wikkelkind,
Violin, violin, segt dat Geigelken,
Un vioviolin, un vioviolin,
Use Deern de heet Katrin.

Un dabi waant he usw.
Da maakt he sik en Bonapart, en Bonapart, pardauz.
Ik bin Kaiser, ik bin Kaiser, segt de Bonapart,
Sch— di wat, sch— di wat, segt das Wikkelkind,
Violin, violin, segt dat Geigelken,
Un vioviolin, un vioviolin,
Use Deern de heet Katrin.

Un dabi waant he usw.
Da maakt he sik en Hanseat, en Hanseat, pardauz.
— — segt de Hanseat, — — segt de Hanseat,
Ik bin Kaiser, ik bin Kaiser, segt de Bonapart,
Sch— di wat, sch— di wat, segt dat Wikkelkind,
Violin, violin, segt dat Geigelken,
Un vioviolin, un vioviolin,
Use Deern de heet Katrin.

Vgl. Niederdeutsches Liederbuch. Alte und neue plattdeutsche Lieder und Reime mit Singweisen. Herausgegeben von Mitgliedern des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Hamburg und Leipzig bei L. Voss. 1884. S. 58, mit Melodie, und dazu S. 106 die Bemerkung: In der vorliegenden Form in Hamburg bekannt und zur

Versammlung des Hansischen Geschichtvereins, Pfingsten 1875, unter dem Titel: „Vif schöne nye Leeder“ für die Teilnehmer gedruckt. Ein abweichender niederdeutscher Text findet sich bei Reifferscheidt Westf. Volkslieder in Wort und Weise mit Klavierbegleitung und liedervergleichenden Bemerkungen. Heilbronn 79). Melodie in Hamburg und Bremen bekannt, abweichend bei R. a. a. O.

Volkgedichte wie diese beiden werden in unserer Zeit schwerlich mehr entstehen, aber sie sind uns doch noch nicht durchaus fremdartig. Eine Menge von Produkten Bremischer Volkdichtung wurzeln aber offenbar in Gedankengängen und Anschauungen, welche wir gar nicht mehr verstehen, welche ganz den Charakter von Ueberlebseln tragen. Man braucht nur das folgende Lied anzusehen:

De Wind de weid', de Haan de kreid',
De Vos sat up de Tuune
Un plukd' de gele Plume.
Ik sä, he scholl mi ene geven,
He sä, he woll mi Steene geven.

Wegener, Volktümliche Lieder etc. III, Seite 316 u. f., Nr. 1076 u. 1077. Frischbier, Volkreime und Volkspiele Nr. 35—37. H. F. W. Raabe, Allgemeines plattdeutsches Volkbuch. Sammlung von Dichtungen, Sagen, Märchen, Schwänken, Volk- und Kinderreimen, Sprichwörtern, Rätseln usw. Wismar und Ludwigslust 1854, S. 166. Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, III, Hamburg 1878, S. 14 u. f., 29, 61.

Hier ist alles fremd und unverständlich. Es ist ebenso rätselhaft, was der Fuchs auf dem Zaune zu tun hat, als was die „gele Plume“, als was der Gedankengang des ganzen Reimes ist.

Die bremische Version des Liedes setzt an diesen Grundstock noch folgende Verse an:

Da nam ik minen dikken Stok
Un slog em up den kalen Kopp,
Da reep he, Broder Jakob,
Jakob, Jakob, laat mi leven,
Ik wil di ok en goldnen Vagel geven.

Es schliesst sich hieran dann eine offenbar nur angeklebte selbständige Reimerei, auf welche wir später noch zurückkommen werden. In andern niedersächsischen Strichen schliesst das Lied ab mit den Worten:

Steene, Steene, mag ik nig,
Ga weg du ole Bösewicht.

Darnach könnte man ein Volklied auf den Fuchs vermuten, wie ja viele Tiere in der niedersächsischen Volkdichtung ihre besonderen Reime haben; aber die Funktion, die Reineke hier zugewiesen wird, ist mit seiner Natur so unvereinbar, dass wahrscheinlich das ganze Poëm lediglich auf Missverständnissen beruht. Es steht mir kein Material für eine Erklärung des Liedes zu Gebote. Ich möchte nur darauf hinweisen, dass die „gele Plume“ nicht als gelbe Pflaume aufgefasst zu werden braucht, sondern dass sie im niedersächsischen

Volkrätsel auch für den Eidotter (gelber Flaum) gebraucht wird. (Vergl. Zeitschr. für Volkkunde III, S. 77, Nr. 83, Grote a. a. O., S. 490, Nr. 90.) Weiter kommt man allerdings auch hiermit nicht.

Ebenso fremdartig, wennschon nicht unverständlich, sind Sprüche wie der folgende, mir auch noch durch mündliche Ueberlieferung überkommene:

Leve Regen, blief wege
Mit diner langen Nese.
Leve Sunne kum wedder
Mit diner goldnen Fedder.

Es wird auch wohl noch hinzugefügt:

Mit dinen goldnen Stralen
Vam Himmel herdalen.

Die letzten Verse, welche sich übrigens auch sonst in niedersächsischen Wettersprüchen wiederfinden, z. B. in der Form:

Mit din golden Stral
Kum wedder herdal,

oder:

Mit din golden Stralen
Beschin us altomalen,

scheinen später hinzugefügt zu sein. Die „goldne Sonnenfeder," welche auch sonst in der niedersächsischen Volkdichtung vorkommt (Grote a. a. O., S. 216, Nr. 7, 8, Wegener, Volktüml. Lieder I, Nr. 205 bis 207. Frischbier, Volkreime und Volkspiele, S. 48, Nr. 182—185. Müllenhoff, Sagen, Märchen u. Lieder etc., S. 517 ff.), scheint ganz alt zu sein, und ebenso alt könnte die „lange Regen-Nase" sein. Sie findet sich auch in einem Regenlied aus Hameln (Firm III 146; vergl. Mannhardt, germ. Mythen, S. 380).

Sehr deutlich tritt auch das Alter hervor in den Volkrätseln. Die älteren Volkrätsel tragen einen ganz andern Charakter, wie die jüngeren. In der Bremischen Tradition sind noch manche dieser altertümlichen Volkrätsel erhalten. Sie finden sich mit geringen Variationen meistens auch in anderen niedersächsischen Strichen wieder. Ein paar Beispiele werden die Sonderbarkeit dieser Rätsel sofort klar stellen.

Grise, grase, graue,
(oder auch:)
Use grise graue,
Steit alle Nacht in'n Daue,
Het kin Fleesch un het kin Blood
Un deit doch allen Minschen good.
(Windmühle.)

Vrgl. Gillhoff, Das Mecklenburgische Volkrätsel, Parchim 1892, S. 84. J. ten Doornkaat, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache II, S. 613. Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder etc., S. 507.

Ik weet en Ding
Van Piperling,
Kan gaan, kan staan,
Kan up 'n Kopp nar Karken gaan.
(Schuhnagel.)

Rulle rulle Wagen,
Kan hunnert Last dragen,
Sunner Peerd, sunner Rad,
Ra mal, wat is dat.
(Schiff.)

Vrgl. Gillhoff, Das Mecklenburgische Volkrätsel, S. 140, Nr. 909.

Ringelrangel
Dörrenanner,
Dikke Kluten
Hangt na buten.
(Weinstock.)

Hevt ji nig seen dat grote Ding,
Dat gustern Avend up 'n Karkhof ging?
Roe Strumpe un lange Been',
Ik hev' nog min Leven so'n Ding nig seen.
(Storch.)

Gillhoff, Das Mecklenburgische Rätselbuch, S. 25. G. weist auch hin auf Dr. Freybe: Schlue Actus VII, S. 83.

Erst witt, denn grön, denn rood — Smekt allen Kinnern good. (Kirsche.)

Dar sunt fief un twintig Heren,
De de ganze Welt regeeren
Se et't kin Brod un drinkt kin Win,
Wat mägt dat wol vor Heren sin?
(Alphabet.)

S. Gillhoff, Das Mecklenb. Volkrätsel, S. 111, und Frischbier, Die Menschenwelt in Volkrätseln, S. 260, ist zu vergl.

Aeusserst originell ist auch folgendes Rätsel:

Up der Straten staat twe Platen,
Up de Platen staat twe Stipels,
Up de Stipels steit en Beertunn,
Up de Beertunn steit en Trechter,
Up dem Trechter steit en Jaan-up (Gähner),
Up dem Jaan-up steit en Riker,
Up dem Riker staat twe Kikers (Lichter),
Up de Kikers (Lichter) steit en Barg,
Up dem Barge steit en Wald,
Da sind versammelt jung und alt.

Statt der drei letzten Verse wird auch gesagt:

Un en hogen Barg, da wasst dat hoge Gras,

oder:

Un en hogen Barg, da versammelt sik jung und old.

Vrgl. Diermissen, Ut de Musskist, Kiel 1862, Nr. 198. Korrespondenzblatt für niederdeutsche Sprachforschung, Jahrg. VII 86, XI 54. Raabe, Allgemeines plattdeutsches Volkbuch, S. 99, Nr. 53. Wegener, Volkstüml. Lieder aus Norddeutschland, II. Heft, S. 127, Nr. 426, 427. Gillhoff, Mecklenb. Volkrätsel, S. 1. Frischbier, Die Menschenwelt in Volkrätseln, S. 240 ff. Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder etc., S. 508. Ons Volkleven, Tijdschrift voor Taal en Volkdichtveerdigheid, Brecht 1889 I, S. 78. Wossidlo, Volktüml. aus Mecklenburg, Nr. 4. Lütje Strohot, Kiel 1847, S. 96. Strackerjan: Aus dem Kinderleben, Oldenburg 1851, S. 76. ten Doornkaat Koolman, Wb. der ostfr. Sprache III, S. 4. Volkkunde, niederländische II, S. 35. F. A. Lyra, Plattdeutsche Briefe, Osnabrück 1845, S. 185. Ehlers, Schleswig-Holsteensch Rätselbock, Nr. 12. Zu vergl. ist auch das türkische Rätsel im Ur-Quell IV, S. 21.

Charakteristisch für das ältere Volkrätsel ist namentlich auch, dass der Gegenstand, welcher geraten werden soll, personificiert oder mit einem menschlichen Namen versehen wird. So z. B. in folgenden Bremischen Rätseln:

Ole, Ole,
He sat bi mi up 'n Stole,
He winkde mi, ik wärde mi,
He winkde mi so söte,
Dat ik vergeet Ogen un Föte.
(Schlaf.)

Gillhoff, Das Mecklenb. Volkrätsel, S. 68 ff. Raabe, Allgemeines plattd. Volkbuch, S. 95, Nr. 29. Tuxen, Det Plattdydske Folkesprog i Angel, S. 96.

Use Jan Lange
Sat up der Klastange.
Weide de Wind,
Bummelde dat Ding.
(Stangenbohne.)

De litje Jan Tölken,
Sat up 'en Kakstölken.
Je länger he sat,
Je korter he wat,
oder:
Je länger dat he sat,
Je litjer dat he wat,
Bums! lag he'r in.
(Lichtstummel.)

Korrespondenzblatt, niederd. VII 86, VIII 22 (engl. Lesart). Raabe, Allgem. plattd. Volkbuch, S. 97, Nr. 33. Gillhoff, Das Mecklenburgische Volkrätsel, S. 67. Frischbier, Die Menschenwelt in Volkrätseln, S. 250.

Die Namen sind oft rein fingirt, z. B. in folgendem Rätsel:

Aderjaan un Snaterjaan,
De wollen tohope to Water gaan,
Sunner Kopp un sunner Steert,
Ra mal, wat is dat vorn Deert.
(Zwei Wassereimer.)

S. Gillhoff, Das Mecklenb. Volkrätsel, S. 79.

Aehnlich auch in dem durch ganz Niedersachsen verbreiteten Schneerätsel, welches in Bremen folgende Fassung hat:

Da kam en Mann van Aken,
Har en wittet Laken,
Woll de ganze Welt bedekken,
Konn dog nig aver de Wesser (Weser) rekken.

Korrespondenzblatt, niederdeutsches I, S. 85 (Bâken). Volktümliche Lieder II, S. 115, Nr. 376 (Aken). ten Doornkaat Koolman, ostfr. Wb. III 242 (Aken). Gillhoff, Das Mecklenb. Volkrätsel, S. 103 ff. (Aken, Haken). Am Ur-Quell I, S. 18 (Braaken), II, S. 15 (Rücken).

Auch das Bremische Eierrätsel gehört hierher, das Ei bekommt seinen Namen:

Etje papetje leeg up der Bank,
Etje papetje feel van der Bank.
Da was kin Doktor in Engelland,
De Etje papetje wedder heel maken konn.

Diermissen, Ut de Musskist, S. 73, Nr. 390. Korrespondenzblatt, niederdeutsches VII 86, 87, XI 54. Volktümliche Lieder II, S. 123, Nr. 406. Woeste, Wörterbuch der westfälischen Mundart, Norden 1882. S. 3. Volkkunde, niederländische I, S. 18. Gillhoff, Das Mecklenburgische Rätselbuch, S. 17. Am Ur-Quell I 170, II 16.

Wie fremdartig steht dieses Eierrätsel irgend einem modernen Eierrätsel gegenüber, z. B. dem: „Was kommt weiss aufs Dach und kommt gelb wieder herunter?“

Auch das in Niedersachsen weit verbreitete „Bein“rätsel ist in Bremen vertreten. So kann man kurz jene sonderbare Rätselform nennen, bei welcher man aus der Zahl der Beine die Lösung finden muss:

> Twe Been (Mensch) sat up dree Been (dreibeiniger Schemel) un at een Been (Schinken), da kam veer Been (Hund) un nam twe Been dat een Been; da nam twe Been dree Been un smeet veer Been mit dree Been, dat veer Been een Been fallen leet.

Wegener, Volktüml. Lieder II, S. 129, Nr. 433. Gillhoff, Das Mecklenburgische Rätselbuch, S. 39. Frischbier, Die Menschenwelt in Volkrätseln, S. 244. Ur-Quell III, S. 33, 327. Lemke, Volkstümliches in Ostpreussen I, Mohrungen 84, S. 141. Ons Volkleven I, S. 80.

---

3. Die neu entdeckten deutschen Göttergestalten und Götternamen.

Von O. Knoop—Rogasen.

III. Sehen wir uns nun das Wesen dieser Frau Gode näher an. Sie erscheint zunächst, ihrem Namen entsprechend, als die gute, gütige, segenspendende Frau.

Sie ist Göttin des Ackerbaues und Feldsegens. Bartsch Sg. 26: Eines Abends kommt Fru Gaur zu einem Bauer in Spornitz, steigt auf seinen Boden und wirft alle zum Feste gebackenen Brote herunter, welche die Hunde schnell verzehren. Der Bauer steht furchtsam dabei; er wagt es nicht, das Vorhaben der Frau zu hindern. Als die Hunde alles Brod aufgefressen haben, sagt Frau Gauer zu dem Bauer, er solle ihr sein grösstes Stück Acker zeigen. Der Bauer denkt: das alte Weib ist nicht recht klug, was will sie von meinem Acker wissen? Weil er sich aber fürchtet und wünscht, sie so bald als möglich los zu werden, führt er sie in den Hof (Garten) und zeigt ihr gerade sein kleinstes Ackerstück. Frau Gaur tobt nun mit ihren Hunden auf diesem Stück auf und ab, dass keine Stelle nachbleibt, wohin sie nicht gekommen. Darauf verschwindet sie. Als nun die Erntezeit kommt, da giebt des Bauern Hofstück zehnmal so viel Roggen als sonst. Da ärgert sich der Bauer, denn er weiss nun, dass es Fru Gaur gewesen und dass er sie zu dem grössten Stück hätte führen müssen. Und auch in Sg. 29 erscheint Frau Gode als segnende Erntegöttin. Ein Bauer steht eines Abends in den Zwölften vor der Thür. Da hört er Hunde bellen und bald darauf kam eine alte Frau auf einem dreibeinigen Pferde, mit 24 Hunden voraus, auf den Hof geritten. Sie begehrte von dem Bauer Brot für ihr Pferd und ihre Hunde. Der Bauer holte sofort ein paar Brote herbei. Fru Gauden bedankte sich und sagte beim Abschied: So lange Kritzow Kritzow heisst, soll es nie Mangel leiden.

Ueber einen alten niedersächsischen Erntebrauch wird berichtet: Noch um das Jahr 1752 liessen in Niedersachsen an verschiedenen Orten die Landleute beim Roggenmähen einige Halme stehen, banden

Blumen dazwischen, steckten hier und da wohl auch einen Pfahl mit einem Querstock in Form eines Kreuzes in die Erde und umflochten es dann mit den Halmen und Blumen. Nach verrichtetem Mähen versammelten sie sich darauf um die stehen gebliebenen Halme oder den Pfahl, fassten die Roggenähren an, nahmen die Hüte ab und riefen dreimal aus vollem Halse:

Fru Gaue, hâlet ju Fauer,
Düt Jahr up de Wagen,
Dat andere Jahr up de Kâre.

Hierauf zog jeder den angefassten Halm nach sich, rupfte ihn ab und strafte denjenigen, der nicht mitgerufen noch den Hut abgenommen hatte.

Um einen vernünftigen Sinn zu erhalten, müssen wir Wagen und Karren umstellen, sonst aber stimmen Gebrauch und Spruch überein mit dem, was aus Mecklenburg berichtet wird; doch ist es hier Wode, der aufgefordert wird, seinem Rosse Futter zu holen. Und so hat man denn auch in dem angeführten Spruch Fru Gaue als Frô Gaue gedeutet, um ihn auf Wodan, den Erntegott, beziehen zu können (Jahn, Opfergebräuche S. 164, Anm. 4). Indessen ist, wie schon bemerkt wurde, auch in Thüringen und in der Umgegend von Hameln die gute Frau oder die Frau Gaue bei der Ernte beteiligt, wie sonst die grosse Mutter und andere weibliche Gestalten, und so liegt auch hier kein Grund vor, Fru Gaue als den Herrn Wodan zu fassen. Man lasse der guten Frau, was ihr zukommt.

Auch sonst zieht Frau Gode — wie Frau Holle, d. i. die Olle, — in den Zwölften segnend über die Erde. (Bartsch Sg. 26 u. ö.) In Bendwisch bei Wittenberge heisst es, wenn einer Glück hat und es ihm gut geht: „Den het Fru Goden wat bröcht“ (Nordd. Sagen, S. 413). Insonderheit liebt sie (Beyer a. a. O., S. 157, Bartsch Sg. 25) die Kleinen und beschenkt sie mit allerlei guten Gaben. Eigentümlich ist der Gesang der im Kreise tanzenden Kinder zu Gorlosen:

Fru Goden hett mi 'n Lämmken geven,
Dar mit sall ik in Freuden leven.

Frau Gode also verleiht dem Felde Fruchtbarkeit, verheisst, dass der wohlthätige Bauer nie Mangel leiden soll, zieht segnend über die Erde, bringt Glück ins Haus und verleiht andere gute Gaben. Es ist ganz klar, dass das von Frau Gode, wenn sie nur die wilde Jägerin wäre, nicht gesagt werden könnte. Aber wer ist sie denn?

Ich habe schon in einer früheren Arbeit (Zeitschr. f. V., Bd. IV, S. 96 f.) darauf hingewiesen, dass im Mittelalter die Jungfrau Maria echt volktümliche Gestalt war, dass der Volkglaube auf sie übertrug, was ursprünglich von anderen Gestalten galt, dass sie gerade es ist, die rerum temporalium abundantiam verleiht. Von all den von unseren Mythologen vorgebrachten Namen von altheidnischen Göttinen hat sich bisher nicht ein einziger als stichhaltig erwiesen, und auch hier ist es nicht der Fall. Wie aber Maria die hêre vrouwe ist, so ist sie auch die gode vrouwe, und so heisst sie auch in den Gedichten

des Mittelalters vielfach, vergl. z. B. A. Lübben, Mittelniederdeutsche Gedichte (Oldenburg 1868), S. 21 ff., wo sie wiederholt „gaude Maria“ angeredet wird. Ihr Name „de gode“ ist es, der sich hier erhalten hat.

Es kommt uns hier natürlich nur auf die Deutung des Namens an; dass sich an Frau Gode zahlreiche ältere, auf heidnischer Grundlage beruhende Züge angeschlossen haben, davon sind auch wir überzeugt.

Und so haben wir denn auch hier nicht zu untersuchen, ob die folgenden von Frau Gode berichteten Züge altgermanisch oder christlich sind.

Zieht Frau Gode als wilde Jägerin auf einem Pferde oder auf einem Jagdwagen — nach irdischem Vorbilde — durch die Lüfte, so fährt sie anderwärts, wo sie nicht als wilde Jägerin erscheint, auf einem Wagen umher. In der Umgegend von Grubow ist an Stelle des Wagens ein Schlitten getreten, wie er sich noch jetzt bei den Landleuten findet; auf ihm fährt sie durch die Luft, von Hunden (Wölfen) gezogen. Polnische Sagen wissen von der auf einem Wagen durch die Luft fahrenden Jungfrau Maria noch manches zu erzählen. Nach den deutschen Sagen begegnet es ihr nun zuweilen, dass sie in der Dunkelheit der Nacht den Weg verfehlt und auf einen Kreuzweg gerät. Kreuzwege aber sind ihr, da ja dort grade die bösen Geister ihr Wesen treiben, ein Stein des Anstosses, und so oft sie sich auf einen solchen verirrt, zerbricht sie irgend etwas an ihrem Wagen, das sie selber nicht wieder herzustellen versteht. In solcher Verlegenheit kam sie auch einmal des Nachts einem Knechte zu Bök vor sein Bett, weckte ihn auf und bat ihn flehentlich um Hülfe in ihrer Not. Der Knecht liess sich erbitten, folgte ihr zum Kreuzwege und fand allda, dass das eine Rad von ihrem Wagen abgelaufen war. Er machte das Fuhrwerk wieder gangbar, und zum Dank für seine Mühe befahl sie ihm, die sämtlichen Häuflein in seine Tasche zu sammeln, die ihre Begleiterinnen auf dem Kreuzwege zurückgelassen hatten. Das ist natürlich Zote, die man sich mythologisch zu deuten hüten soll. Ein anderes Mal beschenkte Frau Gauden einen Mann zu Conow, der eine neue Deichsel in ihren Wagen setzte, und noch ein andermal beschenkte sie eine Frau zu Göhren, die ihr einen hölzernen Stecken in die Deichsel schnitt. Beide erhielten für ihre Mühe, dass die sämtlichen Späne, die bei der Arbeit abgefallen waren, sich in schieres, prächtiges Gold verwandelten (Bartsch Sg. 25). Einem Bauer, dem in der Silvesternacht auf der Rückfahrt die Deichsel bricht, erscheint Frau Gor in Gestalt eines alten Weibes und lässt ihn die zur Erde gefallenen Späne mit nach Hause nehmen; am Morgen sind sie in reines Gold verwandelt (Bartsch II, Nr. 1261). Nach Sg. 28 hat Frau Wohl auf ihrer wilden Jagd den Wagen zerbrochen, und auch sie belohnt den Mann, der eine neue Deichsel einsetzt, mit Spänen, die am Morgen in Gold verwandelt sind.

Es sind das alles Sagenzüge, die in Mitteldeutschland von anderen weiblichen Gestalten erzählt werden, mithin dartun, dass Fru Gode kein Herr Wodan ist.

---

4. Sondersprachen.

Von Paul Sartori in Dortmund.

6. Bäume. Elemente. Leblose Gegenstände. In der älteren griechischen Sage kommen öfters Beispiele von redenden Bäumen vor (Dodona, Delphi, der Demeterbaum des Erisichthon), und noch Philostratos erzählt, dass ein Baum auf Befehl des Apollonios mit deutlicher und weiblicher Stimme gegrüsst habe. Sogar ein Stück Holz, das von der Eiche zu Dodona der Argo eingefügt war, behielt seine redende Kraft. Bötticher, Baumkultus d. Hellenen, S. 164 f. Blumen reden bei Alpenburg, Myth. u. Sag. Tirols, S. 304. Die Stimme des Donners wird aufgefasst als eine Rede in fremder, übermenschlicher Sprache, deren Verständnis den Tod des Hörers zur Folge hat. Laistner, Rätsel d. Sphinx, I, S. 221. Vgl. Schwartz, Urspr. d. Myth. S. 32. Im finnischen Epos reden ausser den Tieren alle möglichen Dinge, Bäume, Wege, Brot, Schwerter, Harfen; ähnlich in deutschen und anderen Märchen. Wenn man es auf Island in den Schiffen knarren hört, obschon es windstill ist und sie sich in den Schiffhäusern befinden, so nennt man dies die Sprache der Schiffe, welche zu verstehen nur wenigen gegeben ist. Liebrecht, Zur Volkkunde, S. 365 ff., wo auch Beispiele redender Schiffe im Altnordischen. Für die mannigfachen Worte und Formeln, die man überall in Deutschland dem Klange der Glocken untergelegt hat, bedarf es nicht erst der Beispiele. Ueber die Mühlradsprache s. den kleinen Aufsatz von Grimm in Haupt's Ztsch. f. d. Altert. IV, S. 511 f.

7. Geheime Gesellschaften. Die Semo-Gesellschaft bei den Susus in Westafrika bildet eine Art geheimen Gerichts. Die Novizen dieser Gesellschaft werden in einer geheimen Sprache unterrichtet. Dann müssen sie sich ein ganzes Jahr lang in den Wäldern aufhalten, und nur wer die geheiligte Sprache versteht, darf ohne Bedenken an dergleichen abgeschiedene Orte gehen und sich mit den jungen Leuten unterhalten. Bastian, Der Papua, S. 168 f. Waitz, Anthrop. II, S. 136. Eine ähnliche Gesellschaft von Knaben am unteren Kongo, die unter den übrigen Negern gewissermassen das Amt von Polizisten ausübt, bedient sich ebenfalls einer geheimen Sprache. Ausland, 59, S. 713. Bei den Bullamern bestand eine Frauengesellschaft, Attonga genannt, deren Mitglieder, wenn sie im Beisein anderer Leute mit einander sprachen, die Landsprache dergestalt zu verdrehen und die Worte so zu versetzen wussten, dass sie niemand verstand. Bastian, a. a. O. S. 184. Die Ulitoas, eine geschlossene Gesellschaft auf den Marianen, hatten für ihre Feste bestimmte Lieder erotischen Inhalts, aber in einer anderen als der gewöhnlichen Sprache, wohl in älterer Redeweise, gedichtet. Waitz-Gerland, a. a. O., V. 2, S. 148.

8. Heilige und Priestersprache. Zaubersprache. Die Gottheit hört nicht auf jede beliebige Ansprache; sie muss in Wort und Ton den Ihrigen erkennen. „Die Worte mochten selbst, wie

bei den Anrufungen der Arvalbrüder, der jüngeren Generation längst unverständlich geworden sein, so mussten sie doch in dieser unverstandenen Form fortgebraucht werden, weil man ja nicht betete, um sich zu erbauen, sondern um die Gottheit durch vereinbarte Laute zu rufen.“ Dahin gehört noch heute der rhythmische Vortrag jüdischer Gebete, die Entwicklung von „Kirchensprachen“ und das Hersagen fremdsprachiger Anrufungen. Lippert, Kulturgesch. d. Menschh. II, S. 447. Im Islam ist das Arabische die heilige Sprache, in der die Gebete gesprochen werden, obgleich mindestens zwei Drittel der Muselmanen kein Arabisch verstehen. Die Abessinier haben ihr Gees oder Gheez, heute eine tote, selbst den meisten Priestern unverständliche Sprache. Rohlfs, Meine Mission nach Abessinien, S. 275 f. Anm. 2. Die Sprache der Batakker auf Sumatra ist ziemlich durchsetzt mit Sanskritworten, besonders in allem, was Bezug auf höhere Kultur, Religion und Zauberei hat. Globus, 53. S. 77. Ebenso die der Khmers in Kambodja mit Paliworten. Ausland, 59, S. 111. Bei den Tänzen um die Pyramide von Cholula wurden alte, zum Teil den Azteken ganz unverständlich gewordene Gesänge gesungen. Aehnliches beim Sintokultus auf Japan, bei kanadischen Zauberern und bei Stämmen in Virginia. Müller, Gesch. d. amerik. Urrel. S. 458. Ueber die heilige Sprache der Polynesier s. Waitz-Gerland, Anthrop. V, 2, S. 226 ff.

Die Priester auf Tahiti beteten in einem schrillen, singenden Tone, doch bisweilen sehr laut. Ebda. VI, S. 383. Auf Neuseeland war die Sprache der Priester dem gemeinen Volk unverständlich, weshalb sie an einsamer Stelle und in der Tiefe der Nacht den Jüngern gelehrt werden musste. Ratzel, Völkerkunde II, S. 325. Waitz, VI, S. 375. Zum Menschenfressen wurden die Kinder auf Neuseeland in einem bestimmten Alter durch unverständliche Lieder eingeweiht. Waitz VI, S. 158. Bei den Dakotah hatten die Priester eine besondere geheiligte Sprache, in welcher die Wörter des gemeinen Lebens zwar gebraucht wurden, aber in ganz verschiedenem Sinne. Ebda. III, S. 213. Die peruanischen Priester redeten zu dem Gotte in wehklagendem Tone und in einer dem Volke unverständlichen, nur für den Kultus bestimmten Sprache. Ebda. III, S. 459. Vgl. auch noch Schultze, Der Fetischismus, S. 161 f.

Aus religiösen Gründen, um das hier gleich anzuführen, werden auch nicht selten Aenderungen in der Sprache vorgenommen. Vgl. darüber Lippert, a. a. O. I, S. 158 f. Müller, Wissensch. d. Sprache, II, S. 39 ff. Waitz-Gerland, VI, S. 350. Die Jeziden, eine Religiongesellschaft in Mesopotamien, halten sich für tötlich beleidigt, wenn jemandem im Gespräche mit ihnen das Wort „Teufel“ — „Scheitan“ — oder ein diesem ähnlich klingendes entschlüpft. Viele Wörter sind deshalb aus ihrem Sprachgebrauch gänzlich verbannt. So in erster Linie alle, die mit einem Schun anlauten. Das arabische Wort nallet — sei verdammt — sprach Gott zum gefallenen Engel bei dessen Verstossung in die Hölle. Daher sind alle diesem auch

nur teilweise ähnlichen Worte unzulässig und werden durch andere ersetzt, die gar keiner Sprache angehören. So nennen die Jeziden einen Hufschmied, der sonst arabisch wie kurdisch nalbant heisst, ganz sinnlos solbant u. dgl. m. Ausland, 59, S. 763.

Auch für Zaubereien aller Art ist vielfach eine besondere Sprache nötig und gebräuchlich. Beim Besprechen u. s. w., sagt Jahn, Hexenwesen und Zauberei in Pommern, S. 35, kommt es gar nicht darauf an, dass der Sprechende den Zaubersegen, das Gebet etc., versteht, sondern nur darauf, dass er betet genau so wie die Ueberlieferung es vorschreibt. Ein Versehen in dem handschriftlichen Zauberbuche, ein Druckfehler pflanzt sich darum fort durch den Schüler und muss von ihm wieder auf die späteren Geschlechter fortgepflanzt werden, soll nicht der ganze Zauber wirkunglos sein. Deshalb sind manche Formeln bis zur Sinnlosigkeit entstellt. — In Thüringen war ein Edelmann, der in den Wäldern ein jedes Wild, das ihm vorkam, mit etlichen fremden Wörtern bannte. Ein Jenenser Professor hielt es für arabisch. Witzschel, Sag. etc. a. Thüringen, II, S. 106. Ganz ebenso haben die Australier von ihren Vorfahren ein paar unverständliche Reime geerbt, die sie auf der Jagd beim Verfolgen der Beute schnell hintereinander wiederholen. Das verfolgte Tier wird dadurch wie mit Blindheit geschlagen und lässt sich leicht erlegen. Andree, Ethnolog. Parallel. N. f. S. 45 f. Ratzel, Völkerkunde, II, S. 53. Auch die Zaubersprüche der Batakker auf Sumatra gehören zum grössten Teil einer veralteten Sprache an und sind den Priestern selbst nicht verständlich. Globus, 55, S. 109. Die Campas in Südamerika wenden in ihren Teufelbeschwörungen einen von ihrer sonstigen Sprache ganz verschiedenen Dialekt an, den nur wenige Eingeweihte verstehen. Auch unter den Wilden an den Ufern des Ucayale haben die Missionäre eine besondere religiöse Sprache beobachtet. Globus, 53, S. 23.

Auch manche sonstige formelhaft erstarrte und unverständlich gewordene Wendungen gehören hierher. Der seinen Gegner zum Kampfe herausfordernde Fidschianer ruft ihm zu: „Schneid' zu, schneid' zu, der Tempel empfängt!“ Niemand kennt den Sinn dieser Worte, die jeder für sehr alt hält. Ratzel, Völkerkde. I, Einl. S. 23. Aventin berichtet von der göttlichen Verehrung der Sonne im deutschen Heidentum: „dorft keiner sagen, sie gienge unter, must sprechen, sie ging zu röst und gnaden, wie dann noch etwan das närrisch gemein volk meint.“ Grimm, D. M. II, S. 617, wo auch noch anderes.

Bei den Australiern hat man auch Worte, welche nur der poetischen Sprache angehören. Waitz-Gerland, a. a. O. VI, S. 756.

(Schluss folgt.)

5. Geheime Sprachweisen.[1]

Eine Umfrage von Krauss.

156—166. In „Science“ B. XXII. Nr. 565 vom 1. Dez. 1893 (New York) bespricht sehr lehrreich Oscar Chrisman in Worcester, Mass. auf

[1]) U.-Q. II 110—111, 139 141, 157—159, 172—173, 195, 208—209; III 19 bis 21, 109, 169, 207, 226—227, 250, 298, 299; IV 76—78, 149.

S. 303—305 auf Grund unseres Umfragematerials die Geheimsprache der Kinder (vrgl. darüber den Bericht im Londoner Daily Chronicle vom 1. Jan. 1894). Indem wir die unseren Lesern schon aus dem Urquell bekannten Proben übergehen, führen wir hier Chrismans Einleitung und weitere neue Angaben an:

We adults are rather apt to rate children's powers too low. This, no doubt, comes from a lack of study of these powers, and, perhaps, from a wrong comparison of the child with the adult. In the power of originating it may be that the child is the superior of the adult. This is well illustrated in the forming of languages. In this field the child seems to be perfectly at home, as may be shown to any one who will make a study of such; or if he will look back into his own childhood he will find left in memory traces of such languages, or if one will keep his ears open among children he will be very sure to find such languages here and there. Only on the other Sunday afternoon, while, with my wife and little girl, stopping at a small depot on a railroad in South Worcester to rest from a walk, a number of pretty tough-looking boys came along and stopped to play. At first, from their language, I thought they were foreigners, but I soon found out that they were using a language of their own. I did not have the opportunity at this time to make inquiries about their language, for which I am truly sorry.

The editor of "Am Ur-Quell", a German Folk-Lore paper, gives over 150 specimens of Secret Languages collected during the past three years. To be sure, quite a number of these are not languages of children, as some are of thieves, peasants, secret societies, etc., but who knows but that many of these may have their foundation in childlanguages?

Nr. 156. I am indebted to Mr. L. N. Wilson, Clerk of Clark University, for his having called my attention to the following: " . . . . he went on to mention the one sole accomplishment which his sons had imported from Winchester. This was the Ziph language. . . . . Repeat the vowel or diphthong of every syllable, prefixing to the vowel so repeated the letter G. Thus, for example: Shall we go away in an hour? This in Ziph becomes: 'Shagall wege gogo agawagay igin agan hougour?'" — "The Collected Writings of Thomas de Quincey, New and Unabridged Edition," by David Mason. Edinburgh, 1889, vol. I., p. 202.

157—160. In "Songs and Games of American Children", by William Wells Newell, I find the following languages:

1. Gibbberish (Hog Latin in New England.)
   Wiggery youggery goggery wiggery miggery?
   (Will you go with me?)
2. Withus yoovus govus withus meevus?
   Ivus withus govus withus yoovus.
   (Will you go with me? I will go with you.)
3. Uwilla uoa ugoa uwitha umea utoa uluncha? (Will you go with me to lunch?) (From Cincinnati.)

4. Cat Language.
This is the name of a language invented by children living near Boston, and was used mostly to talk to cats. The various positions of the cat were noticed and names given to such. This language seems to have been quite independent of the children's ordinary language.

One afternoon of last year in Texas one of the younger schoolboys said to me: "I can talk so that you cannot understand me; I can talk Tut." This was recalled to me one day this winter, and I wrote to a young High School girl[1]) of that town to gather for me what she could in regard to this language, and from her work I am able to give the following:

161. Tut Language.

The name is usually given as Tut Language, but it is also known as Hog Latin and Dog Latin. It consists of an alphabet, which will be given farther on in connection with some others. The way to learn the language is to get the alphabet and then replace the letters of a word with those of the Tut alphabet. Thus:

apple = a-pup-pup-lull-i.
boy = bub-o-yek.

At one time this Tut Language was used by many of the children of the town, but at present it is not used except very slightly. The children knew it so well that they could talk and write it as well as they could their regular language. They were able to carry on as extended a conversation as they desired, and any one unacquainted with Tut Language could no better understand what was being said than if it were a foreign tongue.

The following may be of some interest:

1. Declension of *I* in Tut.

	Sing.	Plu.
Nom.	I	wuv-e
Poss.	mum-yek	o-u-rur, or, o-u-rur-suss
Obj.	mum-e	u-suss.

2. Declension of *ox*.

Nom.	o-x	o-x-e-nun
Poss.	o-x-suss	o-x-e-nun-suss
Obj.	o-x	o-x-e-nun.

3. Comparison of *good*.

Positive,	gug-o-o-dud
Comparative,	bub-e-tut-tut-e-rur
Superlative,	bub-e-suss-tut.

This young lady traced the origin of Tut Language as follows: She learned it from her mother's servant, a negro girl, this girl learned it from a negro girl who got it at a female negro school

[1]) Miss Edith Fly, Gonzales, Texas, to whom my thanks are due for such kindness.

at Austin, Texas, where it was brought by a negro girl from Galveston, Texas, who learned it from a negro girl who had come from Jamaica. Whether it originated in the Island of Jamaica or was carried there I cannot state, as inquiries were able to be made no further than the above.

162—164. As I stated at the first, if one will go back into memory he will find traces remaining of these child languages. In my own experience I recall three such as occurring in my boyhood days at my home at Gosport, Ind.:

1. Wilvus youvus go with usvus? This comes ringing in my ears as though it were only but yesterday since I used it.

2. Also we boys had a language in which we turned the words around, as: boy = yob. Thus if a boy got very much vexed and wanted to be expressive, he said "mad-dog."

3. I recall, too, that at one time some of us boys undertook to make up a language. I cannot give anything more of this, as it comes to me only as a faint recollection. I am quite sure, though, that this language was not carried very far nor ran very long.

4. I recall, also, a language used by some pupils in a school in Indiana, in which I taught some years ago. This was a number language. Each letter of the alphabet had a number to represent it, as: a = 5, c = 9, t = 10, etc. Thus: cat = 9-5-10.

This paper is not meant to be exhaustive, but only to give a peep into an unexplored field of child life. It is to be hoped that some day we will become much better acquainted with our boys and girls than we are now.

165. Geheimsprache, exerciert in und um Lauenburg in Pommern. Soll eine Kommunikation durch sie eintreten, so wird die Sprache zunächst festgestellt, indem man sagt, die Depesche komme aus dem Dämonen-, Feen-, Elfen-, Laren-, Gnomen-Reiche. Die Initialen dieser Reiche, deren überirdisch sein sollende Qualität bemerkenswert ist, bedeuten alsdann: deutsch, französisch, englisch, lateinisch, griechisch. Sollten andere Sprachen zur Kennzeichnung kommen, so liessen sich auch dafür leicht initialengleiche Reiche als Ausgangpunkte aufstöbern. Darauf beginnt die Depeschirung selbst, wobei es sich stets um die Hergabe von nur einem Buchstaben handelt. Die Vokale werden durch Taktschläge eines Fingergliedes ausgedrückt, indem man ihre Anzahl nach der Folge der Vokale einrichtet, wenn a = 1 gesetzt wird. Die Consonanten kennzeichnet man durch die Initialen des Namens einer Stadt, von welcher die Depesche ausgeht, welche sie berührt, wohin sie übergeleitet wird (mit allerlei anderen Variationen) und wo sie schliesslich endigt. Als Paradigma wollen wir demgemäss das Wort Herz als aus dem Dämonenreiche exemplificiren. Die Depesche kommt aus Hagen, 2 Takte, und geht über Rom nach Zaragossa. (Nach Frl. Clara Neitzel.) A. Treichel.

166. Auch bei uns zu Lande kennt man eine Silbensprache. Das Alphabet heisst (die Vokale bleiben unverändert): a; b = bob;

c = zech; d = dod; e; f = fof; g = gog; h = hech; i; k = kok; l = lol; m = mom; n = non; o; p = pop; qu = gogu; r = ror; s = sus; t = tot; u; v = vov; w = wow; x = ex; y; z = zech. Nachstehendes Beispiel wird Klarheit geben.

Die Strophe: „Thaler, Thaler, du musst wandern
Von der einen Hand zur andern;
O wie herrlich, o wie schön
Ist der Thaler anzuseh'n"

heisst in der kauderwälschen Sprache:

Tothechaloleror, Tothechaloleror, dodu momusustot wowanondoderornon
Vovonon doderor einonenon Hechanondod zechuror anondoderornon;
O wowie hecherorlolizechhech, o wowie suszechhechoenon
Isustot doderor Tothechaloleror anonzechususehech'non.

Die Wörter werden stets so ausgesprochen, dass jeder Laut resp. die Veränderung für sich ausgesprochen wird, z. B. ich schreibe = i-zech-hech — sus-zech-hech-ror-e-i-bob-e. Es ist gleichsam ein Buchstabieren.

Oberweiler i. Baden. Ch. Klipfel.

6. Kopflose Spukgeister.

Eine Umfrage von H. F. Feilberg.

XII. Um die Mitternachtstunde reitet vom Treskower Burgwalle aus ein Reiter mit dem Kopfe unter dem Arme auf einem Schimmel über den Ruppiner See und verschwindet bei dem Treskower Berge. Aus Treskower Berg, Kreis Ruppin.

Neu-Ruppin. H. Ed. Haase.

In monasteriis quoque non raro accidit, ut spectra monachorum et monialium, quibus mors imminet, conspiciantur in templis, ubi sedilia sua peculiaria habent, trunco capite.

Phil. Camerarius, Operae horarum succisivarum, Nürnb, 1591, S. 253. Anton Englert, München.

Eine Sage von einer schwarzen Kutsche mit kopflosen Pferden (vgl. Bd. IV, S. 39 dieser Zs.) teilt R. Hunt mit in seinen Popular Romances of the West of England, Bd. I (Lond. 1865) S. 252 ff. („The Spectral Coach").

Von Sir Francis Drake erzählt eine a. a. O. S. 260 mitgeteilte Sage, dass er des Nachts einen von kopflosen Pferden gezogenen und von rennenden Teufeln und kläffenden kopflosen Hunden angetriebenen schwarzen Totenwagen durch Jump, an der Strasse von Tavistock nach Plymouth, führt.

Auch in einer anderen Sage S. 279 ebenda werden „des Teufels kopflose Hetzhunde" erwähnt.

München. Anton Englert.

Schönwerth, Aus der Oberpfalz, Bd. III, S. 109: „Häufig fehlt den Geistern der Kopf: sie wollen sich nicht erkennen lassen oder ihren gewaltsamen Austritt aus der Welt dadurch anzeigen. Stellenweise möchte dieses auf eine Opferstätte hinweisen, wo Menschen und Tiere den Göttern geschlachtet wurden."

Vgl. die Sagen von kopflosen Tieren (Pferden und Hunden) ebendaselbst S. 191 ff.

München. Anton Englert.

In der „Christl. Kunstsymbolik und Ikonographie“, 2. Ausg., Prag 1870, ist S. 105 f. eine Reihe von Heiligen zusammengestellt, welche man herkömmlicher Weise mit dem Kopf in den Händen abbildet. (Vgl. Bd. IV, S. 40 dieser Zs.) Der Verfasser des anonym erschienenen Buches (Helmsdörfer) bemerkt, dass diese ikonographische Behandlung so zu verstehen sei, als brächten diese Heiligen ihr Haupt, das sie als Märtyrer hingaben, Gott als letztes und höchstes Opfer dar. Er fügt hinzu: „Der Unverstand des Volkes hat aus dieser symbolischen Fassung ein Faktum gemacht und die Märchen in Umlauf gebracht, dass dieser und jener Märtyrer noch nach seiner Hinrichtung ohne Kopf umhergewandelt.

München. Anton Englert.

---

7. Vergrabene Schätze.[1]

Eine Umfrage von K. Ed. Haase.

XV. Der Feuerdrache. Meine Eltern wohnten in Krempel bei Lunden, erzählte ein alter Mann; und eines Morgens — es war im Winter und noch ganz dunkel — gingen mein Bruder und ich zur Schule. Da gewahrten wir am Schulwege in einem flachen Graben ein Feuer. Rasch liefen wir dahin, und als wir dicht davor standen, riefen wir beide, wie aus einem Munde: Was ist das? Da erhob sich das Feuer, schwebte eben über der Erde hin und liess sich in der Nähe an einem Sandberge nieder. Wir konnten deutlich erkennen, dass es ein feuriger Drache war, der einen langen Schwanz hatte. Ein alter Mann, dem wir dies mitteilten, sagte uns, wir hätten nur nachgehen sollen hin nach dem Feuer und dann einen Feuerstahl darüber hinwegwerfen sollen, so wäre ein grosser Schatz, den der Feuerdrache bewachte, unser gewesen. H. Volksmann.

XVI. Die französische Kriegkasse bei Neu-Ruppin. Man erzählt: Bei Neu-Ruppin in Brandenburg war 1813 auch ein Gefecht mit den Franzosen. Wer gesiegt hat, weiss ich nicht mehr, aber die ganze französische Kriegkasse ist dort vergraben gewesen. Ein gewisser Jens Rohde hat sie wieder ausgegraben und war mit einem Male ein steinreicher Mann, und baute sich sogar ein Schloss. Es war indess doch kein Segen bei dem Gelde; denn Jens Rohde ist jetzt gänzlich verarmt. Pr.

XVII. In einer alten Scheune in Dabergotz (in der Grafschaft Ruppin) soll ein Schatz verborgen liegen. Als man ihn einst in der Johannisnacht ausgraben wollte, was stillschweigend geschehen muss, erschienen plötzlich drei Männer, die einen Galgen errichteten und laut besprachen, welchen der Schatzgräber sie zuerst aufhängen sollten.

---

[1]) Vrgl. U.-Q. III, S. 30—31, 162—163, 207—208, 286—288; IV, 101—103, 161—164.

Diese aber liessen sich dadurch nicht zum Sprechen bewegen, sondern arbeiteten ruhig weiter, bis die Männer wieder verschwanden. Als sie aber den Kessel mit dem Gelde ziemlich gehoben hatten, kam eine brennende Fuhre Heu plötzlich auf sie los. Alle schrieen laut auf, und der Schatz — war verschwunden. An die Stelle, wo der Schatz verborgen liegt, legten sie drei Steine, die meine Grossmutter (so bemerkt mein Gewährmann) noch gesehen hat. Aus Dabergotz, Kreis Ruppin.

XVIII. Als einst ein Mann in der Johannisnacht von 12—1 Uhr den Fusssteig entlang ging, der von Wildberg nach Lögow führt, sah er etwas leuchten. Als er näher herankam, bemerkte er einen Haufen glühender Kohlen, neben denen ein Kalb lag. Er dachte, das Kalb habe sich von der Herde verirrt und die Kohlen hätten die Hirten angezündet. Da ihm nun gerade die Pfeife ausgegangen war, so versuchte er sie mit den Kohlen wieder in Brand zu bringen; aber es wollte ihm nicht gelingen. Aergerlich warf er sie weg und ging nach Hause. Am nächsten Morgen erzählte er die Geschichte seinen Bekannten. Die aber sagten, die Kohlen seien Gold gewesen. An der Stelle läge ein Schatz verborgen. Er ging nun wieder hin auf den Weg, fand aber nichts ausser einigen Goldstücken. Dies waren die Kohlen, mit denen er sich die Pfeife hatte anzünden wollen. Das Kalb und die brennenden Kohlen waren verschwunden. Aus Dabergotz, Kreis Ruppin.

Neu-Ruppin. K. Ed. Haase.

---

8. Woher kommen die Kinder?[1]

Eine Umfrage von O. Schell.

9. In Flensburg wurden mitunter die Kinder aus dem „blauen Damm" gefischt, einem kleinen Weiher neben der Ruine des alten Schlosses Duborg. (Adelaide Marie im Urdsbrunnen I, H. 3, S. 16.)

10. In Dassel am Solling kommen die Kinder aus dem Eselsteiche. Dort hat mein Vater gestanden und hat mich an den Ohren aus dem Wasser gezogen. (Bartels im Urdsbrunnen I, H. 4, S. 14.)

H. Volksmann.

11. In Süderstapel in Stapelholm kommen die Kinder auch aus dem Wasser. In Drage in Stapelholm holt der Storch die kleinen Puppen aus der Eider. In der Stadt Schleswig bringt der neue Ankömmling den Geschwistern Backwerk mit; desgleichen in Hamburg.

Marie Carstens.

12. Bei uns in Lübeck kommen die Kinder aus dem Krähenteiche, einer seeartigen Erweiterung des Wakenitzflusses dicht bei der Stadt. C. Schumann.

13. In Feddringen (Norderdithm.) werden die kleinen Kinder aus dem Steller See oder aus dem Däbel, d. i. ein mooriges Tiefland, welches im Winter unter Wasser steht, geholt. H. Volksmann.

---

[1]) Vrgl. Am Ur-Quell IV, S. 224—226.

14. In einem Dithmarscher Volkliede giebt die Mutter dem Knaben auf seine Frage, woher die kleinen „Puppen“ kämen, die Antwort: Aus dem Teiche! Nachdem er nun am Teiche beim Hause gelauert und gewartet, ob nicht ein kleines Kindlein herauskäme, aber trotz seines langen Wartens keines erblickt, sagt er der Mutter, dass er noch keines aus dem Teiche habe kommen sehen, worauf die Mutter ihm antwortet: „Störche fischen nur bei Nacht.“ Am Schlusse des Liedes sagt der mittlerweile zum Manne herangereifte Knabe, dass die Mutter ihm ein Märchen aufgebunden und schliesst mit den Worten:

denn ich bin ja jetzt ein Mann,
schaff' mir selber welche an!

15. In Galizien bringt die Kinder der Storch. Die Städter bestellen und kaufen sie nicht selten in Krakau. Den Bauern bringt die Kinder gewöhnlich ein Engel; manchmal kauft auch der Bauer das Kind in einem Städtchen, das durch seine Jahrmärkte berühmt ist, z. B. in Ulaszkowce in Podolien (Ost-Galizien).

Wasyl Ščurat.

Eine einschlägige, sehr ergiebige Zusammenstellung von Nachrichten bei Ploss: Das Kind in Brauch und Sitte der Völker. Berlin 1882, I. S. 3—12.

---

9. Volkglauben galizischer Juden.

Von J. A. Charap in London.

1. Wer in zwei nicht zu demselben Paare gehörenden Schuhen, oder bloss in einem Schuh herumgeht, wird „Chalizzah“ nehmen. („Chalizzah“ = Schuh-Ausziehen: eine an Stelle der abgeschafften mosaischen Levirat-Ehe getretene Ceremonie.)

2. In blossen Strümpfen gehe man im Zimmer nicht herum, denn ein Trauerfall kann eintreten. 3. Die „Havdalah“-Fackel („Havdalah“ = der beim Lichte einer Fackel gesprochene Scheidesegen an Sabbath abends) lasse man ganz herunterbrennen, dann bekommt man gute Schwiegersöhne. 4. Einen Regenschirm spanne man im Innern eines Hauses nicht auf, denn das bringt Unglück. 5. Ein roter Streifen, in der Form eines Besens (Komet?) am Himmel gesehen, deutet auf Krieg. 6. Nieren, Herz und Hirn von Tieren gebe man jungen Kindern nicht zu essen, da davon ihre geistigen Fähigkeiten gemindert werden. 7. Einen Säugling reibe man jeden Morgen die Augen mit frischgelegten Eiern; davon werden die Augen schön und gesund. 8. Der Säugling hat einen gesunden Schlaf, wenn man ihm, nachdem er die Aeuglein geschlossen, dreimal mit befeuchteter Zunge über dieselben fährt und dann dreimal zur Erde spuckt. 9. Liebezauber. Man halte einen süssen, rotgelben Apfel gegen eine Stunde unter den rechten Arm und gebe ihn dann dem Mädchen zu essen, so gewinnt man ihre Liebe. 10. Gegen Rheumatismus lasse der Kranke einen Bechôr (Erstgeborenen) über seine Schultern hin- und zurücktreten; dann schwindet das Uebel.

---

10. Kleine Mitteilungen.

Zum Segen aus Porič. (Am Ur-Quell IV, 218.) Zu dem von Krauss a. a. O. mitgeteilten, übrigens vom Volkmunde unzweifelhaft entstellten Segenspruche bemerke ich, dass solche ähnlicher Form in Deutschland weitverbreitet sind. Adolf Wuttke bemerkt in seinem Buche über den deutschen Volkaberglauben der Gegenwart, 2 Aufl., S. 300, nachdem er in den §§ 227—235 verschiedene ähnliche Formen mitgeteilt hat, folgendes: „Die Krankheiten werden vom Volke auf eine sehr kleine Zahl von Arten zurückgeführt. Sie gelten nicht sowohl als eine blosse Störung, als vielmehr als bestimmte Wirklichkeit, und werden oft fast wie persönliche Wesen betrachtet und behandelt; und die Vorstellung, dass sie böse Geister seien, schimmert vielfach hindurch; sie werden in den Beschwörungformeln geradezu angeredet, und oft heisst es darin, dass unser Herr Christus der Krankheit begegnet und sie fragt, wo sie hingehe, und sie antwortet wie eine Person.“ Ferner S. 301: Die Benennungen der Krankheiten sind sehr schwankend, und oft bleibt es zweifelhaft, was mit dem Namen gemeint sei. Die Fieber werden bisweilen auch Feuer oder Brand genannt; dazu wird manchmal auch „der Rotlauf“ gerechnet, worunter sonst ein roter Hautausschlag oder auch die Rose, auch die Ruhr verstanden wird; sie kommen, manchmal durch Geister vermittelt, aus dem Wasser, wie bei den Indiern.“

Da sich aus obigem mit Sicherheit ergiebt, dass mit „das brand“ die Krankheit des Rotlaufs selbst bezeichnet ist, so vermute ich, dass stok in der Ueberlieferung nicht an richtiger Stele steht, sondern dass es ursprünglich etwa geheissen hat: „Geh ich mit dem Stock übers Land, begegne ich dem Brand.“ So heisst es in einer ähnlichen Beschwörungformel gegen die Mundfäule bei Wuttke § 234: Job zog über Land, der hat den Stab in seiner Hand, da begegnete ihm Gott der Herre und sprach: usw.

Northeim. R. Sprenger.

---

11. Vom Büchertische.

1. A. Bastian, **Ideale Welten nach uranographischen Provinzen** in Wort und Bild. Ethnographische Zeit- und Streitfragen nach Gesichtpunkten der indischen Völkerkunde. Drei Bände (Folio) mit 22 Tafeln. Berlin, E. Ferber 1892.

Der wissenschaftliche Ertrag, den der allverehrte, immerfort in ungebrochener Rüstigkeit schaffende Altmeister von seiner letzten grossen Wanderung in den Jahren 1890 und 1891 heimgebracht hat, ist ganz besonders reichhaltig. Schon allein das vorliegende Riesenwerk, nach Anlage und Durchführung ein echtes Kind Bastian'schen Geistes, ist ein vollgültiger Beweis dafür; umfasst es doch in seinen einzelnen Abteilungen das ganze weite Gebiet der modernen Völkerkunde und bringt, wie sich eigentlich von selbst versteht, ausser diesem riesenhaften Material eine Reihe rein theoretischer Erörterungen über die massgebenden Grundsätze, welche die Ethnologie bei ihrer Forschung befolgt. Man halte diesen Punkt für nicht so verächtlich; es versteht sich freilich von selbst, dass für eine inductive Wissenschaft, wie es eben die Völkerkunde ist, in erster Linie die Beschaffung des Rohstoffes die Hauptsache ist und dass um so mehr, als ja, wie gerade unser Gewährmann schon seit Decennien klagt, die unverfälschten, von der blöden, uniformirenden Civilisation noch nicht ergriffenen Vertreter einer naturwüchsigen Gesittung immermehr dahin schwinden, einem rettunglosen körperlichen, und was eigentlich noch schlimmer ist, auch einem geistigen Untergang entgegen. Aber wenn dieser Berechtigungschein auch notdürftig erbracht ist, so fehlt doch meistens die rückhaltlose und freudige Anerkennung der jungen Wissenschaft seitens der älteren, wohl accreditirten Disciplinen, ohne welche schliesslich keine Forschung gedeihen kann. Der Beseitigung dieser verhängnisvollen Irrtümer und Missverständnisse ist deshalb der zweite Band gewidmet, unter dem Titel: Ethnologie und Geschichte in ihren Berührungpunkten unter Bezugnahme auf Indien; gerade dies Land, eine wahre Musterkarte der verschiedenartigsten Entwicklungphasen, musste besonders geeignet erscheinen, die weitreichende Bedeutung der Völkerkunde an einem praktischen Beispiele zu veranschaulichen, zu zeigen, wie es ihr, ganz im Gegensatz

zu der streng ethnographisch, topographisch und, was die Hauptsache ist, chronologisch verfahrenden Geschichte wesentlich auf die Constatirung der grossen überall und jederzeit auf den betreffenden Stufen sozialer Differenzirung sich wiederholenden allgemeinen Formen dieser morphologischen Bildung ankommt und weshalb sie eben aus diesem Grunde die Naturvölker bevorzugt, wo dieses Schema noch nicht durch eine unendliche Variation des Details durchbrochen ist. Dieser Völkergedanken, um mit Bastian zu sprechen, diese Statistik der Elementargedanken beginnt in der vergleichenden Rechtwissenschaft ihre reichen Früchte zu tragen, wie männiglich bekannt, — hoffentlich erfährt die vergleichende Mythologie und Religiongeschichte auch allmälig die befruchtende Wirkung dieser ethnologischen Weltanschauung. Dass damit der exacten, auf bestimmte Areale und Zeitabschnitte angewiesenen Historiographie nicht ins Handwerk gepfuscht werden soll, liegt auf der Hand; nur sollte man auf dieser Seite auch so gerecht sein, die umfassendere Arbeit der Völkerkunde nicht zu stören und in ihrer wissenschaftlichen Tragweite zu discreditiren. Während der I. Band wesentlich ethnographischen Inhalts ist und die Studien unseres weltkundigen Forschers auf der vorderindischen Halbinsel enthält, wendet sich der III. Band religiösen Problemen zu. Unter der Aufschrift: Kosmogonien und Theogonien indischer Religionphilosopoien (vornehmlich der jainistischen) werden die in Europa nech sehr wenig gewürdigten Anschauungen der Jainas, einer buddhistischen Secte (gestiftet von Mahavira, einem Zeitgenossen Gautamas) erörtert, ihre eigenartige Atomistik, ihre strenge Ascetik und Moral, ihre Ansichten über die Seele, der sie im Gegensatz zu den Buddhisten Substantialität zuerkennen, usw. Auch hier hat sich Bastian wieder, wie so oft, als glücklicher Pfadfinder bewiesen, indem er es verstanden hat, sich mit den im allgemeinen wenig zugängigen Jainas in enge Fühlung zu setzen, so dass er über die verschiedensten Punkte immer bereitwillig Aufschluss erhielt — soweit natürlich überhaupt eine schärfere Prüfung und Kritik hier anwendbar ist Alles in Allem wird diese Encyclopädie (so könnte man es wohl nennen) für lange Generationen hinaus eine unentbehrliche, reiche Fundgrube aller Forschungen bleiben, die sich mit dem uralten Wunderlande Indien, das noch dazu für unsere Stammgeschichte ja einen besonderen Wert besitzt, beschäftigen.

2. **A. Bastian, Wie das Volk denkt.** Ein Beitrag zur Beantwortung sozialer Fragen auf Grundlage ethnischer Elementargedanken in der Lehre vom Menschen. Berlin, E. Felber 1892.

In dieser Schrift sucht, wie ersichtlich, Bastian die Elemente der primitiven Logik und Psychologie zu erfassen, die ersten Keimzellen, aus denen sich der ganze spätere, kaum übersehbare Wald der Philosophie auf dem Erdenrund entwickelt hat. Es ist das bekannte und doch immer noch in seiner psychologischen Bedeutung häufig gar sehr unterschätzte Gebiet des Animismus, das sich hier unseren Blicken erschliesst. Greifen wir auf gut Glück einige Züge aus diesem bunten Kaleidoskop heraus; also zunächst handelt es sich um die psychische Orientirung des Naturmenschen in seiner Umgebung, wie denkt er, unterscheidet er etwa sich von den Tieren, macht er ferner einen Unterschied zwischen Materie und Seele, wie erscheint ihm überhaupt das Unsinnliche? Sodann wie malt er sich das Schicksal seines Ich aus, wenn es den Körper verlässt, entweder zeitweilig im Schlaf und Traum, oder für immer im Tode, und wie denkt er sich dies aetherhafte Wesen, ehe es in rechte Verbindung mit seinem Leibe tritt, mit anderen Worten was hält er von der Praeexistenz der Seele, — oder um ein anderes, aber mit animistischen Ideen eng verknüpftes Feld zu berühren, handelt es sich um die Organisation der Priesterschulen, die Befugnisse des Priesterkönigs und Zauberers, die Bedeutung der Talismane und Reliquien usw. Zwischen diese theoretischen Erwägungen und Darlegungen schiebt sich dann in buntem Gemisch das aus allen Ecken des Globus zusammenströmende Material, möchte doch nur bald der Anfang gemacht werden, diese wertvollen Documente der späteren wissenschaftlichen Verarbeitung durch Anfertigung entsprechender Register zugängig zu machen; wir befürchten sonst, dass infolge der mangelnden Uebersichtlichkeit manche Schätze nicht rechtzeitig gehoben werden. Was aber die für den ersten Blick vielleicht befremdliche Beziehung zwischen Völkerkunde und Sociologie anlangt, so begründet der Verfasser sie so: Haben wir den Menschen kennen gelernt, nach all' den Erscheinungformen seiner socialen Existenz, so muss sich für jeden Sonderfall das

richtige von selbst ergeben, aus den Operationen eines logischen Rechnens, soweit richtig geführt auf Grund der gewonnenen Beweisstücke und daraus fliessenden Folgerungen. Alles käme also zurück auf die Fragen: wie es denkt das Volk, wie es sich denkt bei den Völkern des Erdenrunds unter Buntheit der Völkergedanken im einheitlichen Menschengedanken. (Vorr. S. 17.)

Nachrufe.

Der berühmte Verfasser der „Sea Phantoms or legends and superstitions of the Sea and of Sailors", der Gründer der Gesellschaft und deren Zeitschrift für Volkkunde zu Chicago, der Marinelieutenant **Fletscher S. Basset** weilt nicht mehr unter den Lebenden! Er war ein Gelehrter und hatte ein gutes Herz. Alle Volkforscher sind gute Kerle; denn Schmalhans ist bei ihnen Küchenmeister, pflegte der Verewigte zu sagen. Er hatte eine bescheidene Behausung in der stillen Kimbark Avenue (5208) inne, wo ihn mit Liebe seine anmutige Lebens- und Fachgenossin Helen Wheleer Basset betreute. Sie ist auch die Erbin seines wissenschaftlichen Nachlasses und wird selbständig den „Folklorist" weiterführen. Der Gatte dieser Frau war nicht arm zu nennen. Dieses Ehepaar vermochte es von dem kleinen Heime aus, die Volkforscher der Welt für den Folklore-Congress zu gewinnen. Was uns Besuchern am Congress geboten wurde — es war aussergewöhnlich viel — hatten uns diese edlen Seelen vermittelt. F. S. B. war schon kränklich, als er die ausserordentliche Last des Congresses auf sich nahm. Es war rührend zu sehen, mit welcher Ausdauer er sich allen und jedem einzelnen Besucher widmete. Die Aufregung und Arbeit mögen ihm den Lebensfaden abgekürzt haben. Mit ihm verstarb unserer Wissenschaft ein emsiger Vertreter, seiner Frau eine Welt. Es diene ihr zum Troste der weise Spruch des Vladika der Schwarzen Berge, des Peter Petrović Njeguš:

Ein Glas voll Honig leerte niemand noch,
der nicht ein Glas voll Galle ausgeleert.
Das Glas voll Galle heischt ein Glas voll Honig,
gemischt geniesst man sie am leichtesten.

Curzola. Vid Vuletić Vukasović.

Johann Wolff, ev. Pfarrer in Petersdorf bei Mühlbach (Siebenbürgen) und vorher langjähriger Direktor des Gymnasiums zu Mühlbach, in unseren Kreisen als Forscher auf dem Gebiete siebenbürgisch-sächsischer Volkkunde bestens bekannt, ist am 30. Dezember v. J. gestorben. Im J. 1844 als Bauernsohn in Malmkrog bei Schässburg geboren, studierte er in Wien, Tübingen und Leipzig Theologie und deutsche Philologie, an beiden letzteren Universitäten sich besonders der fördernden Teilnahme A. Keller's und F. Zarncke's erfreuend. 1870 wurde er Lehrer und 3 Jahre später Rektor des ev. Gymnasiums zu Mühlbach. In den Programmen dieser Anstalt hat W. eine Reihe von philologisch-historischen Forschungen (Ueber den Konsonantismus der siebenbürg.-sächs. Mundart, Ueber die Natur der Vokale im Siebenb.-Sächsischen u. m. a.) veröffentlicht, die in Fachkreisen verdienten Beifall fanden. 1884 gab er mit seinen eigenen wertvollen Ergänzungen unter dem Titel: „Zur Volkkunde der Siebenbürger Sachsen" (Wien, Gräser) die kleineren Schriften J. Haltrich's heraus. Fast ununterbrochen arbeitete er aber an seinem Hauptwerke, am „Idiotikon", in dem er das innere Leben der Siebenbürger Sachsen bis in seine tiefsten Verzweigungen entrollen wollte. Aber die Feder entfiel seiner müden Hand für immer. Hart, wie seine Jugend, war sein ganzes Leben. Unter der Last eines arbeitvollen Lebens, bei der denkbar geringsten Besoldung, hatte er stets mit drückendster Not zu kämpfen. Als er schliesslich erkannte, dass zum Leben nicht nur Bücher, sondern auch Brot gehört, da war es zu spät. Das Pfarramt, in das er vor wenigen Monaten gewählt wurde, konnte er nicht einmal mit der Antrittpredigt antreten. Der Tod erlöste ihn vom Magenübel, dass er sich eben durch ununterbrochene Arbeit und seine misslichen Lebensverhältnisse zugezogen hatte. Er war ein echter, rechter Biedermann. Sein Andenken wird unsere Wissenschaft stets in Ehren halten! H. v. Wlislocki.

Herausgeber: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12.
Verwaltung in Lunden in Holstein.
Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben
von
Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen."

V. B. IV. Hft.	Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 5 Kronen.	1894.

1. Zur Polyphem-Sage.

Von A. Wiedemann in Bonn.

Ein gutes Beispiel für die Wandlungen, welche die Volksage unter dem Einflusse veränderter Anschauungen und besonders dem litterarisch gebildeter Bearbeiter durchlebt, gewährt die Erzählung von Polyphem. In dem alten Schiffermärchen, wie es Homer, Odyssee IX. 105 ff. berichtet, ist der Cyklop der Vertreter roher Unkultur; er lebt ohne Ackerbau, nur mit Viehzucht beschäftigt, und nährt sich gern von dem Fleische reisender, bei ihm an das Land steigender Menschen. Mit der wachsenden Kultur des griechischen Volkes wird auch Polyphem gebildeter. Als bei den Dichtern, besonders der alexandrinischen Periode, die Schwärmerei für das Landleben und den sich schön gebildet ausdrückenden Hirten Sitte wurde, wirkte dies auch auf die Darstellung des Cyklopen ein. Zwar blieb er ein Tölpel, aber weichere Gefühle begannen sein Herz zu erfüllen; er verliebt sich in Galathea. Bei den ältern Autoren freilich ohne Erfolg, er erntet bei der schönen und gewandten Nymphe nur Hohn und Spott. Doch auch dieses ändert sich. Bei den Schriftstellern der beginnenden römischen Kaiserzeit gelingt es ihm, Galathea milder zu stimmen, und ist er nur noch ein anfangs etwas ungeschickter, dann aber von Gegenliebe beglückter Hirte. Diese Civilisirung des Polyphem spielt sich nicht nur in der Litteratur, sondern auch in der bildenden Kunst ab, und dies geht so weit, dass man ihn, obwohl man theoretisch dauernd an der durch Homer verbürgten Einäugigkeit festhielt, mit zwei Augen darstellte, da ein Auge unnatürlich und hässlich erschienen wäre[1]).

[1]) Litteraturangaben am besten bei Sauer, Der Torso von Belvedere. Giessen 1894.

In spätern Zeiten ist von diesen verschiedenen Auffassungen Polyphems immer diejenige bevorzugt worden, die dem jeweiligen litterarischen Geschmacke am meisten zusagte. In Folge hiervon spielt er im vorigen Jahrhundert fast ausschliesslich die Rolle eines mehr oder weniger glücklichen Liebhabers, während er in unserem, als durch Voss' Uebersetzung Homer wieder populärer geworden war, als roher Menschenfresser aufzutreten hat. In dieser letztern Auffassung hat seine Gestalt in den arabischen Erzählungen aus 1001 Nacht Aufnahme gefunden, in denen sie uns zweimal begegnet. Zunächst in den Abenteuern des Seefahrers Sindbad[1]), in denen sich der Riese, von dessen Viehzucht nicht die Rede ist, von Reisenden nährt, die er am Spiesse brät. Als er nach dem Mahle einschläft, bemächtigen sich einige Ueberlebende dieses Spiesses und noch eines zweiten, machen die glühend, und stechen dem Ungeheuer beide Augen aus. Dann entfliehen sie auf Flössen, während ihnen ihr Feind mit zwei Genossen, die er zu Hilfe gerufen hat, Steine nachwirft.

Ausführlicher ist der entsprechende Bericht in der Geschichte von dem Prinzen Seif Almuluk[2]). Dieses Mal treibt der Riese Schafzucht; daneben aber verzehrt er Menschenfleisch. Um solches zu gewinnen, lockt er Fremde in seine Höhle, in der er eine ganze Menge eingekerkert hält, nachdem er sie durch einen Trunk Milch geblendet hat. Zu seiner Mahlzeit brät er sich je einen Menschen mit drei Schafen zusammen am Spiess und leert dann einen Schlauch Wein. Als er schnarchend daliegt, stösst ihm der Held der Erzählung mit zwei eisernen, glühend gemachten Spiessen die Augen aus und tötet ihn dann mit einem kupfernen Schwerte. Genossen des Riesen treten hier nicht auf, und so braucht sein Besieger auch nicht so schnell zu fliehen, sondern kann mit den von ihm befreiten Gefangenen des Riesen noch eine Zeit lang in dessen Höhle sich aufhalten. — Eine Kombination der beiden arabischen Versionen zeigt die wesentlichen Züge des Homerischen Polyphem in solcher Vollständigkeit — nur die Einäugigkeit fehlt, obwohl sie die Blendung sehr erleichtert hätte — dass an einer Beeinflussung der arabischen Sage durch die griechische kaum gezweifelt werden kann. Andererseits sind aber die Abweichungen genügend gross, um ein einfaches Entlehnen des Stoffes aus einem Buche auszuschliessen. Der homerische Bericht ist in den Schatz der arabischen Volkerzählung übergegangen, und wurde von den verschiedenen Berichterstattern bald nach der einen, bald nach der andern Richtung abgeändert. Dem realistischen Grundzuge ihres Wesens folgend haben aber die Araber den naturwüchsigen Polyphem Homers übernommen, nicht den sentimentalen Liebhaber der späteren hellenistischen Zeit.

---

[1]) Tausend und eine Nacht, übers. von Weil. Stuttgart. 1872. I. S. 366 ff.
[2]) A. a. O. II. S. 34 ff.

2. Der Selbstmörder in Lithauen.

Von Th. Volkov in Paris.

Im August des Jahres 1892 bemerkten die Schäfer des Dorfes Someniški (Gouvernement Kovno), auf dem Felde die Leiche einer Frau, die auf einem Baume hing. Es erwies sich, dass die Erhängte eine Bäuerin, namens Galinas war. Ihre Hausgenossen wurden davon benachrichtigt. Die drei Söhne der Verstorbenen kamen bald auf das Feld gelaufen. Nachdem sie die Selbstmörderin vom Baume abgenommen, trugen sie sie nach Hause. Als sie die Erlaubnis des Landbezirk-Offiziers erhalten, die Leiche begraben zu dürfen, begaben sie sich zu dem Priester mit der Bitte, ihre Mutter nach dem katholischen Ritus zu beerdigen. Aber als dieser die Tod-Ursache erfahren, verbot er nicht allein die Leiche in der Kirche abzustellen, sondern auch ganz entschieden die Bestattung auf dem Kirchhofe.

Ins Dorf zurückgekehrt erzählten die drei Galinas ihren Dorfleuten, der Priester wolle sogar Geld für das Trauergeläut nicht annehmen, indem er dabei gesagt, es wäre eine grosse Sünde für die Seele derjenigen zu läuten, die sich mit dem Teufel abgegeben.

Das ganze Dorf erschrak, als es solches hörte, der Besitzer aber des Landstückes, wo die Bäuerin sich erhängt, war fest überzeugt, dass alle Erdrosselten über die Felder gingen und die Feldsaaten verdürben. Er wollte in keinem Falle erlauben, die alte Galinas auf seinem Grundstücke zu begraben. Da dachten die Brüder hin und her darüber, ob die Verstorbene nicht am Ende sie selber stören und ihnen die Felder verderben würde. Gott weiss was für ein Los zuletzt die Leiche erwartete, als zum Glück sich im selben Dorfe ein alter Hexenmeister fand. Er riet, der Verstorbenen den Kopf abzuschneiden und ihn ihr zwischen die Beine zu legen, dann wäre sie nicht mehr im Stande über die Felder zu laufen, und alles würde wieder gut. Jedoch wollte er diese Operation nicht selber ausführen. Eine neue Schwierigkeit, es wollte niemand den Kopf abhauen. Endlich stiess man auf einen alten abgedankten Soldaten Dobkus, der für einen Rubel und eine „Pura“ Kartoffeln die gute Tat vollbringen wollte. Daselbst hieb auf dem Felde, in Gegenwart des ganzen Dorfes, der Verteidiger von Sebastopol, die Brust mit Medaillen geschmückt, mit einem Beilhieb der Leiche den Kopf vom Rumpfe ab, legte ihn zwischen die Füsse der Verstorbenen, kommandirte „verscharren“ und marschirte zur Schenke ab, um den Totenfeierschluck zu trinken. In der Kneipe war ein Gensdarm-Unteroffizier zugegen. Eine starke Weinlibation löste die Zunge des tapferen Kriegers. Sich für den Helden des Tages erachtend, fing er an dem Schenkwirten von seiner Heldentat zu erzählen an, der Gensdarm aber hörte zu und notirte es sich auf.

Auf Grund des Berichtes erfolgte ein Prozess, der im Wilnaer Bezirkgericht, in der Stadt Ponieveš geführt wurde. Uebrigens sind alle Beschuldigten vom Bezirkgerichte freigesprochen worden.

---

3. Die Baumseele bei den Nordgermanen.

Von H. F. Feilberg.

I. 1. Einzelne Bäume haben Namen erhalten. Eine früher grosse, hohle Buche in einem der Wälder Silkeborgs war allgemein „Maren die Wirtin“ benannt, vielleicht weil Wanderleute in ihrem Hohlraume bisweilen gastliche Aufnahme gefunden. (D.)

2. Ein Mädchen, das ein Spukgeist drei Jahre lang verfolgte, ward während der Zeit so klug, dass sie mit den Bäumen auf dem Kirchhofe sich unterhalten konnte, und immer wusste sie im voraus, wenn jemand in der Gemeinde sterben sollte. (D.)

3. Ein norwegischer Kleinbauer, Niels, war schwermütig und wurde eines Tages an einem Birkenbaume erhängt gefunden. Kein Zweifel, dass er ein Selbstmörder war. Nach der Sitte der Zeit liess man die Leiche unberührt, bis die Sonne untergegangen. Nachher wurde er heruntergeschnitten, in einen Sarg von ungehobelten Brettern gelegt und an einen grossen Stein in der Nähe eines Gebirgwassers hingesetzt; da verblieb die Leiche drei bis vier Wochen, bis der Gerichtdiener erschien und die Erlaubnis zur Beerdigung im Kirchhofe gab. Sie ward dann zuletzt ohne Glockengeläute, ohne Rede und Gesang über die Mauer des Friedhofs gehoben (nicht durch das Tor geführt) und nördlich von der Kirche an einem besondern Platze begraben. Die Birke aber, an deren Ast er sich erhängt hatte, starb dahin. (N.) cfr. Urquell III, S. 210.

4. Wenn jemand im Walde die Bäume knarren hört, muss er sprechen: „ich höre dich, ich höre dich, du wirst mir nichts zu leide tun!“ Wo das nicht geschieht, kann man die „Knarre“ erwerben, eine Krankheit, in der die Gelenke schwach werden und knarren. (S.)

5. Hört man im Walde einen Baum krachend fallen, ist es eine böse Vorbedeutung. (D.)

6. Ein Gutbesitzer auf Fünen hatte sich unter der Bedingung dem Teufel zu eigen verschrieben, wenn kein grüner Baum im Garten sich fände. Er pflanzte aber sofort einen Taxusbaum im Garten und auf diese Weise ward der Teufel betrogen. Nun sagt man aber, dass der Teufel mit den spätern Besitzern des Gutes dieselbe Uebereinkunft getroffen und dass er alle Jahre erscheine, um in eigner Person sich die Sachlage anzusehen. Darum wird der Baum geschützt und genau Sorge dafür getragen, dass, wenn ein alter Baum abstirbt, augenblicklich ein neuer gepflanzt wird. (D.)

7. Der liebe Gott hatte einmal einen Streit mit dem Teufel; sie konnten sich nicht darüber einigen, wann und wie ein jeder regieren sollte. Zuletzt wurden sie dess einig, dass Gott im Himmel die Herrschaft haben sollte solange Laub auf den Bäumen zu sehen sei; wenn aber das letzte Blatt abfalle, stehe es dem Teufel zu, sein Spiel zu treiben. Damit aber der böse Feind nicht zu toll seine Macht missbrauche, hat der liebe Gott es so eingerichtet, dass immer einige welke Blätter an den Aesten sich vorfinden. (D.)

8. Auf Bogö, einer Insel im baltischen Meere, hatten sie nur einen einzigen Baum, der für die Bewohner von grosser Wichtigkeit war; denn alle Jahre, wenn der Kuckuck sich auf den Baum im Frühling herabliess, und seinen Gesang anfing, wussten sie, dass sie Hafer säen mussten. Einmal wurde doch am Ende der Baum gefällt, der Kuckuck stellte sich nicht mehr ein und sie sahen sich gezwungen hinfort die Hafersaat aufzugeben. Das ist der Grund, warum auf der Insel kein Hafer gesäet wird. (D.)

9. Hin und wieder kann man hören, dass in D. bei der Geburt eines Kindes ein Baum gepflanzt wird; Erzählungen aus N. und Sch. machen es wahrscheinlich, dass die Sitte dort mehr allgemein sein dürfte, wenigstens bei der Geburt eines Sohnes. cfr. Urquell II, 6, Rochholz, Alemm. Kinderl. S. 284, Andree, Parall. II, 21, Ploss, Das Kind I, 78.

10. Es wird erzählt, dass die beiden Dörfer Struxdorf und Böl südlich von Flensburg über ein Füllen, das ein Mann getötet hatte, in Streit gerieten. Zuletzt wurde die Sache gerichtlich dahin entschieden, dass die Böler einen Knoten an einem grossen Eichenbaum schlagen, die Struxdorfer aber eine nebenstehende Eiche rund umdrehen sollten. Die letzteren gewannen. An dem Wipfel des Baumes befestigten sie ein grosses Rad um den Hauptstamm, an's Rad ferner spannten sie Pferde an, die aus aller Macht ziehen sollten, weil die Leute unten ein grosses Feuer angezündet hatten, damit sie den Stamm erweichen könnten, und hiedurch gelang es ihnen wirklich den Baum zu drehen.

11. Die Frau eines Unterirdischen suchte Hülfe für das Kindbett bei einem Bauernweibe. Eines Abends gewahrte es ein Männlein, das an die Thür klopfte. Die Frau hiess es freundlich hereintreten, es hatte aber keine Zeit, wünschte nur, dass sie ihm augenblicklich folgen soll. Nach einigem Zaudern willigte sie ein, und sobald sie ausserhalb des Hauses angelangt waren, ergriff das Männlein ein Stück Holz, setzte sich selber an's eine Ende, forderte sie auf am andern Platz zu nehmen, fürchte sie herunterzufallen, dürfe sie sich nur an ihm festhalten. Sie tat sowie er ihr sagte: augenblicklich erhob sich der Ast in die Luft und flog mit ihnen nach dem Hügel, wo die Kirche lag. Der öffnete sich, sie gingen hinein und die Bauernfrau erkannte die Wöchnerin, sie war die erste Braut, die in der Kirche getraut worden und am Hochzeittage verschwunden war. Sie hilft ihr und wird wieder nach ihrer Heimat zurückgeführt. (D.)

12. In einem Märchen wird erzählt vom faulem Knechte, der einmal einen Fisch gefangen hatte, von dem er das Recht erhielt, drei Wünsche zu stellen. Seine Mutter forderte ihn eines Tages auf, auf den Birnbaum zu steigen um reife Birnen zu pflücken. Lange stand er unschlüssig, entdeckte aber am Ende eine grosse, gelbe Birne, die ihn lockte. „Die will ich!“ rief er aus, kletterte langsam und vorsichtig hinauf, er fiel nicht herab, denn er hielt sich fest, wo er anfasste. Zuletzt erreichte er den Gipfel, streckte die Hand langsam

aus und ergriff die Birne, indem er sich auf einem Aste gemächlich zur Ruhe setzte. „Es ist übrigens ganz schön hier," rief er aus, „man hat eine hübsche Rundschau, ich wünsche, dass ich vom Baume durchs ganze Reich getragen werden könnte!" Kaum aber war das Wort gesprochen, als der Baum sich entwurzelte und den Knecht wegführte. Die Reise ging von Stadt zur Stadt, die Birnen waren seine Speise, weil er sich ganz gemächlich droben sitzend die Welt anschaute. Am Ende gelangten sie in die Hauptstadt, wo die Leute voller Verwunderung auf den Strassen still standen und der wunderlichen Fahrt zusahen. Am Fenster des Königschlosses sass die Prinzessin, die laut auflachte, als sie ihn vorüberfliegen sah. Er nahm ihr ihre Munterkeit übel und wünschte ihr einen Sohn, den sie auch später gebar, und der zuletzt seinen Vater unter den Bewohnern des ganzen Landes, die auf dem Schlosse erscheinen mussten, fand und erwählte, und so wurde am Ende der faule Knecht der Gemahl der Königtochter und der Erbe des Reichs. (D.)

Anmerkung. (D.) Dänemark, (S.) Schweden, (N.) Norwegen.

4. Ueber den Zauber mit menschlichem Blut und dessen Ceremonial-Gebrauch bei den Indianern Amerikas.

Von Dr. A. F. Chamberlain (Clark University-Worcester, Massachusetts).

IV.[1]) Peter Martyr sagt von den Indianern Nikaraguas: „Hier opfern sie den Götzen das Blut ihrer Kinder, das sie durch eine Höhlung in den Nacken giessen[2])." Von den Chasuta-Indianern Süd-Amerikas wird berichtet, dass sie die mit ihrem Blut gefüllte Moskiten, die sie auf dem Körper finden, fangen und essen, um nicht das ausgesaugte Blut zu verlieren. Bei ihrem Mannbarkeitfest „reihen die Muras im Fluss-Gebiet der Madeira, in Süd-Amerika, sich nach gegenseitiger Wahl paarweise zusammen und peitschen sich mit langen Tapierhaut-Riemen bis aufs Blut. Die Geisselung ist ein Akt der Liebe und dürfte als Ausdruck eines irregeleiteten Geschlechtverhältnisses zu betrachten sein." Die blutige Operation wird mehrere Tage lang fortgesetzt[3]).

Von den Komanche-Indianern erzählt Schoolcraft[4]): „Bei ihren Todfeiern scarificiren die weiblichen Verwandten des Gestorbenen ihre Arme und Beine mit scharfen Kieseln, bis das Blut aus tausend Poren niederträufelt." Ähnliches meldet uns Kane von den Indianern der Nordwestküste (Tschinuks u. s. w.), indem er sagt: „Ich habe selbst ein Mädchen gesehen, das aus klaffenden Wunden auf der Brust und auf den Armen blutete, die es mit eigener Hand und mit einem scharfen Kiesel angetan wegen des Todes eines Verwandten[5])."

---

[1]) Siehe U.-Q. IV. 1—3, 34—37, 64—66. [2]) Ploss, Das Kind, II, 252. [3]) Ebda. 427. [4]) I, 237. [5]) Wanderings of an Artist, 212.

Nach Schomburgk giebt es, unter den Arawaken von Süd-Amerika, einen Tanz, m a r i g u a n i genannt, wobei Scarificiren und Ritzen des Leibes stattfindet. Nach diesem Tanze sind die Teilnehmer ganz blutig, mit aufgeschwollenen Waden, indem von allen Gliedern Streifen von Fleisch und Muskel herabhängen. Dieser Wunden wegen muss der Indianer oft wochenlang die Hängematte hüten.[1])

Von den Karib-Indianern sagt Edwards: Bei einer religiösen Feierlichkeit verwundeten sie sich mit einem aus Agoutizähnen gemachten Instrumente, das klaffende Wunden verursachte.[2])

Unter den Abiponern Paraguays nach Dobritzhoffer durchstach man Lippen und Ohren mit Dornen, und damit stach man auch das Gesicht. Von den kleinen Knaben von sieben Jahren wird berichtet, dass sie, ihren Eltern nachahmend, die Arme durchstachen und viele Wunden sehen liessen, um ihre Tapferkeit zu bestätigen[3]).

Nach dem Berichte von Azara, den Kulischer wiedergiebt, werden unter die Guana-Indianern Süd-Amerikas die Knaben im Alter von acht Jahren folgendermassen behandelt: „Sie gehen ganz früh Morgens ins Feld und kehren erst Abends nüchtern in feierlicher Weise heim. Hier werden sie von einigen alten Weibern gestochen und ihre Arme mit einem spitzigen Knochen durchbohrt. Die Knaben geben kein Zeichen von sich und erhalten dann von ihrer Mutter zu essen[4]).“ Bei den Passes, einem südamerikanischen Volkstamme, gelten die Knaben erst für waffenfähig, nachdem man „ihnen mit einem Speerschnabel die Brust blutig geritzt hat[5]).“ Aus Kulischers Beschreibung der Pubertätweihung bei einem Indianerstamme nördlichen Mexikos ist Folgendes hervorzuheben[6]): „Darauf macht der Häuptling die Probe an dem nackenden Knaben: er rauft ihn an den Haaren, wirft ihn hin und her auf den Boden, stösst ihn mit Fäusten. Dies ist die erste Prüfung. Sollte der Knabe dabei nur einen einzigen Seufzer ausstossen, wird er als untauglich verworfen und abgewiesen. Wenn er dazu lacht, sich frisch und munter zeigt, und zu viel mehr sich erbietet, wird an ihm die zweite Probe gemacht. Der Häuptling peitscht den Knaben mit Ruten und Dornen am ganzen Leibe, wobei zwar Blut fliesst aber kein ach dem Knaben entfallen darf. Jetzt muss er sich noch dem dritten spitzigen Examen unterwerfen. Der Häuptling nimmt unterschiedliche, den grossen Raubvögeln abgeschnittene, ausgestreckte und mit Fleiss dazu gedörrte Füsse, sticht, hackt, kratzt und reisst den Kandidaten am ganzen Leibe, dass er fast durchaus blutet, wozu der Knabe sich ganz munter ohne Winden und Drehen halten muss. Ein einziger ausbrechender Seufzer würde ihn als nicht zum Krieger tauglich erklären.“

Von den Indianern der nordwestpacifischen Küste berichtet Boas, dass sie, wenn sie einem übernatürlichen Wesen oder einem mit übernatürlichen Kräften begabten Menschen begegnen müssen, sich in

[1]) II, 458. [2]) I, 66. [3]) II, 135. [4]) Siehe den interessanten Artikel: Die Behandlung der Kinder und der Jugend auf den primitiven Kulturstufen. Ztschr. f. Ethn., XV, 191—203, S. 197. [5]) Ebda. 197. [6]) Ebda. 196.

die Zunge schneiden und das Blut auf die Hände niederspeien.[1]) Nach einer Mythe der Yutschi-Indianer stammen ihre Vorfahren aus dem monatlichen Ausflusse der Sonne, die sie als Weib ansehen. Eine andere Mythe erzählt, dass ein Zauberer einmal die Sonne bei ihrem Aufgange zu töten versuchte. Seiner Missetat wegen wurde sein Kopf auf einen Zederbaum gehängt, wovon einige Bluttropfen auf den Boden niederträufelten und das Volk der Yutschi ins Leben riefen, indem noch andere Bluttropfen die Zeder selbst bespritzten, daher die rote Farbe ihres Holzes.[2])

In einer von Mooney veröffentlichten Legende der Tscheroki springt der Mais aus dem Blute von Selu, einem Hexenweibe, das von ihren eigenen Söhnen getötet war.[3])

In der algonkischen Legende von Osseo und Owenee werden diese zwei Personen auf den Abendstern hinaufgeführt, und ihre neckenden Verwandten in Vögel verwandelt, die in ein auf der Thür des Osseo auf dem Abendstern aufgehängtes Bauer eingesperrt werden. Bald ward dem Osseo ein Sohn geboren, der, sobald er den Gebrauch des Bogens lernte, die eingesperrten Vögel schiessen durfte. Als er aber einen Vogel vom Boden aufhob, verwandelte er sich in ein schönes Mädchen, das er als seine junge Tante erkannte. In der Brust des Mädchens blieb ein Pfeil stecken und, als das Blut auf den Boden des Abendsterns niederfiel, war der ganze Zauber weg und alle Personen erschienen in ihrer natürlichen Gestalt.[4])

---

5. Theraphim.

Von Leopold Mandl in Röhrenbach in Nieder-Oesterreich.

I. Die Chaldäer und die syrischen Völkerschaften hatten Schutz- und Hausgötter, die sie Theraphim nannten. Das waren Figuren mit menschlichem Gesichtausdruck, die auch als Hausorakel dienten. Man verfertigte sie aus Holz oder Metall.

In dem, angeblich von Rabbi Elieser Sohn Hyrkans aus dem Ende des 1. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung herrührenden Werke, Pirke de Rabbi Elieser wird erzählt: Man tötete einen erstgeborenen Menschen; der Kopf wurde abgetrennt, eingesalzen und mit Oel präparirt, dann legte man in ihn ein Goldblech, worauf der Name eines unreinen Geistes geschrieben stand, unter die Zunge, und gab ihn in eine Nische. Vor dem so zubereiteten Menschenkopfe wurden Lichter angezündet und seine Verehrer bückten sich vor ihm, und er sprach mit ihnen.

Gegen diesen Kultus haben die Propheten geeifert, und auch die unschuldige Form des Theraphim-Dienstes aufs Aeusserste verdammt; diese Art Götzendienst wurde auch in der Tat aus der Mitte des israelitischen Volkes bedeutend früher verbannt, als die

---

[1]) Journ. Amer. Folkl. III, 8. [2]) Amer. Anthrop., VI, 280. [3]) Journ. Amer. Folkl. I, 102. [4]) Emerson. Indian Myths, 65—67.

Abgötterei überhaupt. Die spätern Propheten, die noch das Heidentum in ihrem Volke bitter bekämpften, machten ihren gleichzeitig lebenden Stammgenossen alles Mögliche, nur nicht Theraphim-Dienst zum Vorwurfe.

Ich war geneigt, diesen Glauben für eine morgenländische Specialität der uralten Zeit zu halten, bin jedoch nun anderer Ansicht. Einer meiner Nachbaren, von dessen Glaubwürdigkeit ich vollkommen überzeugt bin, erzählte mir, dass es noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in hiesiger Gegend Leute gab, die fest geglaubt, dass demjenigen, der einen Totenkopf, in den man die neunzig Lotterienummern gegeben, unter seinen Kopf legt und darauf neunzig Nächte schläft, die Glücknummern im Traume geoffenbart werden. Ein Nachbar der Eltern meines Gewährmannes, namens Aichinger, hat auch in der Tat hier in Röhrenbach vor ungefähr sechzig Jahren auf diese Weise sein Glück versucht. Er nahm aus dem eine Stunde weit entfernten Friedhofe des Ortes St. Marein einen Leichenkopf und verfuhr damit auf die erwähnte Art. Diese Uebeltat hat ihm keinen Reichtum, doch manchen Spott eingebracht; so erzählte mir dieser Nachbar, dass er einmal als Knabe jenem Manne einen losen Streich gespielt hatte, und als jener ihn deswegen verfolgte, ihm zugerufen: Na wartens, wenn der jüngste Tag kommt und der drüben in St. Marein ohne Kopf aufsteht, müssens mit ihm gehn und ihm seinen Kopf suchen helfen!

---

6. Zu den Liedern „In des Gartens dunkler Laube“ und „Müde kehrt ein Wandersmann zurück“.

Von Anton Englert in München.

I. „In des Gartens dunkler Laube.“ Zu den von O. Glöde und W. Müller Bd. IV, S. 71 und 144 f. dieser Zeitschrift mitgeteilten Fassungen füge ich im Nachfolgenden noch einige weitere hinzu. Die drei ersten habe ich mir selbst an den untenbezeichneten Orten aus neueren geschriebenen Liederbüchern notirt. Die letzte liegt mir durch gütige Vermittlung meines Kollegen Dr. Th. Link in einer Aufzeichnung von einer aus Bamberg gebürtigen Dame vor, welche das Lied vor ungefähr dreissig Jahren in ihrer Heimatstadt singen hörte.

Es sei noch bemerkt, dass das Lied auch im Allg. deutschen Kommersbuch, Lahr, M. Schauenburg, 44. Aufl. S. 614, steht. Die erste Strophe lautet hier:

Ritter Ewald und die Minna
Sassen beide Hand in Hand,
Ritter Ewald und die Minna
In der Laube festgebannt.

Die weite Verbreitung des Liedes und die vielfachen Abweichungen der einzelnen Fassungen lassen vermuten, dass das Ge-

dicht schon länger als einige Jahrzehnte volktümlich ist. Indes habe ich es trotz eifrigen Suchens bisher noch in keiner älteren Liedersammlung gefunden.

a.

1. In des Gartens dunkler Laube
Sassen zwei ja Hand in Hand,
Ritter Erhard und die Lina
Schlossens beide ein festes Band.

2. Und sie pflückte keine Blume,
Hörte nicht die Nachtigall,
Nur in ihrem Herzenstaumel
Hörte sie den Thränenschall.

3. Lina hielt ihn fest umschlungen,
Hatte Thränen in dem Blick.
„Kehre Du als mein Geliebter,
Kehre Du zu mir zurück!“

4. „Liebe Lina, sprach er tröstend,
Mädchen, lass das Weinen sein;
Eh' die Rosenknospen blühen,
Werd' ich wieder bei dir sein.“

5. Und dann zog er hin zum Streite
Fürs geliebte Vaterland
Und gedachte oft der Lina,
Wann der Mond am Himmel stand.

6. Kaum es war ein Jahr vorüber,
Eh' die Rosenknospen blühten,
Neigte[1]) Erhard sich der Laube,
Wo er Lina zuletzt geküsst.

7. Und da sah er schon von ferne
Einen Grabeshügel steh'n,
Und auf dem Marmor stand geschrieben:
Lina lebt schon längst nicht mehr.

8. Und dann stand er still und traurig.
„Ist das meiner Liebe Lohn?
Dein Geliebter ist gekommen,
Findet Dich im Grabe schon.“

9. Und dann zog er in ein Kloster,
Legte Schwert und Panzer ab,
Und eh' die Rosenknospen blühten,
Trug man ihn als Mönch ins Grab.

(Tirol, Stanzer Thal.)

b.

1. In des Gartens dunkler Laube
Sassen abends Hand in Hand
Ritter Ewald mit seiner Lina,
Sie beide schlossen ein festes Band.

2. Und es blühte der Hollunder,
Rosen hauchten Balsamduft,
Und der Chor der Nachtigallen
Tönte lieblich durch die Luft.

3. Doch sie pflückten keine Rosen,
Hörten nicht die Nachtigall,
Denn es tönt in ihren Ohren
Immer nur der Trennungsschall.

4. Lina bat ihn fest umschlungen
Und mit Thränen in dem Blick:
„Kehre bald, ach, mein Geliebter,
Kehre bald zu mir zurück!“

5. „Lina, Lina, lass dein Weinen,
Lina, lass dein Weinen sein,
Eh' die Rosen wieder blühen,
Werd' ich wieder bei dir sein.“

6. Hierauf zog er fort zum Kampfe
Fürs geliebte Vaterland.
Oft gedacht' er seiner Lina,
Wenn der Mond am Himmel stand.

7. Als nun kaum ein Jahr verflossen,
Und die Rosenknospe brach,
Tritt der Ritter hin zur Laube,
Wo er sie zuletzt noch sah.

8. Doch was erblickt er statt der Laube?
Eines Grabes Hügelstein,
Und auf Marmor stand geschrieben:
Lina ist jetzt nicht mehr dein.

9. Hierauf zog er fort ins Kloster,
Legte Schwert und Panzer ab.
Eh' die Rosen wieder blühten,
Gruben Mönche schon sein Grab.

(Gegend von Lindau.)

---

[1]) sic. Es soll wohl „nahte“ heissen.

c.

Eine zweite Fassung aus derselben Gegend zeigt folgende Varianten:

1, 3 und seine Lina; 1, 4 Sie schlossen beide; Str. 4 und 5 fehlen; 7, 1 Doch als kaum; 7, 3 Schlich sich Ewald; 7, 4 sprach; 9, 2 Doch eh'; 9, 4 ihm statt schon.

d.

1. In des Gartens dunkler Laube
Sassen einsam Hand in Hand
Ritter Siegmund jung und mild
Neben Lina festgebannt.

2. Ach, sie pflückten nicht die Rosen,
Hörten nicht die Nachtigall;
Denn in ihrem Innern tobte
Herber Trennung Widerhall.

3. „Liebe Lina, sprach er weiter,
Liebe, lass das Weinen sein!
Eh' die Rosenknospen blühen,
Werd' ich wieder bei dir sein.“

4. Und dann zog er fort zum Kampfe,
Stritt fürs deutsche Vaterland,
Und er dachte oft an Lina,
Als der Mond am Himmel stand.

5. Einstens sah er von der Ferne
Einen Grabeshügel steh'n,
Und auf Marmor stand geschrieben:
Du wirst Lina nicht mehr seh'n.

6. Eilend schritt er in ein Kloster,
Legte Schild und Panzer ab,
Und eh' die Rosenknospen blühten,
Legten die Mönche ihn ins Grab.

(Bamberg.)

7. Ueber das wissenschaftliche Studium der Naturvölker.

Von Thomas Achelis.

II. In keiner Beziehung trat die eigenartige Lebensauffassung der brasilianischen Indianer schärfer hervor, als in ihrem Verhältnis zu den Tieren; hier lag für sie die Quelle jeder weiteren mythologischen Entwicklung, die für uns längst jede belebende Kraft eingebüsst hat. Höchstens pflegen wir uns in einer gutmütigen Anwandlung noch zu jenem Standpunkte herabzulassen, indem wir jene vertrauliche Beziehung nach dem beliebten Schema der Anthropomorphisirung uns zurechtlegen. Diese symbolisirende Auffassung, die jederzeit scharf Sache und Bedeutung trennt, ist aber nach unserem Gewährmanne völlig unzutreffend, wiederum nur hervorgerufen durch das fortwährende Tragen jener verhängnisvollen Kulturbrille. So rein jedoch existirt kein Unterschied zwischen Mensch und Tier, beide sind bestimmte Personen mit ebenso scharf unterschiedenen, wie wir sagen würden, körperlichen und geistigen Eigenschaften ausgerüstet, so dass höchstens uns der Rang von primi inter pares zukommen würde. Ueberlassen wir unserem Verfasser das Wort. „Ich kann nur herzlich lachen, wenn ich mir die indianischen, an der Anschauung klebenden Jäger und Fischer mit symbolischen Tieren hantirend denke, wie die Dichter, Maler und, um auch des niederen Geistes nicht zu vergessen, die ihre Trade-mark erfindenden Patentinhaber unserer civilisirten Welt — die allerdings sämtlich zu den Originalen ihrer Symboltiere nicht in dem Verhältnis naher persönlicher Bekanntschaft zu stehen pflegen. Nein, Antonio und seine Stammgenossen

hätten unsere Art Symbole nicht begriffen, geschweige selbst welche erfunden. Ich leugne es nicht, mir hat während unserer Unterhaltung zuweilen der Verstand still gestanden, wenn mir das treuherzige Glauben an die Wirklichkeit der „Märchen"tiere und ihres Kulturbesitzes in ihrer ganzen Urwüchsigkeit entgegentrat, allein ich habe mich von seiner Echtheit auch so genau überzeugt, dass ich mich für verpflichtet halte, jede Erklärung, die ihn nicht voll anerkennt, zurückzuweisen. Ich meine auch, die Sache sei einfach genug zu verstehen. Der Indianer hat ja in Wahrheit die wichtigsten Teile seiner Kultur von den Personen erhalten, die wir Tiere nennen, und ihnen muss er sie noch heute wegnehmen. Zähne, Knochen, Klauen, Muscheln sind seine Werkzeuge, ohne die er weder Waffe noch Haus noch Gerät herstellen könnte. Er verdankt, was er leisten kann, der Piranya, dem Hundsfisch, dem Affen, dem Kapirara, dem Aguti, dem Riesengürteltier, den Mollusken, und von Allen ihnen berichtet die Legende nichts, weil jedes Kind weiss, dass diese Tiere, deren Jagd die wichtigste Vorbedingung für jene Leistungen bildet, noch heute die unentbehrlichsten Dinge liefern. Was ist natürlicher, als dass er auch die schönen und guten Dinge, von deren Herkunft er Nichts oder, wie von den Kulturpflanzen, nur Unbestimmtes weiss, ebenfalls von Tieren herleitet, sobald er darüber nachdenkt? Was ist natürlicher, als dass die Eidechse, die mehrere Monate verschläft, den Schlaf (er wurde ihr aus den Augen gezogen), oder dass der Kampfuchs, dessen Augen im Dunkel leuchten, wenn er Nachts auf Beute ausgeht, das Feuer geliefert hat, als dass die Sonne im Besitz des Herrschers der Lüfte, des Königgeiers, den die übrigen Geier streng respektiren, und dass das Wasser im Besitz einer grossen Flussschlange war? Mit dem Schlaf hat die Eidechse auch die Hängematte hergeben müssen, die dazu gehört. Jetzt hat sie keine mehr, sie ist ihr eben weggenommen worden, und sie war auch sehr böse. Alle jene Errungenschaften wurden mit Gewalt oder List geraubt, darum fehlen sie den Tieren heutzutage. So wird das Causalbedürfnis der alten naiven Jäger auf das angenehmste befriedigt, und zwar durchaus auf dem Boden der Grundanschauung, dass Tiere und Menschen nur verschieden aussehende und verschieden ausgestattete Personen sind. (S. 354). Das ist concrete Wirklichkeit, wenn auch im Zauberglanz einer lebhaften Phantasie gesehen, das ist unmittelbares naives Empfinden, dem die kluge Unterscheidung zwischen Sache und Metapher oder Gleichnis völlig unzugänglich ist; die Mythologie ist nicht der stimmungvolle Erguss eines dichterischen Gemütes, das bewusst die ganze Umgebung als beseelt auffasst und anthropomorphisch umschafft, sondern hier ist sie ein grosses Bilderbuch, in das die eigene Stammgeschichte mit grotesken Illustrationen eingetragen ist. Am Anfang der Dinge (man verzeihe den landläufigen, sachlich wenig zutreffenden Ausdruck) steht nicht, wie die vergleichende Sprachforschung uns noch immer einreden möchte, die uns in Fleisch und Blut übergegangene Trennung der Welt in

eine reale und ideale Seite, in Concretes und Abstraktes, in Dinge und Symbole u. s. w., sondern hier sind alle Erzeugnisse einer frei schaltenden Phantasie ebenso wirklich und wahrhaft, wie die sinnlich fassbaren Gegenstände der Aussenwelt: ein naives Bewusstsein kennt diesen fundamentalen Riss, der sich durch unsere Weltanschauung hindurchzieht und den selbst die kühnsten Dichter nicht völlig überbrücken können, nicht und eben deshalb ist das bewährte Schema der symbolischen Personificirung hier durchaus nicht am Platze, — nebenbei bemerkt wieder ein Beweis für die weitgreifende psychologische Bedeutung der Völkerkunde, wenn es sich um das Verständnis mythischer Prozesse handelt[1]).

Es ist begreiflicher Weise nicht möglich, in wenigen Zeilen dem reichen Inhalt des vorliegenden Werkes vollauf gerecht zu werden; wir müssen uns deshalb mit dem Hinweis auf einige Hauptpunkte begnügen. Dass zunächst Geographie, Ethnographie und Anthropologie in reichem Masse bedacht sind, versteht sich von selbst; aber auch Sprachwissenschaft und Geschichte, soweit hiervon überhaupt die Rede sein kann, sind nicht leer ausgegangen. Im Anhang ist ein ausführliches Wörterverzeichnis der verschiedenen Stämme angeführt, abgesehen von den übersetzten Märchen der Bakairí. Die Frage nach der Urheimat der Karaiben, ihre Wanderungen und Vorstösse nach dem Norden werden mit gewohnter Gründlichkeit in einem besonderen Kapitel besprochen. Der wesentliche Wert aber des vorliegenden Buches liegt unzweifelhaft in seiner hervorragenden Bedeutung für die Völkerkunde, wie das durch den Hinweis auf das reiche psychologische Material im Vorhergehenden schon begründet worden ist. Einige wenige Bemerkungen mögen diese Skizze vervollständigen. Kapitel IX. enthält folgende Abschnitte: Tracht (Haar und Haut), Sexualia, Jägertum, Feldbau und Steinzeit-Kultur — wo und wie auf die wichtige Tatsache aufmerksam gemacht wird, dass bei den Indianern praktisch die Stufen des Jagd- und Fischervolkes und des Ackerbaues vereinigt sind, und zwar durch eine ganz naheliegende Arbeitteilung der beiden Geschlechter, auch der landläufige Begriff der Steinzeit erleidet eine nicht unwichtige Korrektur — das Feuer und die Entdeckung des Holzfeuerzeuges, Waffen, Geräte und Industrie. Das 10. Kapitel behandelt den Ursprung und die Entwicklung des Zeichnens (auch hier wird dem praktischen Bedürfnis der gegen-

---

[1]) Zur Erläuterung mag noch ein anderes Beispiel angeführt werden. Woher der Ursprung des Tätowirens. Die in jedem Menschen wohnende künstlerische Neigung, verstärkt durch die Eitelkeit, hat diese Sitte hervorgerufen, so lautet meist die Antwort. Auch hier liegt eine vorschnelle Schlussfolgerung zu Grunde. So wenig die Wirksamkeit, jenes ästhetischen Triebes bestritten werden soll, so ist doch dem gegenüber die Bedeutung eines weit näherliegenden, praktischen Motives ganz und gar übersehen, nämlich der durch die Farbe bedingte Schutz der menschlichen Hand gegen sengende Sonnenstrahlen und Insektenstiche. Die Oelfarbe, sagt deshalb mit Recht Steinen, ist tatsächlich die Kleidung des Indianers, wie er sie bedarf, und nachträglich erst stellen sich, nachdem dem dringendsten, natürlichsten Bedürfnis genügt ist, die Regungen des erwachenden Schönheitsinnes ein, der sich in einem bunten, möglichst auffallenden Kostüm zu gefallen sucht.

seitigen Verständigung durch eine Geste der Vorrang vor dem künstlerischen Motiv zugeschrieben), die Zeichenornamente, die plastische Darstellung und Keramik und endlich das Verhältnis des mit so besonderer Vorliebe verwandten Tiermotivs zur Technik. Ein verwandtes Gebiet untersucht der Verfasser sodann im 11. Kapitel, nämlich Maskenornamentik und Tanzschmuck, während im folgenden Abschnitt soziale Beziehungen (Eigentum, Verwandtschaft, Ehe, Moral, Geburt, die bekannte Einrichtung der Kommune und ihre psychologische Deutung u. s. w.) und die für die Naturvölker so wichtigen Zauberer erörtert werden. Den Beschluss dieser ganzen Gedankenreihe macht (im 13. Kapitel) eine allgemeine Uebersicht über Wissenschaft und Sage der Bakaïri, wo namentlich der fundamentale Satz betont wird, dass der Tod für das naive Bewusstsein nicht unter dem Gesichtpunkt einer biologischen Notwendigkeit erscheint, sondern als ein nefas, als ein Eingriff böser Dämonen; deshalb die logisch ganz gerechtfertigte Forderung einer entsprechenden Fortdauer nach dem Tode, und nun beginnt die geschäftige Phantasie sich das Jenseits möglichst anmutig auszugestalten, wobei aber immer, ein sehr bezeichnender Zug, die betreffenden sozialen Unterschiede und Abstufungen beobachtet werden. Endlich wird noch an Hand praktischer Versuche mit den brasilianischen Waldkindern der Ursprung der Zahlwörter und besonders die Entstehung der rätselhaften 2 lichtvoll behandelt, wobei die einfache Zerlegung eines Ganzen in zwei Hälften (also z. B. des Zerschlagens eines Stockes in zwei Stücke) dem vielumworbenen Rätsel auf die Spur hilft; auch die Etymologie bestätigt diese Herleitung während die Hand nicht, wie früher behauptet wurde, ein Vorbild abgiebt, sondern selbst erst eine verhältnismässig späte Erfahrunggrenze ist.

Wir sind überzeugt, dass auch dies Werk des verdienten Forschers sich rasch eine grosse Beliebtheit in den Kreisen fachwissenschaftlicher Beurteiler erwerben wird, selbst solcher, die nicht überall mit dem Verfasser übereinstimmen; so viel ist jedenfalls gewiss, dass die mannigfachen Probleme, die innerhalb des weiten Areals der Völkerkunde liegen, mythologische, kulturhistorische und psychologische Streitfragen in der vorliegenden Darstellung ihrer erschöpfenden Lösung um ein gutes Stück näher gebracht sind, als durch die meisten bisherigen deduktiv verfahrenden Speculationen auf der Basis sprachwissenschaftlicher Untersuchungen. Aber auch über diesen verhältnismässig engbegrenzten Bereich hinaus möchten wir die Lektüre des Buches allen denen dringend empfehlen, die sich noch über die Sphäre ihrer Brotstudien hinaus Sinn und Herz frisch bewahrt haben für die universalen Interessen der Menschheit; sie werden sich darin nicht betrogen sehen. Ja selbst für diejenigen, denen das Verständnis für ihre eigene Lebensgeschichte in dem sozialen Entwicklunggange des Menschengeschlechts noch nicht aufgegangen ist, wird der unverfälschte Humor, der die ganze Darstellung durchzieht, seine Anziehungkraft nicht verfehlen.

---

8. Sondersprachen.

Von Paul Sartori in Dortmund.

9. Fürsten. Adel. Hofsprache. Die Sprache der Inkas soll von der offiziell eingeführten peruanischen Staatsprache noch verschieden und ihre Erlernung dem Volke geradezu verboten gewesen sein. Wuttke, Gesch. d. Heidentums, I, S. 323. Waitz, IV, S. 395 f. denkt an das Aymara. Der König von Tonga war so heilig, dass manche Worte nur ihm zur Verfügung standen. Lubbock, Entstehung d. Civilis. S. 328. Auf den Palaos-Inseln bedient man sich, um mit dem Könige zu reden, einer besonderen Sprache; ebenso wenn sich der Niedrigere an den Höhergestellten wendet. Ausland, 58, S. 789. Auf den Gesellschaftinseln kann der König ganz nach seiner Laune Wörter schaffen und aus der Sprache streichen. Christmann-Oberländer, Ozeanien, II, S. 253. Es besteht für ihn eine besondere Ausdruckweise, indem z. B. sein Boot „Regenbogen“, sein Haus „Wolke des Himmels“ genannt wird (ebda. S. 252), gerade wie in unserer Zeitschrift II, S. 166 f. der überspannte Bauer von seinem Knecht verlangt, ihn selbst grosser Gott, die Frau hölzerne Beilad', das Bett hölzerner Himmel u. s. w. zu nennen. Ueber Sprachveränderung beim Thronwechsel und Höflichkeitsprache gegenüber dem Könige in Tahiti s. noch Waitz-Gerland, VI, S. 192. Auch auf den Fidschiinseln darf man vom Kopfe den Gliedmassen, dem Anzuge eines Häuptlings nicht in der gewöhnlichen Sprache, sondern nur in Umschreibungen und Hyperbeln sprechen. Christmann-Oberländer, a. a. O. II, S. 158. In Hawaii herrschte um den Fürsten eine eigene Hofsprache, die dem Volke unbekannt bleiben musste, andernfalls wurde sie von den Häuptlingen abgeändert. Auch Samoa hatte seine Rangsprache. Ratzel, Völkerkunde II, S. 199. Vgl. Waitz-Gerland, VI, S. 166 f. Aehnliches auf Kusaie, Waitz-Gerland, V, 2, S. 121; vgl. S. 226—228; bei den Hottentotten Ratzel a. a. O. I, S. 110. Bei den südamerikanischen Abiponen. wurden im Gespräche mit Adligen allen Zeit- und Hauptwörtern die Silben in oder en hinzugefügt, je nachdem die angeredete vornehme Person ein Mann oder eine Frau war. Peschel, Völkerkunde, S. 255.

So wechselt auch im deutschen Märchen gelegentlich je nach dem Range der redenden Person Hochdeutsch und Plattdeutsch. Grimm, Rh. M. III, S. 217. Aehnliches in indischen Dramen. Müller, Wissensch. d. Sprache, II, S. 44.

10. Einzelne Stände. Besondere Beschäftigungen. Es giebt eine Menge Ausdrücke, die nur der Schäfer, der Soldat, der Bauer gebraucht. S. darüber Müller, a. a. O. I, S. 58 f. Besonders reich an Worten, die im Hochdeutschen nicht vorkommen, ist auch die deutsche Jägersprache, die sorgfältig erlernt werden muss, da jeder Verstoss scherzhaft bestraft wird. Ebda. S. 355. Ueber die Gaunersprache und was damit zusammenhängt s. den dritten Band von Avé-Lallemants Buch „Das deutsche Gaunertum“.

Die Eskimos am Cumberland-Sund pflegen sich im Verkehr mit den Weissen vielfach anderer Worte und Wendungen zu bedienen als unter sich. Anfangs ahmten sie nur im Scherze die falsche Aussprache und Satzbildung der Fremden nach, später ist sie ihnen zur Gewohnheit geworden, zumal sie sich dadurch den Weissen besser verständlich machen konnten. Diese Verkehrsprache unterscheidet sich von der eigentlichen Landessprache durch konsequente Verleugnung aller Deklination und Konjugation, sowie das Auslassen der Hülfverben u. s. w. Globus, 46, S. 217 f.

Die Orang-Benua auf Malakka bedienen sich beim Kampfersuchen einer eigentümlichen Sprache, der sog. Kampfersprache, deren Wörter willkürlich gebildet sind. Waitz, a. a. O. V, 1, S. 179.

11. Männer und Frauen. An manchen Orten dürfen Männer wie Frauen gewisse Formen und Wörter nur im Gespräche mit ihresgleichen anwenden. So bei den Karaiben: Peschel, Völkerkunde, S. 189. Ratzel, Völkerkunde, I, Einl. S. 82. Ausland 44, S. 158; bei den Kaffern: Müller, Wissensch. d. Sprache, II, S. 42 f. 45 f. Aehnliches bei den Assyrern (Justi, Gesch. d. oriental. Völker i. Altert. S. 127), bei den Scythen (Herod. IV, 144) und Joniern (Herod. I, 146). Vgl. auch Lippert, Kulturgesch. d. Menschh. I, S. 188 f. In Mikronesien waren in der Unterhaltung mit den Weibern einzelne Worte verboten. Waitz, V, 2, S. 147. Auf Lukunor gab es Lieder, die nur von den Frauen, andere, die nur von den Männern gesungen werden durften. Ebda. S. 907. Auf den Fidschis hat das Volk für den Fürsten eine Art von singendem Gruss, einen lang modulierten Zuruf, der dialektisch verschieden, verschieden aber auch für Männer und Frauen ist. Ebda. VI, S. 623. Bei der Namengebung auf Neuseeland besprengt der Priester das Haupt des Kindes mit Wasser (wobei die Mutter nicht zusehen darf) unter geheimnisvollen, zum Teil nicht mehr verständlichen, dialogischen Segensprüchen, die nach dem Geschlecht des Kindes verschieden sind. Ebda. VI, S. 132. Bei den Mongolen sind die männlichen und weiblichen Namen gleich, doch machen die Lamas oft den Unterschied, dass sie dem Knaben die tibetische, dem Mädchen die mongolische Form desselben Namens beilegen. Globus, 57, S. 210.

Als eine Aeusserung der Gefallsucht betrachtet Nordenskiöld die eigentümliche Aussprache der jüngeren Weiber bei den Tschuktschen an der Behringstrasse. Sie ersetzen nämlich, sobald sie einnehmend sein wollen, den r-Laut der Männer durch ein sanftes s; korang (Renntier) wird kosang, tirkir (Sonne) tiskis u. s. w. ausgesprochen. Nordenskiöld. Umseglung Asiens und Europas auf d. Vega, Dtsche Ausg. II, S. 138.

---

9. Das Zauberei.

Eine Umfrage von R. F. Kaindl in Czernowitz.

3. Ueber das Teufelei bei den Huzulen vergl. Dr. R. F. Kaindl, Die Huzulen (Wien 1894) S. 83 und Urquell IV, 233.

4. Wie die Rumänen (vergl. Am Urquell I, 107 und IV, 125) und die Huzulen, so glauben auch die Rutenen in der Bukowina an das Zauberei. Folgenden Bericht hierüber entnehme ich der rumänischen Monatschrift Sezătoarea (Dez. 1893):

In Dobronoutz unweit Sadagura lebte ein armes Weib, dem es gelang ein Teufelei auszubrüten. Nachdem es hinlänglich mit Geld versehen war, trug es das Teufelhühnchen in ein benachbartes Dorf und brachte es dort an den Mann.

Im selben Dorfe lebte auch ein anderes armes Weib, das sich aber aus seiner Not nicht heraushelfen konnte. Endlich wurde es von seiner reich gewordenen Gevatterin belehrt, was es zu tun habe, um ebenfalls reich zu werden. Es tat auch acht Tage lang alles, was zum Ausbrüten eines Teufeleies gehört; endlich wurde es aber ungeduldig und warf das Ei auf den Mist! Am nächsten Morgen erblickte ein anderes Weib auf dem betreffenden Misthaufen ein Hühnchen, welches laut piepte; es erbarmte sich seiner und nahm es nach Hause mit. In der Nacht hört das Weib eine Stimme: „Herrin, Herrin, was soll ich dir bringen?" Da das Weib aber wusste, dass im Hause kein anderer Mensch sei, so antwortete es nicht. Nachdem aber noch zweimal in derselben Weise gerufen worden war, antwortete das Weib ärgerlich: „Ja, ein D . . . . !" Am nächsten Morgen war das Haus voll davon. Da rief das Weib den Pfarrer und dieser kam auf die Sache. Er liess „Saflor" sammeln, das Hühnchen wurde darunter gesteckt und verbrannt. Ringsherum waren aber Leute aufgestellt, die nichts entkommen lassen durften. Die Asche wurde in ein sehr tiefes Loch vergraben und der Priester sagte: „Dies war kein Hühnchen, sondern der Teufel."　　Raphael Kaindl.

---

10. Die neu entdeckten deutschen Göttergestalten und Götternamen.

Von O. Knoop—Rogasen.

IV. Mit diesen deckt sich Frau Gode auch darin, dass sie auf strenge Ordnung im Haushalt sieht; sie zürnt, wenn sie Unordnung wahrnimmt, wie sich das für eine gute Hausfrau geziemt. Bei Bartsch II, Nr. 1196 heisst es: An den Olljorsdag möt man mit Sünnenunnergang de Husdör tau maken, sus kümmt Fru Gauden. Mal treckt sei ok in ein Hus un künn nich mit er twölf Hunn dörch den Schorstein rut kamen, einer blew uppen Fürhird liggen un jauterte dor dat ganze Jor dörch, bet Fru Gauden em äwern Jor mitnehm. Nr. 1264: In den Zwölften dürfen abends die Thüren nicht offen stehen, sonst zieht Fru Gor durch das Haus und lässt

irgend ein Tier (Hund, Katze) zurück, das stets schreit, nichts frisst und nicht fortzubringen ist. Nr. 1261: Zum Schutze gegen Fru Gor und die Hexen, die in den Zwölften ihr Wesen treiben, muss irgend ein Gegenstand an einen Besen gebunden und dieser in der Küche aufgestellt werden; auch muss, damit das Wasser in den Brunnen nicht behext werde, in letztere hineingeschossen werden. Nr. 1263: Damit Fru Gaur nicht die Futtervorräte und das Wasser im Brunnen behext, werden bei Beginn der Twölften allenthalben Eisenstücke, als alte Sensen, Heugabeln, Messer u. s. w. in Stroh und Heu gesteckt, in den Brunnen wird ein Feuerstahl gehängt und an den Festabenden besonders mit einer Pistole hineingeschossen. Während der Twölften darf auch kein Dung aus den Ställen geworfen werden, sonst wird das Fundament bloss, und dann scharren sich Fru Gaurs Hunde hindurch und fügen dem Vieh Schaden zu. Sodann müssen zu den Twölften alle geliehenen Gegenstände und Sachen zurückgegeben werden, wenn nicht Fru Gaur ihre Strafe schicken soll in das Haus des Säumigen. Nr. 1270a: In den Zwölften dürfen die Ställe nicht ausgedüngt werden, sonst zieht Fru Ganden mit ihren Hunden durch den Stall und lässt einen fallen, und dieser ist dann nicht wieder zu entfernen.

Gewiss lässt sich diese Frau Gode auf die nordische Frigg zurückführen, denn auch diese ist Hausfrau, die dem Haushalte Odins vorsteht, aber wir sehen zugleich aus den angeführten Gebräuchen, dass sie schon vielfach mit den Hexen vermengt ist, ja sogar selbst als Hexe erscheint. Die ursprünglich der Göttin und der Jungfrau Maria zukommenden Züge mussten sich im Laufe der Zeit verdunkeln, die hehre, gute Frau wurde allmählig gar zur Rockenbesudlerin!

Nach den Nordd. Sagen, S. 413 (Nr. 174) zieht sie in den Zwölften um und besudelt den Wocken derer, die am zwölften Tage nicht abgesponnen haben. Die Knechte stecken in der Regel, wenn sie am zwölften Tage Abends noch Flachs auf dem Wocken finden, Pferdemist[1]) hinein. Nr. 176: In der Priegnitz heisst es, wenn am heiligen Dreikönigabend nicht abgesponnen ist, Frau Gode komme und verunreinige den Flachs. Nr. 178: In der nördlichen Altmark sagt man gleichfalls, wenn in den Zwölften Heede auf dem Wocken bleibe, komme Fru Gôë. Märk. Sagen, S. 372: In der Priegnitz hat man dieselbe Meinung von der Fru Gode (nämlich dass sie in den Zwölften durch das Land zieht und dass die Mägde deshalb bis zum Tage der heiligen drei Könige ihre Rocken abgesponnen haben müssen, sonst zerkratze sie sie oder besudele ihnen den Rocken) und diese teilt auch wohl solche Ohrfeigen aus, dass die Streifen der

---

[1]) Nach Kuhn, Nordd. Sagen, S. 519, deutet der eingeschmierte Pferdemist zunächst nur auf Götter, die feierlich umreiten, nicht auf Göttinnen. Auch Grünkohl und Asche mit Wasser? In Pommern wird Hühnermist genommen. Natürlich ist der Mist nur Ausdruck des Ekelhaften, das den Mägden in den Wocken gesteckt wird.

Finger das ganze Leben hindurch sichtbar bleiben. W. v. Schulenburg, Wendisches Volktum, S. 137: In der Weihnachtzeit besudelt Frau Gode den Rocken. Bartsch, Sg. 26: In den Zwöften verbietet sie den Mägden und Frauen das Spinnen und giebt ihnen überhaupt nur bis Fastnacht Frist dazu. Wenn der Flachs am Fastelabend nicht aufgesponnen ist, kommt Fru Gaur und zerreisst den Spinnrocken.

Frau Gode teilt sich also mit den übrigen Göttinnen der niederen Mythologie in das Geschäft des Rockenbesudelns.

Die Nordd. Sagen berichten S. 415 und 417 von der Frau Holle ähnliches wie von der Frau Gode. Auf dem linken Ufer der Saale sagt man, am heiligen Dreikönigabend, der in der Gegend von Jena auch Frau Hollenabend[1]) heisst, dürfe kein Flachs mehr auf dem Wocken bleiben, sonst beschmutze ihn Frau Holle u. s. w. Auch sonst erscheinen in den Nordd. Sagen nur weibliche Gestalten mit dem Rockensudeln betraut. S. 414 ff. werden genannt Fru Frêen, Fru Frîen, Fru Freke, Fru Herken, Fru Harke, Fru Harfen, Fru Arke, de Håk und de oll Håksch, lauter Namen, mit denen wir uns schon beschäftigt haben; auch die Murraue und die Möre gehören zu den Rockenbesudlerinnen, und auch die Hexe erscheint als solche, und sie bringt allerhand Ungeziefer, besonders Kröten[2]) ins Haus. Nach W. v. Schulenburg sagt man bei Ahrendsee in der Altmark: An hele drei Könige soll man nicht spinnen, sonst kommt die faule Grete.[3])

---

[1]) Man wird den Frau Hollenabend als einen der Frau Holle heiligen Abend bezweifeln und als einen Abend der alten Frauen bezeichnen dürfen. Kuhn berichtet in den Westf. Sagen II, S. 102 aus Havixbeck im Münsterlande, dass sich am Brödentage die Frauen den ganzen Tag über auf's Kohlenbecken setzen, sich „bröden" und nichts tun; wenigstens war es in alter Zeit so. Der Tag ist nicht genau bestimmt, doch war es ein Tag um Weihnachten, vielleicht, nach dem Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Jahrg. 1875, S. 112, der Epiphaniastag. Wahrscheinlich besteht ein Zusammenhang zwischen beiden. Auch der Perchtag oder Prechtag, wie in Oesterreich der Epiphaniastag genannt wird, ist schwerlich ein der Berhta heiliger Tag. Schon das Calendarium medii aevi von Halthaus (1729) leitet den Namen ab von mhd. brehen d. i. glänzen, leuchten, und Weidenbach in Calendarium historico-Christianum (1855), S. 184, erklärt: Brechentag, Brechtag, Epiphania, von dem mhd. brehen scheinen, erscheinen, also Erscheinungtag des Herrn. Ich halte diese Erklärung für natürlicher und ungezwungener. Der Name entstammt kirchlichen Kreisen.

[2]) Man hat sich daran gewöhnt, die Kröten als mythologische Tiere aufzufassen, und das sind sie gewiss oft genug. Hier sind indes wirkliche Kröten gemeint, die in den feuchten, dumpfen Stuben und noch mehr in den Kellern unserer Landleute häufig vorkommen. So unangenehm diese Tiere an sich auch sind, so werden sie in den Kellern doch nicht ungern gesehen, weil sie sie von Kellerschnecken und Asseln säubern. Aehnlich ergeht es auch dem Ziegenbock, dem heiligen Tier Donars. In Süddeutschland wie in der Mark Brandenburg halten die Bauern mit grossem Viehstande einen Ziegenbock im Stalle, wie gläubische Seelen und mit ihnen unsere Mythologen meinen, damit das Vieh nicht behext werde, denn Donar war der Feind und Vernichter der bösen Geister, in Wahrheit deshalb, weil der Gestank des Ziegenbockes die Ratten vertreibt.

[3]) Also historische Erinnerung, wenn die Mitteilung so richtig ist. Eigentümlich ist die Bezeichnung der wilden Jagd, als der faulen Magd, die Herr v. Schulenburg „irgendwo bei Fürstenwalde" gehört hat.

11. Zaubergeld.[1]

Als ich den Bericht über: Zaubergeld, B. V. H. I. S. 23, meinem Nachbar vorlas, sagte er: Hier kommt man auf folgende Weise zum Zaubergelde:

Man nimmt eine ganz schwarze Katze und knotet sie sehr fest ein (am besten in ein Teil von einem Fischnetz) und geht mit ihr dreimal um die Kirche. Dann kommt der Böse aus der Thür und reicht dem Bringer einen Taler und fängt an die Knoten aufzulösen. Gelingt ihm dieses zu vollenden, ehe der Mensch das Dach eines Hauses erreicht, so ist letzterer verloren. Der Böse dreht ihm das Genick um. Kommt der Mensch aber ins Haus, so hat er den Zaubertaler. So oft er den auch ausgiebt, er kommt immer wieder zu ihm zurück und bringt dann noch alles Geld, mit dem er in Berührung gekommen, mit.

Zwilipp b. Degow, Pommern. Asmus.

---

12. Mitteilungen aus dem Bremischen Volkleben.

Von Dr. Albert Hermann Post.

III. Die ältere Volkdichtung arbeitet zum Teil nach ganz eigentümlichen Methoden, welche in der späteren Dichtkunst nicht mehr angewandt werden. So finden sich Volkreime, deren ganzer Inhalt auf weiter nichts hinauszulaufen scheint, als auf eine willkürliche Verbindung heterogener Begriffe, so dass das Endresultat eine Kette höheren Unsinns ist, an dem, wie wir später noch sehen werden, das Volklied auch sonst grossen Gefallen findet. Dahin gehört z. B. folgende Reimerei, welche sich in ähnlicher Form auch in andern niedersächsischen Strichen findet.

Jacob, Jacob, laat mi leven,
Ik will di ok en goldnen Vagel geven,
Vagel schal di Stro geven,
Stro schast du der Ko geven,
Ko schal di Melk geven,
Melk schast du dem Bäkker geven,
Bäkker schal di Stuten bakken,
Stuten schast du der Bruut geven,
Bruut schal di Kruud geven,
Kruud schast du dem Brägam geven,
Brägam schal di Braen geven,
Braen schast du der Puskatte geven,
Puskatte schal di Müse fangen,
Müse schast du in'n Schosteen hangen.

Anderswo beginnt das Lied: Ik wol, dat ik en Vagel har, Vagel scholl mi Heu drägen, Heu wol ik der Ko geven u. s. w. mit kleinen Ausweichungen. „Der schöne Vogel" kommt auch sonst in der niedersächsischen Volkpoesie vor und es knüpfen sich an ihn Reimereien

[1] S. Ur-Q. IV, 105—110, 135—141; V, 23.

nach demselben System. Vergl. Frischbier, Volkreime und Volkspiele S. 102 u. f. Nr. 453. 454. Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung III. S. 8. Wegener, Volktümliche Lieder etc. III S., 317 u. f.

Ein ähnliches Poëm ist das folgende, welches bei einem Pfänderspiel benutzt wird, so dass zuerst die erste Reihe vorgesagt wird, dann immer eine weitere. Wer beim Nachsprechen einen Fehler macht, muss ein Pfand geben.

Hier is de Slötel to'n Haversak,
Wo dat Peerd ut frat,
Wo de Man up sat,
De den Knuppel droog,
De de Hunne sloog
Den Barg herdal,
Sieh dit, sieh dat,
Wenn't regnet, is't natt,
Wenn't daut, is't grön,
Sunt alle Bremer Jumfern schön.[1])

Die letzten Verse lauten auch folgendermassen:

De den Knüppel droog,
Den Haan mit sloog,
De Hasen jaagd' wol ut der Stad,
Sieh dit, sieh dat,
Wenn't regnet, is't natt,
Wenn't sneet, is't witt,
Goden Dag, Jan Smid,
Jan Dideldumdei,
Mak den Slötel nig twei.

S. Handelmann, Volk- und Kinderspiele S. 39. Wegener, Volktüml. Lieder I. S. 55. Nr. 173.

Dieselbe Art der Dichtung findet sich auch in einem Reime, der beim Kinderspiele zum Abzählen dient:

Up dem Karkhoff stufft dat Sand,
Dat Sand dat stufft na Engelland,
Von Engelland na Brabant,
Von Brabant na'n Jumfernstand,
Jumfernstand is ute,
Krigst eent up de Snute.

S. Mannhardt, Germanische Mythenforschung, S. 404 u. f.
Aehnlich auch folgender Abzählreim:

Ene meue mike mäken,
Harm Mester wol mi spreken,
Mester wol nar Schole gaan,
Schole gaan is wolgedaan.
Wer so geerne Figen mag,
De seggt dem Kramer goden Dag,
Goden Dag, Herr Kramer,
Leent he mi sin Hamer?
Leent he mi sin Hamer nig,
Is he ok Herr Kramer nig.

---

[1]) Die letzten drei Verse sagt man auch zu Kindern, welche viel Was? fragen. Wat? Wenn't regnet is't natt u. s. w.

S. Mannhardt, Germanische Mythen S. 329, Anm. 1.: Aus Bremen. Zu vergl. ist auch Tuxen: Folkesprog i. Angel S. 77.

Auch hier wird nichts weiteres zu suchen sein, als eine willkürliche Verbindung heterogener Begriffe, für welche auch der blosse Reim schon ein genügendes Motiv ist. Uebrigens bilden wohl die ersten vier und die letzten sechs Verse je ein selbständiges Gedicht, welche nur zusammengeklebt sind.

Derselben Methode der Dichtkunst gehört ein niedersächsisches, auch in Bremen seit Menschengedenken einheimisches Volklied an, welches später in Deutschland allgemein in etwas veränderter Form bekannt geworden ist, und welches diese Methode in witziger Weise so ausgenutzt hat, dass die Verbindung der Begriffe zu einem ewigen Kreislaufe führt, nämlich folgendes:

Hal Water min levet Liesken,
Hal Water min Zukker-Müsken,
Du bist ja min Schatz:
Wo schall ik't denn in halen, litje Friedrich,
In'n Pott, min levet Liesken,
In'n Pott, min Zukker-Müsken,
Du bist ja min Schatz.

Wenn de Pott averst en Lok het, l. Fr.,
Stopp idt to min u. s. w.
Wo schall ik't denn mit tostoppen, l. Fr.,
Mit Stro u. s. w.
Wenn't Stro averst to lang is, l. Fr.,
Hau idt af u. s. w.
Wo schall ik denn mit afhauen, l. Fr.,
Mit'n Biel u. s. w.
Wenn't Biel averst stump is, l. Fr.,
Maak et scharp u. s. w.
Wo schall ik't denn up scharp maken, l. Fr.,
Up'n Steen u. s. w.
Wenn de Steen averst dröge is, l. Fr.,
Maak'n natt u. s. w.
Wo schall ik'n denn mit nat maken, l. Fr.,
Hal Water u. s. w.

Niederdeutsches Liederbuch Nr. 53. Frischbier, Preussische Volklieder in plattdeutscher Mundart. (Königsberg 1877), S. 62. Raabe: Allgemeines plattd. Volkbuch S. 174 u. f.

Aehnlich, aber primitiver ist folgendes Machwerk, welches in der Smidtschen Sammlung als Einleitung zu einem Kriegenspiel bezeichnet wird.

Wat deist in minem Kruuthof? — Späne sammeln.
Wat wult mit Spän' doon? — Water kaaken.
Wat wult mit Water doon? — Mest slipen.
Wat wult mit Mest doon? — Haan den Kopp afsni'en.
Wat het di de Haan to Le'e daan? — He is alle Dage in min
Vader sin Hof gaan.
Wo lang? — As en Band.
Wo rund? — As en Pund.
Wo old werst du, as din Vader den Bremer Slötel verlor (oder: vor de
Borst drog)? — Da was ik nog so'n litjet Sugenkind, leep alle
Dage Lok ut, Lok in.

Eine andere Methode ist die, dass in jedem folgenden Verse eine neue Figur aufgerufen wird, welche mit den in den früheren Versen aufgerufenen in einem mehr oder minder willkürlichen Zusammenhang gebracht wird, bis schliesslich eine ganze Partie solcher Figuren zu-

sammen ist. Das Endresultat dieses Verfahrens ist häufig ebenfalls nichts als „höherer Unsinn“. Hierher gehört z. B. folgendes Produkt Bremischer Volkdichtung:

Ik woll en bunten Rok tügen,
Und har er niks nig to.
Da gung ik vor de Häne ere Dör:
Häne, leve Häne, wat gifst du er mi to?
Ik gev' er di minen Pipp to.
Hänenpipp, Snibbrewipp — ei wat en seltsen Rok wart dit.

Ik woll u. s. w.
Da gung ik vor den Haan sine Dör:
Haan, leve Haan, wat gifst du er mi to?
Ik gev' er di minen Kamm to.
Haanenkamm, Hänenpipp, Snibbrewipp — ei wat en seltsen Rok wart dit.

Ik woll u. s. w.
Da gung ik vor den Aant ere Dör:
Aant, leve Aant, wat gifst du er mi to?
Ik gev' er di minen Snavel to.
Aantensnavel, Haanenkamm, Hänenpipp, Snibbrewipp — ei wat en seltsen Rok wart dit.

Ik woll u. s. w.
Da gung ik vor de Goos ere Dör:
Goos, leve Goos, wat gifst du er mi to?
Ik gev' er di minen Spolen to.
Goosespolen, Aantensnavel, Haanenkamm, Hänenpipp, Snibbrewipp — ei wat en seltsen Rok wart dit.
u. s. w.

Vrgl. Diermissen, Ut de Musskist S. 42 u. f. Zu vrgl. ist auch Wegener, Volktümliche Lieder I Nr. 167.

Ein sehr seltsames nach dieser Methode gearbeitetes Machwerk, welches mir nur durch mündliche Tradition bekannt geworden ist, ist folgendes:

Goden Dag ok, Gevatter!
Hes du ok en Knecht?
Ja wol!
Wo heet de Knecht?
Mach mir's recht!
Min Knecht Mach mir's recht, ik na Walpe, du na Walpe, 'samm 'samm, ga wi dann.

Hes du ok en Magd?
Ja wol!
Wo heet de Magd?
Unverzagt!
Mine Magd Unverzagt, min Knecht Mach mir's recht, ik na Walpe, du na Walpe, 'samm 'samm, ga wi dann.

Hes du ok en Peerd?
Ja wol!
Wo heet dat Peerd?
Stufsteert!
Min Peerd Stufsteert, mine Magd Unverzagt, min Knecht Mach mir's recht, ik na Walpe, du na Walpe, 'samm 'samm, ga wi dann.

Hes du ok en Fro?
Ja wol!
Wo heet de Fro?
Jümmerto!
Min Fro Jümmerto, min Peerd Stufsteert u. s. w.

Hes du ok en Kind?
Ja wol!
Wo heet dat Kind?
Grind!
Min Kind Grind, mine Fro Jümmerto u. s. w.

Hes du ok en Weege?
Ja wol!
Wo heet de Weege?
Hippodege!
Mine Weege Hippodege, min Kind Grind u. s. w.

Hes du ok en Hund?
Ja wol!
Wo heet de Hund?
Kunterbunt.
Min Hund Kunterbunt, mine Weege Hippodege, min Kind Grind,
mine Fro Jümmerto, min Peerd Stufsteert, mine Magd Unverzagt,
min Knecht Mach mir's recht, ik na Walpe, du na Walpe, 'samm 'samm, ga wi dann.

S. Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung III, S. 58; IV, S. 22; VIII, S. 22 u. f. Diermissen, Ut de Musskist S. 22 u. f. Stolley: Der Gesangfreund, 1. Heft, Vierte Aufl. Kiel 1876, S. 41.

Es ist wenig wahrscheinlich, dass dieses Machwerk auf Bremischem Boden entstanden ist. Es giebt keinen Bremischen Ort „Walpe“; auch spricht die Vermischung von hochdeutscher und plattdeutscher Sprache dagegen und vor Allem das Wort 'samm für zusammen statt des Wortes „tohope“. Vollständig rätselhaft ist mir das Wort „Hippodege“. Die Tradition ist ganz fest und mir von verschiedenster Seite bestätigt. Ueber die Bedeutung weiss Niemand etwas zu sagen.

Nach derselben Methode gearbeitet ist ein allbekanntes Volkgedicht, welches auch in Bremen jedes Kind herzusagen weiss, nämlich:

Da schickt der Herr den Jochen hin: er soll den Hafer schneiden,
Der Jochen schneidt den Hafer nicht und kommt nicht wieder nach Haus.
Da schickt der Herr den Pudel hin: er soll den Jochen beissen,
Der Pudel beisst den Jochen nicht, der Jochen schneidt den Hafer nicht und sie kommen nicht wieder nach Haus.
Da schickt der Herr den Prügel hin: er soll den Pudel prügeln,
Der Prügel prügelt Pudel nicht, der Pudel beisst den Jochen nicht u. s. w.
Da schickt der Herr das Feuer hin: es soll den Prügel brennen,
Das Feuer brennt den Prügel nicht, der prügelt Pudel nicht u. s. w.
Da schickt der Herr das Wasser hin: es soll das Feuer löschen,
Das Wasser löscht das Feuer nicht, das Feuer brennt den Prügel nicht u. s. w.
Da schickt der Herr den Ochsen hin: er soll das Wasser saufen,
Der Ochse säuft das Wasser nicht u. s. w.
Da schickt der Herr den Schlachter hin: er soll den Ochsen schlachten,
Der Schlachter schlachtet den Ochsen nicht u. s. w.

Da schickt der Herr den Henker hin: er soll den Schlachter henken,
Der Henker henkt den Schlachter nicht u. s. w.
Da schickt der Herr den Teufel hin: er soll den Henker holen,
Der Teufel holt den Henker nicht u. s. w.

Da geht der Herr denn selber hin und will den Jochen holen. Der Teufel holt den Henker, der Henker henkt den Schlachter, der Schlachter schlachtet den Ochsen, der Ochse säuft das Wasser, das Wasser löscht das Feuer, das Feuer brennt den Prügel, der Prügel prügelt Pudel, der Pudel beisst den Jochen, der Jochen schneid't den Hafer. Da kommen sie alle wieder nach Haus.

Hier liegt wenigstens ein rationeller Gedanke zu Grunde, wiewohl im übrigen auch hier wieder nichts hervortritt, als jene sonderbare Figurenanhäufung. Das Lied findet sich merkwürdiger Weise mit derselben ratio und in einer im Einzelnen vielfach entsprechenden Ausführung als Tschuri Butschi bei den siebenbürgischen Zigeunern wieder. (Wlislocki, vom wandernden Zigeunervolke 1890, S. 120, 121.) Der Schlussvers lautet hier:

Mutter wollt' das Hühnchen schlachten,
Hühnchen wollt' gleich Wasser trinken,
Wasser wollt' nun Feuer löschen,
Feuer wollt' den Stock verbrennen,
Stock wollt' nun das Hündchen schlagen,
Hündchen wollt' gleich Tschuri beissen,
Tschuri Butschi, hopp, hopp, hopp,
Alsogleich kam er nach Hause!

Man hat hier also wohl eine weitere „ethnographische Parallele“ vor sich, deren Verfolgung gewiss von Interesse sein wird.

Vrgl. Wegener, volktümliche Lieder III, Nr. 1048 (aus Stapelholm). Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder S. 470. (Insel Silt). Firmenich, Germaniens Völkerstimmen III, 22. Simrock, Das deutsche Kinderbuch S. 948: Frischbier, Volkreime und Volkspiele S. 107—110, wo auch viele Litteraturnachweise und die Bemerkung steht: Wie Rochholz nachweist, stammt das Original aus dem Chaldäischen, und findet sich der betreffende Text in dem Sammelwerk jüdischer Ostergesänge und Vorträge Sepher Haggadah, welches zu Venedig 1609 erschien.

---

13. Magyarische Hochzeitbräuche in Siebenbürgen.

Mitgeteilt von Anton Herrmann.

Lorsád (magyarische Sprach-Insel im Hunyader Komitat).

(Aufgezeichnet von Samuel Kolumbán, Seminarlehrer in Déva.)

II. In Spinn- und Tanzstube entsteht die Bekanntschaft, an Samstagen, Sonn- und Feiertagen abends gibts vertraute Besuche. Der Bursche versichert sich der Einwilligung seiner Eltern, und begibt sich mit seinem Beistand, gewöhnlich einem nahen Verwandten, ins Haus der Maid, wo sie zumeist erwartet werden und wo der Beistand

in wohlgesetzter Rede das Anliegen vorbringt. Wenn die Eltern der Maid einwilligen, werden auch die des Burschen herbeigeholt und es wird genau stipuliert, was jeder Teil seinem Kinde gibt. Hierauf erfolgt die Verlobung, die Maid erhält einen Ring vom Jüngling, dieser von ihr ein Tüchel. Ein Verlobungmahl ist auch gebräuchlich. Wenn die Ausstattung fertig ist, wählt sich Braut und Bräutigam je zwei Brautführer. Diese berufen an einem Sonntag immer für den nächsten Dienstag die Hochzeit ein, indem sie mit bändergeschmücktem Stabe und blumengeziertem Hut die einzuladenden Familien besuchen, wobei sich zwischen dem ersten Brautführer und dem Hauswirt ein Zwiegespräch herkömmlichen Inhaltes entspinnt.

Die Braut besorgt noch Kranzeljungfern, der Bräutigam die Musiker. Gegen Mittag des Hochzeittages kommen die Gäste gesondert in beiden Häusern zusammen. Der Bräutigam zieht mit seinen Gästen und dem Pfarrer zum Hause der Braut. Sie führen leere Wagen mit sich, um die Braut sammt ihrer Mitgift aufzuladen.

Beim Tor stellt sich ihnen der Beistand der Braut in den Weg, er inquiriert sie und erklärt, im Hause befinde sich ein gar teurer Schatz, dem man keine fremden verdächtigen Menschen nahe kommen lassen könnte. Der Beistand des Bräutigams beteuert die redlichsten Absichten; endlich verständigt man sich und der Bräutigam wird mit seinem Geleite eingelassen. Drinnen erheischt der Beistand des Bräutigams die Braut, die ihm von ihrem Beistande überantwortet wird. Hierauf wird dort gleich die Trauung vollzogen, wonach die Braut von Eltern und Verwandten verabschiedet wird. Darauf wird sie sammt ihrem Heiratgut auf die Wagen geladen und ins Haus des Mannes geführt, wohin sie von zweien ihrer Gäste begleitet wird, die sich die Ueberzeugung zu verschaffen haben, ob sie wirklich an den richtigen Ort geführt worden. In beiden Häusern wird nun gemittagmahlt, wobei Beistand und Brautführer die Tafel besorgen. Beim Mahle, zu dem auch die Gäste beigetragen haben, erscheint bald die Köchin mit verbundener Hand und heischt eine Gabe für Salben auf ihre Brandwunden, bald sammelt der Primgeiger für Bogenharz.

Nachdem man sich an Speise und Trank gütlich getan, wird der Brauttanz abgehalten. Auf den Tisch kommt ein Fass Wein, daneben zwei Teller, ein leerer und einer mit zwei Gläsern. Der Beistand beginnt mit der Braut den Tanz, dann stösst er mit ihr an, leert sein Glas und wirft in den leeren Teller ein Geldstück für die Braut. Dann übergibt er diese einem andern und nimmt seinen Platz neben dem Weine ein. Die Gäste nach der Reihe tun desgleichen und übergeben nach dem Tanze die Braut dem Beistand, worauf die Brautführer genau achten, dass der Braut nicht etwas abhanden komme, wofür sie verantwortlich wären; ältere Leute dürfen jüngere Stellvertreter zum Tanze schicken. Hierauf wird der Tanz allgemein und dauert bis zum Morgen.

---

14. Maisitten am Rhein.

Von C. Rademacher.

V. Die Waldfahrt. Bei der Besprechung über das Pfingstlied ergab es sich, dass wir in dem Eierholen in der Pfingstnacht einem Ueberreste des germanischen Brauches gegenüberstehen, zu den Gauversammlungen auf der Malstätte Lebensmittel herbeizuschaffen, was mit der Bemerkung des Tacitus über die tagelange Dauer der Zusammenkünfte übereinstimmt. Es haben sich nun aber auch hie und da Anklänge an die Versammlungen selbst erhalten.

Zunächst müssen wir als solche die Zusammenkünfte der Burschen bezeichnen, von denen die Eier gemeinschaftlich verzehrt werden. In Altenrath finden sie in einem Wirtshause statt, an anderen Orten jedoch verbindet sich mit dieser Zusammenkunft eine Wanderung in den Wald. So in Mühleip, einem Dorfe des Siegkreises. Am Sonntage nach Pfingsten vereinigen sich die Burschen und Mädchen des Dorfes auf einer Waldwiese. Oefen sind herbeigebracht, und auf diesen backen die Mädchen aus den zusammengeholten Eiern Kuchen. Holzbänke sind aufgeschlagen, auf ihnen haben die Festteilnehmer Platz genommen; eine mächtige Fahne flattert lustig im Frühlingwinde. Das gemeinsame Mahl wird durch Lieder und mancherlei Spiele belebt. Ist es beendet, wird ein Zug durch das Dorf veranstaltet, voraus die Fahne, dann der Hauptmann mit Schärpe und Degen. An den Führer schliessen sich paarweise Burschen und Mädchen. Ein ländlicher Ball in einer schnell ausgeräumten Bauernstube beschliesst das Fest.

Hat sich in den angeführten Fällen die Waldfahrt im Zusammenhange mit dem Gabeneinsammeln und dem daraus bereiteten Mahle erhalten, so finden wir an anderen Orten diesen Zusammenhang mehr oder minder gestört. Es versammeln sich die Bewohner von Wahlscheid im Siegkreise Pfingstmontags auf einer von Bäumen umgebenen Wiese nahe am Aggerflusse. Hier wird gemeinsam Kaffee getrunken, darauf gespielt und gesungen. Ein Ball im Dorfwirtshause beschliesst die Feier. Das Gabeneinsammeln fehlt hier.

In den ersten Tagen nach Pfingsten fanden im Mittelalter die „Waldfahrten“ mancher Städte statt. In Köln hiess dieser Tag der „Holzfahrttag“ oder „Hölzchestag“. Aus den Archiven von Siegburg hat Dornbusch dieselbe Sitte für diese Stadt nachgewiesen, die nachweislich auch in Frankfurt und anderen Orten in derselben Weise herrschte. Jung und Alt zog zu dieser Feier hinaus in den Wald zu einer bestimmten Stelle, dort gab es Schmausereien, Spiel und Sang. Wir erkennen in dieser Sitte den Ueberrest der ehemaligen Versammlungen auf der Malstätte des Gaues und finden es wohl begreiflich, dass im Laufe der Zeit, als die Veranlassung zu diesen Festfahrten unbekannt wurde, andere Gründe allmählich sich beim Volke einbürgerten. In Köln z. B. galt der Holzfahrttag als eine Erinnerung an die einstmalige Befreiung der Stadt Köln durch den Hauptmann Marsilius. Man erzählte, bei einer grossen Bedrängung

Kölns durch die Römer habe Marsilius eine Schar bewaffneter Weiber aus der Stadt in den nahen Wald gesandt, anscheinend, um Holz zu fällen. Während nun die Römer den Weibern, die sie für wirkliche Krieger halten mochten, ihre ganze Aufmerksamkeit widmeten und Anstalten trafen, sie anzugreifen, brach der kluge Hauptmann mit seinen Soldaten aus einem anderen Tore hervor, überfiel die nichtsahnenden Feinde und erfocht einen glänzenden Sieg, durch welchen der römische Kaiser, der sich persönlich bei seinem Heere befand, in die Gewalt der Kölner kam. Seit der Zeit nun, sagt Simrock, der alten Kölner Chronik folgend, habe man in Köln den Donnerstag nach Pfingsten dadurch festlich begangen, dass man an diesem Tage eine Fahrt ins Holz machte und zum ewigen Andenken den Tag den Holzfahrttag[1]) nannte. Diese Erzählung spricht für das hohe Alter des Brauches, der also in die urälteste Zeit hineinragt.

Eine andere Art der Umdeutung des den Pfingstauszügen zu Grunde liegenden uralten Gedankens begegnet uns in dem Feste der Pfingstreiter[2]) zu Heddesdorf am Rhein. In diesem Orte hat sich das Mailien, wie in meinem ersten Aufsatze ausgeführt ist, erhalten. Am Pfingstdienstage ziehen die Bewohner von Heddesdorf möglichst alle beritten in den Wald; man nimmt als Grund dafür an, nach altem Herkommen müssten die Heddesdorfer in Engers und Rommersdorf, deren Bewohner sich das Recht miterworben hatten, auf den grossen Weidenstrichen an der Wied ihre Schafe zu weiden, sich selbst eine Entschädigung dafür holen. Bedingung war dabei, dass die Heddesdorfer die Abgabe selber in Empfang nahmen. Wurde diese Bedingung einmal nicht erfüllt, waren die Abgaben für immer verfallen. Gegenwärtig besteht die Sitte des Pfingstreiterzuges noch immer, die Burschen ziehen hinaus, und kehren reich mit Bändern und Grün geschmückt zurück, vereinigen sich mit den Maimädchen und machen einen Umzug durchs Dorf. Vor einzelnen Häusern wird nach altem Gebrauche Halt gemacht und im Freien getanzt. An diesen Umzug schliesst sich abends ein Ball, an dem früher nur die Pfingstreiter und die als Mailehen angesteigerten Mädchen teilnahmen. Jetzt ist es eine allgemeine Tanzbelustigung für die Jugend.

An diesen Brauch des Pfingstrittes hat sich eine hübsche Anekdote[3]) angesetzt, die hier ebenfalls Platz finden möge. Zur Zeit der Franzosenkriege am Ende des vorigen Jahrhunderts waren alle waffenfähigen Burschen aus Heddesdorf eingezogen, und nur ein verkrüppelter Bursche blieb daheim. Damit nun der Vertrag gehalten wurde, machte sich unser Held allein auf den Pfingstritt. Im Walde schnitt er sich eine tüchtige Stange, die er nach Art der Steckenpferdreiter gebrauchte und trabte damit wohlgemut nach Rommersdorf. Am Tore

---

[1]) Im Isabellensaal des Gürzenich zu Köln wird auf einem grossen Frescogemälde die Heimkehr der Sieger nach der angedeuteten Erzählung verherrlicht.
[2]) Mitteilung des Herrn Lehrers Speth zu Enkirch. [3]) Ebendaher.

des dortigen Prämonstratenser Klosters angekommen, klopfte er und verlangte gebieterisch Einlass. Die erschreckten Mönche glaubten die Franzosen vor der Thüre und öffneten zaghaft. Ihre Furcht aber verwandelte sich in helle Freude, als unser Heddesdorfer auf seinem Stecken reitend als Pfingstreiter sich vorstellte. Reich bewirtet und beschenkt zog er von da nach Engers. Die alte Gerechtsame war gerettet.

---

15. Einige Bemerkungen über die Eidechse im Volkglauben.

Von O. Schell, Elberfeld.

Ein Freund aus Westpreussen (Gegend von Schwetz an der Weichsel) erzählte mir vor einigen Tagen Folgendes: Ein ihm bekannter Mann lag an einem schönen Sommertage im Walde und schlief. Plötzlich erwachte er und bemerkte, dass verschiedene Eidechsen über seinen Mund liefen. Als er sich wieder umsah, bemerkte er, dass eine Kreuzotter in der Nähe weilte. Der Mann war der festen Ueberzeugung, die Eidechsen hätten ihn vor der drohenden Gefahr warnen wollen.

Die dortige slavische Bevölkerung soll des festen, ziemlich verbreiteten Glaubens sein, dass Eidechsen schlafende Menschen vor drohenden Gefahren, namentlich vor Schlangen, ihren erbittertsten Feinden, warnten. Dieser Glaube hat in zahlreichen Sagen der dortigen Gegend einen Niederschlag gefunden. Erwähnt sei hier noch, dass auch die Griechen bekanntlich ihren Schlafgott mit spielenden Eidechsen zu seinen Füssen darstellen. Nach einer Mitteilung von B. W. Schiffer im III. Bande des „Ur-Quell“ (S. 272) ist nach polnischer Ansicht jedem Stück Vieh eine bestimmte Eidechse gleichsam als Schutzengel beigegeben. „Es ist daher nicht geraten, eine Eidechse zu töten, denn es könnte das Vieh sterben oder die Kühe Blut anstatt Milch melken,“ fährt obiger Berichterstatter fort.

Diese Mitteilung Schiffers würde durch vorstehende Notiz eine nicht unwesentliche Erweiterung erfahren.

Eine günstige Auffassung von der Eidechse scheint überhaupt in Europa nur dem slavischen Volk zu eignen. Nach L. Hopf („Tierorakel und Orakeltiere in alter und neuer Zeit“) hat dieses geheimnisvolle Tierchen nur als Bote des Frühlings eine gute Bedeutung (was eigentlich sehr nahe liegt und nicht belangreich erscheint), gilt aber im übrigen bei den romanischen und germanischen Völkern als unheilvoll. Eine altdeutsche Benennung für Eidechse war „Hagedisse“, Hexe. Diese Ansicht findet durch Simrock (Handbuch der deutschen Mythologie, 6. Aufl., S. 170 und 177) ihre Bestätigung, welcher bemerkt: „Die Eidechse ist ein unheimliches Tier; sie soll aus fleischlicher Vermischung der Hexen mit dem bösen Feind herrühren“;

und ferner: „Besonders wandeln die Hexen sich gern in Katzen, Eidechsen und Elstern.“

Als speziellen Beleg führe ich noch die Ansicht vom Niederrhein an, nach welcher dem Landmann die Eidechsen für „giftgeschwellte, bösartige Wesen gelten.“ Nach der Volksage sind die Eidechsen nichts anders als verwandelte Jungfrauen. Findet sich eine Hexe in einer Kirche, so laufen die Eidechsen an ihr in die Höhe und hüpfen ihr über Arm und Schulter. Hexen sind auch imstande, Eidechsen in die Eier hineinzuzaubern, um sie zu verderben.[1])

16. Kleine Mitteilungen.

A B C-Spiel. Adler, Bendling (Bendix), C-Fleisch, Dordreck, Eierfresser, Fettgans (Fingerlecker), Grünes Gras (G- oder Gehfleisch), Hamsterheiden, Ilenfresser, Kohlenschlucker, Lausewenzel .... Rest fehlt. So durch Dr. med. Hirschberg aus Lauenburg in Pommern. (Eingeklammertes als Abweichungen aus dem benachbarten Neustadt, Westpr.) Hamsterheiden ist unverständlich. Dordreck vielleicht Dortrecht. Ilen = Blutegel. Das ganze erscheint mehr als ein Conglomerat von Schimpfwörtern. Ueber das Alphabet in preussischen Redensarten publicirte ich in Altpreuss. M.-Schr. 1891. Bd. 28. S. 332 ff. Dazu füge ich die hier landläufigen Auslegungen des bekannten „u. A. w. g.“ (um Antwort wird gebeten) auf Einladungen: a) um Ausdauer wird gebeten, b) und Abends wird getanzt, c) und Abends wird gegeigt, d) und Abends wird gegessen, e) und Andere werden gelästert. A. Treichel.

Aus dem Lüneburgischen. „Viel Wind, viel Krieg.“ „Viel Eicheln, viel schlechte Menschen.“ „Wie das Wetter, so die Menschen.“

Hamburg. P. Ch. Martens.

17. Vom Büchertische.

A. Bastian, **Vorgeschichtliche Schöpfunglieder** in ihren ethnischen Elementargedanken. Berlin, E. Felber 1893.

Für die Behandlung dieses Theologen, Philosophen, Kulturhistoriker und Ethnologen in gleicher Weise interessirendes Problems kommt vor Allem die so eigenartige polynesische Gedankenwelt in Betracht, die ja schon früher durch Bastian besonders in seiner Heiligen Sage der Polynesier eine so anziehende Beleuchtung erfahren hatte. Es sind die grossartigen Ideen über die organische Entfaltung des Weltenbaues, der Menschen und Götter aus der uranfänglichen Nacht, eine immanente Entwicklung, die jeden supranaturalen Schöpferakt von selbst ausschliesst, die hier (natürlich nicht als geschlossenes lückenloses System, das keinen Widerspruch in sich aufkommen liesse) vor uns hintreten, in einer Tiefe des speculativen Gedankens, der höchstens die Veden an die Seite gesetzt werden können. Im Uebrigen finden sich, wie schon öfters hervorgehoben, die schlagenden Analogien zu den orphischen Kosmogonien, so dass auch in unserer Zeit die fachwissenschaftlich-philologische Forschung nicht mehr umhin kann, von dieser Einheit des Völkergedankens wenigstens Notiz zu nehmen. (Vergl. z. B. Lukas, die Grundbegriffe in den Kosmogonien der alten Völker, Leipzig 1893, S. 260 ff.) Dass nach dieser Evolutionlehre doch noch eine ganze Schar göttlicher Wesen bis herunter zu den Heroen den Himmel bevölkert und damit für die geschäftige Phantasie die bekannte Welt des buntschillernden Polytheismus sich auftut, wird wohl nicht befremden. Für den Ethnologen handelt es sich zunächst um die primitive Structur des

[1]) Ueber die Stellung der Echsen im Glauben der Indonesier vergl. Dr. G. A. Wilken: Het Animisme by de volken van den Indischen Archipel I. S. 67 ff. Anm. der Red.

religiösen Glaubens und nicht um die späteren, meist unter priesterlichem Einfluss entstandenen Zusätze; denn: „Vielstimmig redet er, der einheitliche Menschheitgedanke, in vielerlei Zungen, aber Eins und Dasselbe, was unter bunt mythischen Bildern spielt.“ (S. 45.) Es scheint, wie die competenten Beurteiler versichern, gerade jetzt der Zeitpunkt für eine gewisse einheitliche Gruppirung des bis nun ungeordnet heranstürmenden Materials und damit für eine genauere wissenschaftliche Verarbeitung in streng monographischer Form. Auch in dieser Beziehung ist die Tätigkeit Bastians für die Entwickelung seiner Wisssenschaft von unvergänglicher Bedeutung; denn soll dies Programm, wie er es selbst in folgenden Worten zeichnet, auch nur einigermassen verwirklicht werden, so bedurfte es selbstredend vorher der betreffenden Materialsammlung: „Im Uebrigen wird sich der Untersuchungweg fortab mit zunehmender Vereinfachung mehr und mehr erleichtern. Aus chaotisch gährender Mutterlauge ungeordnet wüster Massen sind bereits, in scharf gezeichneten Umrissen der Kristallisationen, die allgemein durchgehenden Elementargedanken in leicht übersichtlicher Zahl zum Anschiessen gelangt, klar und deutlich vor Augen stehend, unter den Bedingungen der geographischen Provinzen, und auch für die Phasen der Wachstumprozesse in historischen Sprossen haben die dafür gültigen Zellgesetze sich zu manifestiren begonnen.“ (Vorr. S. 2.)

Bremen. Th. Achelis.

Rademacher, C., Lehrer zu Köln, Lehrerschaft und Volkkunde. (Sammlung pädagogischer Vorträge, hrsg. von Wilhelm Meyer-Markau, VI. Bd., Heft 6). Bielefeld, Verlag von A. Helmich's Buchhandlung. Gr. 8°. 16 S. Einzelpreis 40 Pfg.

Wer könnte unsere Wissenschaft besser unterstützen als der Lehrerstand! Bis in die kleinsten Dörfchen, bis zu den entlegensten Hütten des Gebirges, zu denen der Fuss des Gelehrten nicht vordringt, reicht sein Auge. Durch sein Leben unter dem Volke und sein Wirken für das Volk kann er sich den Zugang eröffnen zum Herzen der Bevölkerung, das vor dem Fremden und nur flüchtig Verweilenden sich scheu verschliesst. Drum hat der Verfasser des vorliegenden Vortrages, der auf dem Gebiete der Volkkunde bereits einen geachteten Namen besitzt, sich ein wahres Verdienst dadurch erworben, dass er die Lehrer für die ihnen so nahe liegende und so dankbare Wissenschaft zu gewinnen sucht. Er thut das mit begeisterten Worten; er legt dar, was alles in den Rahmen der Wissenschaft gehört, er weist auf die vorhandene Litteratur und die Centralpunkte hin, an welche der einzelne sich anschliessen kann, und erörtert die Bedeutung der Volkkunde für die Kenntnis der Vergangenheit und der Entwickelung der Menschheit. Alsdann zeigt er eingehend, wie es der Neuling anzufangen habe, um erfolgreich an dem Ausbau der Volkkunde mitarbeiten zu können, und welche Klippen für den Anfang besonders zu meiden sind. Durch eine schematische Zusammenstellung und Specialisierung der verschiedenen Gebiete und ein durch eine Reihe von Fragen über Fastnachtglaube und Fastnachtbrauch lebendig gestaltes Beispiel, wie und nach welchen Richtungen jeder einzelne Punkt zu erforschen sei, bietet er eine zum Versuch anreizende praktische Hülfe. Möge es dem fachkundigen Verfasser gelungen sein, recht viele seiner Amtgenossen zu veranlassen, dass sie sich auf dem ihrem Herzen zwar nicht, wohl aber ihrem Verständnis bisher vielleicht noch fremden Gebiete als eifrige Mitarbeiter beteiligen!

Köln. P. Schaefer.

L. de Milloné, Le Bouddhisme dans le monde. Origine-dogmes-histoire. Avec une préface par M. Paul Regnaud. Paris, Ernest Leroux, 1893. IX, 257 S. 8. Fr. 3, 50.

So viel auch gegenwärtig mit dem Buddhismus als Schlagwort operirt wird und so oft auch in Büchern und Zeitschriften seiner Erwähnung geschieht, die Zahl solcher Werke, welche alles tendenziöse Beiwerk bei Seite lassen und mit möglichster Objectivität die religiongeschichtliche Darstellung in den Vordergrund rücken, ist dennoch nicht übermässig gross, und speziell in Frankreich dürfte das neue Werk von Milloué einem wirklichen Bedürfnisse entgegenkommen. In Verbindung von Kürze und Gemeinverständlichkeit sucht der Verfasser weiteren Kreisen einen belehrenden Ueberblick zu geben; in der Reihenfolge der Hauptabschnitte weicht er von der sonst in unseren Handbüchern üblichen so fern ab, als die

Erörterung geistigen Bildungstandes Indiens vor und zu der Zeit Buddha's nicht an die Spitze gestellt wird, sondern erst nach den biographischen Daten des grossen Religionstifters folgt. In der Einleitung (S. 1—18) — ihre Gedanken werden in den letzten Seiten des Buches nochmals aufgenommen — versucht er, für das von ihm behandelte Thema ganz im Allgemeinen Stimmung zu machen, indem er die Stellung des Buddhismus in der Religiongeschichte, die von ihm betätigten Fortschritte, sein Verhältnis zum Christentum u. a. m. ins rechte Licht setzt; dann folgen (S. 19—218) die Kapitel über Buddha, seine Lehre und seine Gemeinde, und den Schluss bildet eine willkommene auf das Knappste beschränkte Orientirung über die Verbreitung des Buddha-Glaubens ausserhalb Indiens (S. 219 bis 50). Die Ausführungen der wichtigsten Abschnitte des Milloué'schen Buches stützen sich in erster Linie auf die Arbeiten von Feer, Monier-Williams und Oldenberg, und von der Belesenheit des Autors auch über diese zunächstliegende Litteratur hinaus legen die zahlreichen Anmerkungen Zeugnis ab (S. 47 hätte die bedeutsame Schrift L. von Schröder's „Pythagoras und die Inder“ nicht unerwähnt bleiben sollen). Dass Milloué auch auf die primären Quellen, die Texte selbst, zurückgegriffen hätte, machen die verdächtigen Inkonsequenzen und Ungenauigkeiten in der Schreibung indischer Wörter nicht wahrscheinlich. Innerhalb der hiermit implicite gezogenen Grenzen aber verdient das Buch alle Anerkennung; Milloué, den sein Beruf — er ist Conservator des bekannten Musée Guimet — in fortwährender Fühlung mit dem orientalischen Altertume erhält, zeigt sich mit dem Gegenstande durchaus vertraut, die Darstellung ist fliessend und von bestechender Eleganz, sein Urteil klar und bestimmt, ohne in bedenkliche Extreme abzuirren oder mythologischen Phantastereien Vorschub zu leisten. Die ansprechende Ausstattung, welche die Verlaghandlung dem Buche bei ausserordentlich mässiger Preisansetzung gegeben hat, sei noch besonders hervorgehoben.

Die neun Seiten füllende Vorrede Paul Regnaud's ist zwar an sich nicht eben inhaltreich und mit neuen Gedanken gespickt, verdient aber schon um der Deutlichkeit willen, mit der sie über den Neubuddhismus aburteilt, Beachtung. Es ist immerhin beruhigend, dass in Frankreich wie bei uns die ernste Wissenschaft sich der neuen Heillehre gegenüber, die ja auch in Deutschland in allen möglichen Verquickungen Propaganda zu machen sucht, durchaus ablehnend verhält.

München. L. Scherman.

Nachruf.

Der am 4. März d. J. verstorbene **Dr. Josef Perles**, Rabbiner in München (geb. 26. December 1835 zu Baja in Ungarn), hat neben anderen hervorragenden Schriften auch solche über jüdische Volkkunde veröffentlicht, weshalb seiner in diesem Blatte in ehrender Weise gedacht zu werden verdient. Zu den letzteren gehören nachstehende Publikationen: Die jüdische Hochzeit in nachbiblischer Zeit. Archäologische Studie. (Aus d. Frankel'schen Monatschr. Jahrg. 9.) Leipzig 1860. Die Leichenfeierlichkeit im nachbiblischen Judentume. Eine archäologische Studie. Breslau 1861 (Heppner). Etymologische Studien zur Kunde der hebr. Sprache und Altertumkunde. (Separatabdruck aus d. Grätz'schen Monatschr. Jahrg. XIX.) Breslau 1870. (Eine hochbedeutende Arbeit!) Zur rabbinischen Sprach- und Sagenkunde. Breslau 1873. Rabbinische Agadah in 1001 Nacht. Breslau 1873. Alle diese Schriften beruhen auf eingehender Sachkenntnis und auf vergleichenden Gesichtpunkten. Auch die übrigen zahlreichen Schriften des Verfassers, unter welchen die Beiträge zur Geschichte der hebr. und aram. Studien (München, Ackermann 1884) die bedeutendste, enthalten manches für die Volkkunde, nicht bloss die jüdische, wertvolle Detail. Der leider zu früh Verstorbene hinterlässt als Gelehrter wie als Mensch den besten Namen Der Unterzeichnete verliert in ihm einen teueren Jugendfreund. Ehre seinem Andenken.

Wien. Oberrabbiner Dr. **Güdemann.**

Herausgeber: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12.
Verwaltung in Lunden in Holstein.
Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben
von
Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen.“

V. B. V. Hft. | Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 5 Kronen. | 1894.

1. Theraphim.

Von Dr. Samuel Krauss in Budapest.

II. Die in den Schriften der alten Hebräer unter dem Namen **Theraphim** erwähnten Götzen hatten allem Anscheine nach die Gestalt eines Menschen, oder wenigstens diejenige eines menschlichen Brustbildes (Kopf und Oberleib); siehe Ruetschi in der Realencyclopaedie für protestantische Theologie XV, 550. Dies geht deutlich hervor aus der Erzählung I. Samuel 19, 11 ff., wonach Michal zur Rettung ihres Gemahls David, vor den Nachstellungen Sauls folgende List anwandte: sie nahm die Theraphim (so mit dem Artikel), legte sie auf das Bett Davids und ein Ziegenfell legte sie zur Kopfseite hin; das Ganze aber deckte sie mit einem Tuch zu. Als nun Saul seine Häscher aussandte, um David einzufangen, da sahen sie auf dem Bette nichts als die Theraphim mit dem Ziegenfell, während David selber vorher schon glücklich entronnen war. Die Theraphim müssen demnach einem menschlichen Körper täuschend ähnlich gesehen haben, bis auf das Kopfhaar, das man durch Ziegenfell ersetzte.

In einem Midraschwerke, genannt Midrasch Samuel, das etwa im 7. Jahrhundert redigiert wurde, das aber bis auf die ältesten Zeiten zurückgehende glaubwürdige Ueberlieferungen enthält, wird die von Michal angewandte List noch dadurch weiter ausgeführt, dass das kluge Weib selbst den Gesichtausdruck Davids nachahmen konnte, indem sie dem Rumpf eine tragische — David sollte für krank gelten — Maske aufsetzte, die Davids Züge trug; sein Kopfhaar ersetzte sie durch Haaraufsätze, ähnlich wie es die römischen Schauspieler zu tun pflegten. Dasselbe findet sich auch im Midrasch zu Psalm 49, 4; beide Stellen sind von mir behandelt worden in der Byzantinischen Zeitschrift II, 501. Bloss der Rumpf der Theraphim

wird also immer der nämliche gewesen sein, während das Gesicht durch Aufsetzung einer Maske nach Belieben verändert werden konnte. Diese jüdische Ueberlieferung stimmt mit dem Ergebnis überein, zu dem Ewald auf etymologischem Wege gelangt ist; nach dem Arabischen bedeutet nämlich das Wort Theraphim: Angesicht, Person, Maske; siehe Ewald, Altertümer des Volkes Israel, 2. Aufl., S. 256 ff.

Ueber die Beschaffenheit des Rumpfes liegen ebenfalls Ueberlieferungen in den jüdischen Quellen vor, die aber wegen ihres phantastischen Tenors wenig Glauben verdienen. In der unter dem Namen Pseudo-Jonathan bekannten aramäischen Uebersetzung des Pentateuchs heisst es zu 1. Mosis 31, 19: Man schlachtete ein erstgeborenes Menschenkind und brach ihm das Genick. Nun wurde der Leichnam in Salz und Gewürz gebeizt. Auf eine goldene Platte schrieb man Zauberformeln und legte sie ihm unter die Zunge. Nun stellte man das Gebilde in eine Nische und nahm ihm Orakel ab. Die nämliche Schilderung findet sich auch in dem Werke Pirke di Rabbi Eliezer cap. 36 auf Seite 19 d der Prager Ausgabe; es kommen hier jedoch noch zwei Züge hinzu: auf die goldene Platte schrieb man den Namen eines verrufenen Dämons und vor dem Götzen brannten Lichter. Die Schilderung beruht jedenfalls auf dem Glauben, dass auf die angegebene Weise ein wundertätiges Medium zu Stande komme. Man war der Meinung, dass die Theraphim auf Befragen eine Antwort erteilen können; dies geht hervor aus den Worten des Propheten Zacharias 10, 2: Die Theraphim reden Unheil. Merkwürdigerweise übersetzen die alten griechischen Vertenten, Septuaginta genannt, an dieser Stelle das Wort Theraphim durch ἀποφθεγγόμενοι, d. h. die Redenden, während sie sonst das hebräische Wort im Griechischen durch „Bild“, „Geschnitztes“ oder überhaupt nicht wiedergeben.

Eines historischen Orakelspruchs, den die Theraphim abgegeben, gedenkt der Prophet Ezechiel, Kap. 21, Vers 26 seines Buches. Als Nebukadnezar, König von Babylon, unschlüssig darüber war, ob er die Ammoniter oder die Judäer zuerst bekriegen solle, befragte er am Scheidewege die Theraphim, die er mit sich führte.

Aus dieser Erzählung folgt aber auch, dass die Theraphim nicht Hausgötter waren, wie etwa die Penaten der Römer und wie noch Creuzer, Symbolik II, 340, annimmt, vielmehr wurden sie auch auf Reisen mitgenommen. Auch die schlichte Erzählung I. Mosis 31, 19, 34 legt diesen Gedanken nahe; Rahel stiehlt die Theraphim ihres Vaters und nimmt sie mit auf die Reise. Im Osten, besonders bei den aramäischen Völkerschaften, mag dies allgemeine Sitte gewesen sein; so erzählt noch Josephus Flavius in seinen Altertümern XVIII, 9, 5, dass die vornehme parthische Dame, die von dem jüdischen Räuberhäuptling Anilai gewaltsam entführt wird, ihre einheimischen Hausgötter mitnimmt, um auch in der Fremde deren Schutz zu geniessen.

Neben dieser Eigenschaft der Theraphim, Orakel zu erteilen,

sollen sie auch heilbringende Kraft gehabt haben. Einige neueren Gelehrten, so z. B. Hitzig in seinem Commentar zu Ezechiel 21, 26, Gesenius in seinem Hebräischen Lexikon, Hoffmann in seiner Realencyclopädie, Artikel Abgötterei, begründen diese Ansicht durch höchst beachtenswerte etymologische Untersuchungen. Einige dunkle Aussprüche im Talmud stellen die Theraphim als Schandgötzen hin, die Unzucht fördern, s. Levy, Neuhebräisches und chaldäisches Wörterbuch IV, 674. Im Mittelalter war man der Meinung, dass die Theraphim eine Art Astrolab seien, vermittelst dessen man eine genaue Zeitbestimmung gewinnen kann; diese Ansicht sprechen aus die Commentatoren Ibn Ezra und Nachmani zu I. Mosis 31, 19; etwas Aehnliches findet sich auch in dem mystischen Buche Zohar ed. Livorno S. 164b.

Das Volk Israel hat den von den anderen semitischen Völkern überkommenen Theraphim-Kultus viel leichter überwunden, als andere Arten von Götzendienst, wenigstens haben die Propheten keine Veranlassung, dagegen mit Nachdruck zu eifern. Einen öffentlichen Theraphim-Kultus hat es in Israel nie gegeben; die Theraphim mussten sich mit einem bescheidenen Winkel im Privathause begnügen; aber auch von hier verbannte sie für immer der fromme König Joschiahu (nach II. Könige 23, 24).

---

2. Die Baumseele bei den Nordgermanen.

Von H. F. Feilberg.

II. 13. Am Weihnacht- oder am Neujahrabende bindet man Strohbände um die Fruchtbäume und spricht: „Freue dich Zweig wie Maria, die Jesum Christ gebar!“ (D.)

14. Oder: Zwei Mädchen gingen jeden Christabend, wenn die Arbeit fertig war, in den Garten und umwanden die Fruchtbäume mit Heubändern, sprechend: „Heute Abend kleide ich dich, im Sommer nährest du mich! (D.)

15. Oder: Wenn es nicht am Christabende weht, geht man in den Garten und schüttelt die Fruchtbäume, damit sie im künftigen Jahre viel Frucht tragen mögen. (D.) cfr. Urquell I, 50.

16. In einem schwedischen Märchen wird vom Soldaten, der verzauberte Prinzesinnen erlösen wollte, gefordert, dass er sich ein ganzes Jahr hindurch weder wasche noch kämme. Zugleich musste er die grösste Schweigsamkeit in allem geloben, was seine persönlichen Verhältnisse anbelangte; bräche er aber sein Gelübde, könnten sie nimmer gerettet werden, oder doch nur, wenn aus dem tiefen Schlossgraben ein Nussbaum emporwüchse und seine Zweige so stark würden, dass man aus ihnen eine Wiege, in der der Knabe ruhen könnte, der Erwachsen sie erlösen würde, flechten könnte; betr. dieses weit verbreiteten Motives cfr. Grimm, Sagen I, 144, 108, 270, 224, Kuhn, Westphal. Sagen I, 243, Pomm. Volkk. I, 98.

17. Eine Räuberbande wurde ergriffen. Vergeblich suchte man sie zum Bekenntnis zu bringen, wo sie ihre geraubten Schätze verborgen. Der jüngste Räuber hielt doch weniger aus als die anderen und zuletzt wurde ihm das Geständnis entrissen, dass Geld und Kostbarkeiten unter dem Baume des Waldes verborgen wären, den die Sonne am Morgen zuerst und am Abende zuletzt beschiene. Natürlich suchte man den Baum ausfindig zu machen, lange aber vergeblich. Zuletzt geschah es, dass die Kinder einer armen Frau, die sich als Schweinehirten im Walde aufhielten, den Baum fanden, Moos und Erde von seinen Wurzeln weggruben und den Schatz entdeckten. So viel Geld war da, dass, nachdem die Kinder ihren Teil erhalten, noch die grossen Glocken in der Kirche der Stadt Randers für den Ueberschuss gegossen werden konnten. (D.)

18. Aus Island wird eine rührende Sage von einem Bruder und einer Schwester, die einander über alles liebten, erzählt. Das Mädchen wurde geschwängert, und das Gerücht verbreitete sich, dass ihr Bruder der Vater ihres Kindes sei. Beide zog man gefänglich ein und trotz ihrem hartnäckigen Leugnen wurden sie zum Tode verurteilt und enthauptet. Doch vor ihrem Tode beteten sie beide unter Tränen, der allmächtige und allwissende Gott möge ihre Unschuld einmal offenbaren; sie ersuchten Freunde und Verwandte, ihnen ein gemeinsames Grab auf dem Kirchhofe zu verschaffen. Dass man sie in geweihte Erde begrub, erzielten nach vieler Mühe und vielen Gaben deren Eltern; kein gemeinsames Grab aber durfte ihre Leiber fassen, jedes wurde auf einer Seite der Kirche, das eine nördlich, das andere südlich, begraben. So vergingen Monate und Jahre und ohne dass man wusste, wie es geschah, wuchsen zwei Vogelbeerbäume empor, die sich über dem Dache der Kirche begegnend so fest mit den Aesten und Zweigen vereinten, dass sie kaum getrennt werden konnten. Das Volk deutete dies Wunder als ein Zeichen der Unschuld der Geschwister und ihres grossen Verlangens im selben Grabe nebeneinander zu ruhen. Viele, viele Jahre standen die Bäume dort ungestört, bis im 15. Jahrhundert die Hundtürken sengend und schändend dort anlangten und die Bäume fällten, indem sie drohten noch einmal, wenn die Bäume ihre vorige Grösse erhalten hätten, wiederzukehren. Nimmer aber haben die Bäume neues Leben gezeigt, und keine Reiser sind ihnen seit der Zeit entsprossen. Das Volk sah dies als eine grosse Gnade Gottes an, denn hätten sie sich wieder belaubt, würden die Türken auch ihr Wort halten. Von ein paar Geschwistern in Eyafiord wird eine ähnliche Sage erzählt, nur sagt man, das Vogelbeerbäume aus ihrem Blute entsprossen wären. Uebrigens sieht das Volk den Vogelbeerbaum für heilig an und allgemein heisst es, dass, wer in der Christnacht einen Vogelbeerbaum zur Ansicht bekam, ihn an allen Aesten mit Lichtern, die weder Sturm noch Schneegestöber auszulöschen vermochten, besetzt fand. Sucht jemand einen Vogelbeerbaum um ihn umzuhauen, wird er keinen finden, er mag sonst den Standort genau kennen. Man darf nimmer diesen

Baum zu irgend etwas benutzen. Wird er ins Feuer geworfen, entsteht Streit unter denen, die ums Feuer sitzen, sie mögen sonst die besten Freunde sein. Als Nutzholz verwandt, verursacht er, dass Weiber ihre Kinder nicht gebären können, und dasselbe gilt für alles Vieh im Hause. Gleiches wird übrigens von der Weide erzählt. Wird der Vogelbeerbaum zu Schiffholz benutzt, geht das Schiff unter, wenn Wachholder nicht mit im Schiffleib sich findet, und hat man nur an der einen Seite des Bootes das Gestell für die Ruder von diesem Holze, kippt das Boot um. Daher ist es leicht zu verstehen, dass der Baum jetzt als verflucht angesehen und nirgend gefällt wird.

19. In einem Märchen, das zur Amor-Psyche-Gruppe gehört, geht das Mädchen aus, ihren verlorenen Bräutigam zu suchen und gelangt an die „höchsten Mauern der Welt“. Ueberall sucht sie Mittel hinüberzukommen, lange umsonst, am Ende findet sie das Gerippe eines Vogels, der gegen die himmelhohen Mauern angeflogen seinen Tod gefunden hat. Sie sammelt alle die zerstreuten Knochen, steckt einen nach dem andern unter die Steine der Mauer fest, klettert an ihnen hinan; da sie immer höher zu kommen versucht, stürzt sie hinab und verwundet sich übel im Falle. Weil aber ihr Blut zu fliessen anfing, wuchs aus ihm ein Baum empor und mit jedem fallenden Tropfen ein neuer Ast und die Aeste bildeten gleichwie eine Treppe, auf der es ihr ein leichtes ward, die Mauer hinüberzusteigen und oben angelangt entdeckte sie zu ihrer Freude, dass sich die Treppensteige auf der andern Seite fortsetzte und sie sicher wieder die Erde erreichen konnte. (D.)

20. Von einem schwedischen Bauer Klement wird erzählt, dass er sich von der Waldfrau, „Skogsnufvan“, locken liess; sie erhielt die Macht über ihn und bald fühlte er sich krank und elend und fing an seinen Umgang mit ihr zu bereuen. Glücklicher Weise suchte er einen „Klugen“, der an seiner Stelle der Waldfrau am gewöhnlichen Orte ihrer Begegnung entgegentrat. Sie war wie ein Göinge-Mädchen gekleidet und hatte ein rotes Tuch um den Kopf gewunden. Der „Kluge“ zwang sie die Wahrheit zu sprechen und sie gestand, dass sie ihres Liebhabers Blut saugen und sein Fleisch nagen wolle. Jetzt hatte aber die Sache ein Ende, der „Kluge“ vertrieb sie. Hätte er nur Sargeisen mit sich gehabt, oder hätte er auf sie geschossen, (das tat er gewöhnlich — ich habe es auch getan —), im selben Augenblicke würde sie sich in eine hohe Fichte verwandelt haben. Sargeisen und Verlobungsilber sind die einzigen Dinge, womit man, ohne sich selber zu schaden, auf die Waldfrau schiessen kann.

---

3. Zungenübungen aus Preussen.

Von A. Treichel.

I. Allitterationen drängen sich für gewöhnlich in der deutschen Sprache beim Sprechen, sei es in malender Erzählung, sei es in wohlgesetzter Rede, ganz von selbst auf die Zunge. In's Unermessliche fast ginge eine Zusammenstellung von ungewollten oder beabsichtigten Beispielen. Trotzdem wird gerade ihre Form gewählt, um bei einer Schnellsprechübung die Schwerfälligkeit oder die Leichtigkeit der Zunge prüfend herauszufordern. Mit wenigen Ausnahmen, welche ich später andeute, kann jene Form auch nur gewählt werden, weil die Häufung eines und desselben Anfangbuchstabens für die glatte Aussprache im Allgemeinen äusserst schwierig ist. Vielleicht auch gerade deshalb, da bei der verschieden möglichen Complication aller Sprachorgane dem Einen leicht fallen kann, was dem Anderen schwerer ankommt. Ein Zungenexercitium ist fehlerfrei so schnell als möglich und auch in einem Atem wiederholt herzusagen. Sieger ist, wer am längsten aushält. So erklärt schon H. Frischbier unter diesem Titel in seinen Preuss. Volksreimen und Volkspielen, wo er S. 95—97. ihm bekannte Beispiele davon anführt, vielfach im Vergleiche mit E. L. Rochholz: Alemanisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz und mit K. Simrock: Deutsches Kinderbuch. Ein hergehöriger Nachtrag von H. Frischbier steht auch in Altpr. M. Schr. Bd. 28. S. 604/5. Nr. 154 bis 167. In der folgenden Zusammenstellung habe ich Frischbier's Angaben, wie es sich fügte, unter seinem Namen mit aufgenommen und gab ihr deshalb die umfassende Bezeichnung: aus Preussen. Viel und mannigfach werden solche Zungen-Exercitien (welch bezeichnendes, fast selbst zungenzerbrecherisches und mit Häufung von Zischlauten begabtes Wort, das Frischbier dieser Gattung beilegte!) geübt im Kreise von Kindern und selbst auch Erwachsenen, da die hübsche Sitte der Gesellschaftspiele wenigstens auf dem Lande noch nicht ganz ausgestorben ist, wo sie aus Spielerei und Kinderei zur Spielart erstarken, dann meist in längeren Formeln. Diejenigen ohne Allitteration, deren es auch giebt, scheint der Volkmund kunstgerecht ausprobiert zu haben; ich rechne unter Anderen dazu: Stahlblau Knopfloch! Unser alter Ofendeckel tröpfelt! Die Katze tritt die Treppe krumm! Sieh, wie näht sie! und als das schwierigste: Messwechsel für Wachsmaske. Mit Leichtigkeit könnten deren aber täglich neue entstehen. Die reine Allitteration, wie man sie leicht in zahlreicher Wiederholung in Büchern, dann aber Spielbüchern für Kinder finden oder sonst selbst bilden könnte, unterliess ich, aber nicht ohne dass ich ganz zum Schlusse einige Beispiele als solche zum Beweise der möglichsten Leistungfähigkeit mit Absicht hersetzte. Den „treuen Trommler“ hörte ich tatsächlich exerciert, obschon seine Entstehung ähnlicher Art sein könnte. Auf gleichem Principe des Schnellsprechens beruhen die Formeln, wo eben dadurch in Verhüllung eine aequivoke Form (Wort oder Satz) entstehen kann, wie

man das häufig im Leben findet, namentlich exerciert bei den rechnenden Zahlen (27, 37, 47, 57, 67: Sie beseecht sich. 87: Sie bemacht sich!) im Kartenspiele. Wenn Fr. in seinem Nachtr. (Altpr. M. S. Bd. 28. S. 605. Nr. 168 bis 175.) in den Bereich dieser Exercitien auch solche Sätze hineinzieht, welche durch schnelles Hersagen in mehrfacher Wiederholung leicht für das Ohr einen anderen, vielfach hinübergleitenden, meist jedoch aequivoken Sinn ergeben, so will ich gleichfalls in einem Nachtrage auch diese Abarten hier anfügen, indem ich ihnen diejenigen ähnlichen einfüge, welche mir aus der Provinz bekannt sind. Zu einigen gehören kleine Geschichten. Das: Hei sött an Dösch on Schött! lässt sich leicht durch wiederum ähnliche Eigenarten vermehren, die ihrerseits auf eine willentlich falsche Auffassung des und hinüberführen, doch nicht ganz hierher gehören. Ich erinnere an die Simsonsrätsel mit dem Hunde Und. Sonst will ich versuchen, ob sie mir nicht vom Herrn Herausgeber gestrichen werden. Ich hoffe dasselbe von der letztangefügten Art, wo derselbe Effekt erzielt werden soll in bestimmt liederlichen Strophen, die mit Wiederholung des ersten Aufschlages für den singenden Mund bestimmt sind, der an und für sich Gutes und Böses von sich giebt.

Sind es längere Formeln, um welche es sich handelt, so fällt das „in einem Atem“ wohl fort, um der verlangten Gedächtnistätigkeit Platz zu machen; somit werden längere Formeln eher ein Spiel für Erwachsene und streifen dann umsomehr in deren besondere Spielart, dass man sie nur einzeln, klimaktisch anschwellend und auch unter Herumgabe eines Begleitobjektes vom Stapel lässt. Hierher zähle ich die hinüberschlagende „Fuchspelzmütze“ und „das Schleisenscheit“. Als Beispiel solcher Redekünste führe ich das hier gültige an: „Das ist der Jäger, — der geschossen den Hund, — der gejagt die Katze, — die gebissen die Maus, — die genagt hat am Bande — des Schlüssels — des Schlosses — der Thüre — des Hauses — des hölzernen Peters.“ Irgend ein hölzerner Gegenstand, meist ein Stock, geht dann herum, wobei der erste Mitspieler: „das ist der hölzerne Peter“, sodann reihenweise: „das ist das Haus des hölzernen Peters“ u. s. w. heraufsagt, bis der letzte den ganzen Satz sprechen (jedoch nicht schnellsprechen) muss; ein Fehler bedingt ein Pfand. Von dieser Art füge ich hier noch ein sonst nicht bekanntes Nachsprechungstück aus hiesiger Gegend ein; die erst gesetzten Phrasen werden immer von neuem wiederholt.

1 a) Ich geh' auf'n Dominik. b) Du gehst auf'n Dominik.

2 a) Mein Kind Strimmstrammpurzian. b) Dein Kind Strimmstrammpurzian.

3 a) Mein Bedienter Hünehanefineminemusikowski. b) Dein Bedienter Hünehanefineminemusikowski.

4 a) Mein Kutscher Sirasakrafundarummus. b) Dein Kutscher Sirasakrafundarummus. Obschon die Sache noch weitergeht, so ist doch davon meinem Gewährmanne (Vicar v. Studzinski) weiter nichts bekannt. (Dominik ist aber der grosse Jahrmarkt zu Danzig, eine

Art Messe, der am Tage des hl. Dominikus (5. August) mit dem Schlage 12 Uhr unter Einläutung aller Glocken als Erlaubnis für die fremden Kaufleute zur Eröffnung ihrer Magazine beginnt, in der Hauptsache acht Tage lang dauert, früher selbst durch die Predigt des s. g. Dominiksonntages nicht unterbrochen, sonst aber bis einschliesslich zum 2. Septbr., wo er wiederum ausgeläutet wird. Dominik kann aber auch das Carousselfahren sein, weil eine der alsdann meistgeübten Volkbelustigungen.)

Aehnlich hörte ich aus Königsberg die ebenfalls defekte Formel: „Auf dem Königsberger Magistrate arbeitete ein Bote des Namens Halifusikapilomilosikowski.“ Es steht für mich nicht fest, wie die Sache sich weiter entwickelt. Wie es oben auf die Häufung und richtige Wiederholung von ganzen, wenn auch kleineren Sätzen ankam, so müssten hier Häufung und richtige Wiederholung einzelner, beliebig zusammengestellter Silben zu betonen sein, deren letzte sich in das Gewand einer beliebigen Sprache (bei uns also vielfach polnisch) hüllen. Ein irgendwie gelehrter und eingeweihter Kopf hat solche Worte stapelnd für das Exercitium des schwächeren oder reiferen Kindermundes zurecht gemacht. Es erscheint mir das so klar, dass für andere ähnliche Wortbildungen, wie sie in Bl. f. pomm. V.-K. II. H. 1 gegeben werden, durchaus nicht eine so starke Widerlegung von anderer Meinung über Entstehung und Inhalt von Nöten gewesen wäre.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass ich zwischen reinen Exercitien und reinen Allitterationen diejenigen polnischen Sätze einschiebe, welche gang und gebe sind, um durch ihre Nachsprache die zischlautig schwere Aussprache des polnischen Idioms zu zeigen. Einige davon gelten als s. g. Paradigmata für die schwierige Aussprechbarkeit. Andere davon können auch unter das Kapitel fremder Sprachen gestellt werden, weil polnischen Worten absichtlich eine Aehnlichkeit mit lateinischen gegeben werden soll. Alsdann muss ich aber wenigen französischen einen Platz gönnen, sowie nicht minder den tonmalenden Versen aus klassischen Schriftstellern, wie wir sie in der Schule bei Latein und Griechisch gelernt haben, da sie zur Hervorbringung ihres gewollten Effektes ebenfalls nicht frei von mehr oder minder aussprechbarer Allitteration sein können und somit selbstverständlich unter dieses Gebiet fallen, zumal man sie als alten Schulbesitz gern aufzuwärmen pflegt. Aehnliche Schwierigkeit als veritable Zungen-Exercitien haben uns schliesslich auf der Schule namentlich fremdsprachliche Namen aus der Geographiestunde bereitet, wenn es galt, die Namen von Bergen aus Asien, von New-Zealand und hauptsächlich aus Mejico zu behalten, insofern letztere der alten Aztekensprache angehören. Letzthin wurde mir als solch schweres Geschütz noch genannt die Ebene von Apapurinkasiquinitschiquisaqua aus Immermann's Münchhausen (Verl. A. Hoffmann, S. 56, 7), sowie die Felsenbank Pipirilipi. Wollte der Herr Lehrer deren Einprägung gar streng verlangen, so würde ihm das auf gewöhnlichem Wege sehr wenig gelingen; nähme er aber auf Cäsar's Art die zehnte Legion zur Hülfe

und spräche er nach einem Rate etwa also: Lasst das nur sein, Ihr Kinder, den Namen zu behalten, da es doch wohl nicht gehen wird! so wären unter Benutzung einer Neustädter (aber Westpr.!) Redensart so und so viel Flaschen Sekt gegen eine Bratkartoffel zu wetten, dass in der nächsten Geographiestunde selbst die lernfeindlichsten Kinder auf eine auch nur quasi beiläufige Frage des Lehrers den schwierigen Namen gerade ihrem Gedächtnisse einzuprägen bestrebt gewesen waren.

Bei wilden Völkern kommen ebenfalls schwierige Wortverbindungen vor. So schreibt Dr. Pechuel-Loesche: „Die Negermutter an der Loangoküste lehrt dem Kinde Kinderverschen, welche (ebenso unlogisch, als die allerorts bekannten) absichtlich schwierige Wortstellungen enthalten und beim schnellen Hersagen die ungeübte Zunge zum Straucheln bringen. Das kluge Kind wird Besuchern vorgeführt, erregt Bewunderung und Heiterkeit.“

Empfehlenswert in gleicher Beziehung wären auch noch die Titel von chemischen Doctor-Dissertationen.

1. Aal ass er, Muss ass sie. (Auch als Fremdsprachliches.)

2. Supp' ass sie, Kohl ass er. (Ebenso.)

3. Aber über Ihnen aber auch! (Aus Verwunderung.)

4. Oder aber über Ihnen oder aber auch man bloss. (Königsberg. Fleischer.)

5. Acht und achtzig achteckige Hechtsköpfe. Fr. 423.

6. Frau von Hagen, — Darf ich's wagen, — Sie zu fragen, — Wieviel Kragen — Sie getragen, — Als Sie lagen — krank am Magen — Auf dem Wagen — In der Stadt zu Kopenhagen?

7. So warsch, Herr Komissarsch; Kind hatt'nen kalten A . . . ., schrie barbarsch, in's Feuer warf'ch'sch, weg warsch's; so warsch's, Herr Komissarsch! (Marienburger Werder. Wiebe.)

8. So viel Tag' im Jahr, Soviel der Fuchs im Schwanz hat Haar. (Neustadt W.Pr.)

9. Prepelnde, babbelnde Babybewahrer. (Also Kindermädchen im Amte, die da essen und plappern.)

10. Der Maurer Bäckl trägt auf sei'm Buckl an' Pickl mit an' Packl; hintennach geht der Bummler Böckl mit sei'm Hund Bockl. Auf einmal packt'm Böckl sei Bockl 'm Bäckl sei Packl und reisst's sammt's Pickl vom Buckl. (Aus einer belletr. Zeitschrift.)

11. Barocke Baracken berücken oft moderne Architekten.

12. Keiner blassen Ahnung blauen Dämmerschein!

13. Näge mal de Boll Boll Boll Boll Boll Boll Boll Boll Boll. Fr. 398.

14. Bunt Hund rennt rund öm e Barg, Barg ös rund, Hund ös bunt. Fr. Nchtr. i. A. M. S. 28. Nr. 160.

15. Bierbrauer Brauer braut braun Bier.

16. Die Bürsten mit den schwarzen Borsten bürsten besser, als die Bürsten mit den weissen Borsten.

17. Sagen Sie, Herr Berschtenbinder, ist es wahr, dass die

Berschten mit den weissen Borschten besser berschten, wie die Berschten mit den schwarzen Borschten berschten? (v. Studzinski.)

18. Wenn ich denke an das Denken der Gedanken, so bekommen meine Gedanken den Gedanken, dass das Denken der Gedanken ohne Gedanken gar kein Denken ist.

19. Wenn ich denke, dass das Denken des gedankenvoll Denkenden gleich sein soll dem Denken des gedankenlos Denkenden, so komme ich bei dem Denken an den gedankenvoll Denkenden auf den Gedanken, dass das Denken des gedankenlos Denkenden nicht gleich sein kann dem Denken des gedankenvoll Denkenden. (Kobold. 1893.)

20. Dortmund-Dortrechter Dampfschleppschifffahrts-Aktien-Gesellschaft.

21. Drei Teertonnen, drei Trantonnen.

22. De dönne David drog den dicke David dorch dat dicke deepe drelle Dreck dorch. Da dankt de dicke David dem dönne David, dat de dönne David den dicke David dorch dat dicke deepe drelle Dreck dorchdrog. Fr. 400. Vgl. Simrock 962. Drell, drall, fest, zähe.

23. De dönne Diewel drog de dicke Diewel dorch den dicke (dönne) Dreck. Fr. 399. Auch mit der Fortsetzung: Dafór drog de dicke Diewel de dinne Diewel dorch den dönne (dicke) Dreck. (Mohrungen. Fleischer.)

24. 33. (Als Rebus, einem Sachsen in den Mund gelegt, sodass herauskommt: De Reiterei.)

25. In eilender Eile enteilt er.

26. Das ist, als wenn Einer Einem einen Eimer Wasser übergiesst.

27. Esel essen Nesseln gern.

28. Entenbraten ist ein schönes Essen; ich selber hab' zwar noch keinen gegessen; doch meiner Mutter Schwester Brudersohn, der hat einmal neben Einem gesessen, der hat gesehen, Entenbraten essen.

---

4. Das Hochzeit-Heulbier im Brohlthal.[1]

Von Heinrich Merkens.

I. In seinem höchst interessanten Artikel „Maisitten am Rhein" (Am Ur-Quell IV. Band, IX./X. Heft, S. 227—232) berichtet Herr C. Rademacher über die alte Sitte des „Mützlüftens" in der Eifel. Ich bin nun in der angenehmen Lage auf eine ganz ähnliche Sitte aus alter Zeit hinweisen zu können: auf das sogenannte Hochzeit-Heulbier im Brohlthal. Auch hier ist, wie beim „Mützlüften", der Grundgedanke der, dass das Mädchen bis vor seiner Verheiratung der ganzen Gemeinde angehöre und der fremde Bursche es sich

---

[1]) Das äusserst romantische Brohlthal liegt in dem Regierungbezirk Koblenz und wird von dem Brohlbach durchflossen, der bei dem freundlichen Orte Brohl zwischen der Nette und der Ahr in den Rhein mündet.

abkaufen müsse, und zwar von den Junggesellen des betreffenden Orts, denen neben der ihnen streng obliegenden Schutzpflicht gegen den noch ledigen Teil des weiblichen Geschlechts eine Art Verfügungrecht auf diesen zustehe. Beim Heulbier gehen kurz vor der Hochzeit die dazu ausersehenen Burschen, wenn sie wissen, dass der Bräutigam da ist, in das elterliche Haus der Braut, und der älteste von ihnen spricht, vor den Bräutigam tretend, den üblichen „Macht- oder Entführungspruch", indem er zugleich einen für die Jungfer Braut bestimmten grossen Strauss in den flachen Händen hin- und herdreht. Der Name Heulbier (in Köln Hüülbeer: Bier, das durch Spiel oder Wetten gewonnen worden und gemeinschaftlich getrunken wird) heisst hier jedenfalls so viel wie Glückbier: ein Bier, das auf das Heil, auf das Glück des Brautpaars getrunken wird; entsprechend dem mittelhochdeutschen heil-wîn, Heilwein, und heilwâc, Heilwasser, zu gesegneter Stunde geschöpft.

Hier ist auch noch zu bemerken, dass, falls der fremde Bräutigam um die bestimmte Zeit auswärts weilt, so dass der Machtspruch nicht „mündlich und persönlich" vorgetragen werden kann, ein „Sendbrief" mit ihm zulässig ist. Dieser ist immer höchst originell. Ich will aus einem von 1864 mir vorliegenden das Wesentlichste mitteilen:

„Hochwohlgeborner, hochedler Herr Bräutigam! Es ist uns Brohler Junggesellen nicht vergönnt, dem hochwohlgebornen Braut-Paare, namentlich dem hochedlen Herrn Bräutigam in der Stunde des Uebertritts aus dem Jüngling- in den heiligen Ehestand mit einer uns Brohler Junggesellen zugehörigen, traditionell erblichen Brohler Jungfrau, dem Fräulein N. N., unseren aus uralten Zeiten erblich übernommenen Macht- resp. Entführungspruch mündlich und persönlich vorzutragen. — Wir Brohler Junggesellen, vertreten durch die Unterzeichneten, erdreisten uns in der Voraussetzung, dies, wie es bisher immer üblich gewesen, nicht übel aufgenommen zu sehen, unseren Machtspruch umseitig ganz gehorsamst schriftlich zu überreichen mit der Bitte, falls hochedler Herr Bräutigam Misstrauen in diese unsere Brohler Junggesellen-Tradition bei dieser von einem auswärtigen Herrn Bräutigam mit einer Brohler Jungfrau einzugehenden Ehe setzen würden, die nähere Auskunft hierüber hochgeneigtest bei dem Herrn Schwiegervater N. N. einholen zu wollen, welcher, wie wir uns versichert halten, gewiss gütigst bereit sein wird, nicht allein hierüber erläuternd Auskunft zu erteilen, sondern auch unsere alten uralten herstammenden Rechte bei dieser Heirat zu schützen und dem hochedlen Herrn Bräutigam unseren Hauptwunsch aufs Wärmste zu empfehlen."

(Fortsetzung folgt.)

5. Die Lenorensage.

Eine Umfrage von Dr. Ludwig Fränkel (München).

Eine im neuesten Hefte der vortrefflichen „Byzantinischen Zeitschrift“ (III. Band, S. 175 ff.), die Prof. Karl Krumbacher herausgiebt, enthaltene überaus materialreiche Recension Wilh. Wollners, des gediegenen Kenners der slavischen Volkpoesien sowie ihrer Beziehungen zu den abendländischen Litteraturen, über eine neuere zusammenfassende Arbeit zur sogenannten Lenorensage[1]) veranlasst mich, hierdurch alle die vielen Freunde und Wissenden, die diesem völkerpsychologisch wie litterarhistorisch höchst anziehenden und wichtigen Stoffe ihre Teilnahme schenken, zur aufmerksamen Verfolgung des hochbedeutsamen Problems und zur Nachprüfung seiner Einzelmotive auf volktümlichem Boden nachdrücklich einzuladen. Die genannte Schrift, an die Wollner seine reichlichen ergänzenden Bemerkungen anknüpft, bietet in dem 2., 3. und 4. der der Untersuchung voraufgeschickten Abschnitte („Die Litteratur über die Lenore und die ihr verwandten Stoffe“, „Der Glaube an die Wiederkunft der Toten“, „Tränen und unsterblicher Schmerz stören die Ruhe der Toten“) eine Fülle von Unterlagen zur vergleichenden Geschichte und zur inneren Erkenntnis des weitverbreiteten Mythus. Gerade im Anschlusse daran und an ältere Zusammensteller wie Krumbacher (Ztschr. f. verglchd. Litteraturgesch. I 214—220), Politis, Wollner — aus früherer Zeit besonders W. Wackernagel und H. Pröhle — liessen sich heutige Varianten nett sammeln.

---

6. Mitteilungen aus dem Bremischen Volkleben.

Von Dr. Albert Hermann Post.

IV. An diese Gruppen der Volkdichtung schliesst sich dem Inhalte, nicht der Form nach, eine Gruppe an, welche man heutzutage „Jagdgeschichten“ nennen würde. Das niedersächsische Volklied hat offenbar grosse Freude an recht dicken Lügen und wer im Stande ist, Jemand die unglaublichsten Dinge aufzubinden, ist ein gern gesehener Mann.

Hierher gehört wahrscheinlich folgendes, auch als Abzählreim verwandtes Gedicht:

Piter Pater Kattenstrik,
Seven Katten slogen sik
In der düstern Kamer,
Slogen sik mit Hamer.
Ene kreeg en harden Slag,
Dat se an der Dören lag.
Bums sä dat.

---

[1]) J. Sozonovič, Bürgers Lenore und die ihr verwandten Stoffe in der europäischen und russischen Volkpoesie. Warschau 1893 (VII, 251 S. 8⁰.) (Russisch.)

Grote (a. O. S. 259, Nr. 9) überliefert denselben Vers, nur dass statt „Kattenstrik“ „Ickenstrik“ gesagt wird; und der vierte Vers, offenbar geschickter, lautet „mit dem blanken Hamer“. Vrgl. Fölsing, Erziehungstoffe, I. Teil. Darmstadt 1860, S. 151. Diermissen, Ut de Musskist, S. 70. Wegener, Volktüml. Lieder II, S. 160, Nr. 562. Dafür, dass es sich um reinen Unsinn handelt, spricht der Bremische Zusatzvers zu diesem Gedicht, der allerdings im Uebrigen zweifellos selbständig ist:

Jeder seggt, dat ik dat löge,
Ik wil wedden um de Flege,
Ik wil wedden um dat Rad,
Dar dat ole Wif an sat.

Ein anderes Gedicht aus dem Gebiete des höheren Unsinns ist folgendes:

Ik gung mal hen na Gramke,
Da keek ik aver de Planke,
Un as ik in dat Buurhus kam,
Da seeg ik mit Verwunn'rung an:
De Ko de sat bit Für un spunt,
Dat Kalf lag inner Wegen un sung,
De Katte karmde de Bottern,
De Hund de wusch de Schotteln,
De Fleddermus de fegd' dat Hus,
De Swalke drog den Stof herut
Mit eren langen Flegeln,
Sunt dat nig dikke Lägen.

In weit originellerer Form findet sich dieses Gedicht in der Grote'schen Sammlung (S. 317, Nr. 38). Es ist überschrieben „Hadermanns Brautfahrt“ und beginnt „Hott hott, Hadermann, Treck din Vader sin' Steveln an. Aus diesem Gedichte ist zunächst ersichtlich, dass „Grambke“, ein kleines Bremisches Dorf, nur hineinlokalisirt ist. Es muss statt „Grambke“ heissen „Franken“. Als Hadermann nach Franken kommt, findet er diese seltsamen Zustände. Ueber das sogenannte Verwunderunglied vergl. Frischbier, Volkreime und Kinderspiele Nr. 66, 198. Müllenhoff, S. 475, Nr. XXXIII. Wegener, Volktüml. Lieder I, Nr. 325—330; 334—335. Blätter für Pommersche Volkkunde I, S. 125 u. f. Raabe, Allgemeines plattdeutsches Volkbuch, S. 80 ff. Mannhardt, Germanische Mythen, S. 483—487 (wo auch eine schottische Lesart). Tuxen, Det plattydske Folkesprog i Angel, S. 77, 79. Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung II, 7—12 (viele Litteraturnachweise); III, 1—3, 9; VII, 33 ff. Hadermann findet sich auch sonst in der Bremischen Volkdichtung wieder. Er heisst hier „Havermann“ und scheint eine Art niedersächsischer Odysseus zu sein, allerdings mit einem starken Beigeschmack von Eulenspiegelei. So heisst es im Bremischen Volkliede:

Zuk, zuk, zuk, Havermann,
Tü din' olen Saisak an,
Ri dermit na Amsterdam,
Von Amsterdam na Spanjen,
Haal Appel un Oranjen.

Daran wird dann wieder ganz unvermittelt ein vollständig fremdes Volkgedicht angeschlossen:

Hier litje Fro mit ju'n Granat,[1])
Ga't alle Dage in jnen Staat,
Weet't ji nig wo Holland ligt?
Holland ligt in' Grunde
Holland hier un Holland dar,
Hier du lütje Jung, mit de kruse, kruse Haar.

Wahrscheinlich ein Gemisch aus allen möglichen Reminiscenzen.

Havermann erscheint auch in anderer Form noch in der Bremischen Volkdichtung:

Zuk, zuk, zuk, Havermann,
Buur wil di spreken.
Weest' ok worum? dideldum —
Um dat litje Mäken.
Mäken, du litjet Kind
Kanst du wol swigen?
Wat ik di tosegt hev',
Schast du wol krigen.

Wahrscheinlich sind auch hier wieder die ersten vier und die letzten vier Verse selbständig und nur zusammengeklebt.

Zweifelhaft erscheint es, inwieweit auch folgende Bremische Volkgedichte hierher gehören:

Sack piep Mai,
De Vagel leggt en Ei,
De Keerl up dem Dike sat,
De sin Melk un Stuten at.
Har so vele Kinner,
Kon se nig alle meer dwingen,
Smeet se mit en Knaken,
Kon se nig alle drapen,
Sett' se up de Harken,
Foor se na der Karken,
Sett' se up den litjen Finger,
Leet se alle hoog in'n Himmel
springen.

Wuppup Maidag,
Wenn de Vagel Eier leggt,
Kumt de blinde Hesse
Mit'n scharpen Meste,
Snit den Kinnern den Kopp af,
Stuuf vor'n Rump af,
Smit se in'n Graven,
Let se en beten daven,
Smit se in de Diken,
Let se en beten pipen.

Sa, sa, Piepen!
Wol up der Mäle Diepen
Da was en Mann,
De heet' Johann,
De har dre rode Steveln an.
De ene hörde mi to,
De ann're hörde di to,
De drudde hörd' dem Papen to,
Da kam en ole Hex.
Mit en blanken Meste,
Sneet dem Kiken den Kopp af,
Smeet en in'n Busch: —
Plumps sä de Busch.

Diese durch die Smidt'sche Sammlung überlieferten, mir durch mündliche Tradition nicht mehr bekannt gewordenen Gedichte scheinen Reminiscenzen aus ältern Volkliedern verborgen liegen zu enthalten.

Vrgl. die Bastlösereime Am Ur-Quell III, 203—204, 254—255, 294 bis 295, 324; IV, 26, 27; 172, 173; 198 und dazu die Litteraturnachweise III,

[1]) Dialektischer Ausdruck für die Garnele. Diese werden in Bremen und sonst an der Nordseeküste von sogen. Granatfrauen in Körben in den Strassen umhergetragen und zum Verkaufe angeboten.

S. 204. Nachzutragen dürften sein: Schütze, Holsteinisches Idiotikon I, S. 307. Treichel, Volktümliches aus der Pflanzenwelt III, S. 21 ff. Blätter für Pommersche Volkkunde I, 141, 142; II, 62. Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn. Herausgegeben von Professor Dr. A. Herrmann. Budapest 1891/92. II. Bd., IX. u. X. Heft, S. 18, Zeitschrift des Vereins für Volkkunde, Heft 1 (1894), S. 74—76.

Auch der wandernde Handwerkbursch mit seinen Jagdgeschichten ist in der Volkdichtung vertreten, z. B. in folgendem spezifisch Bremischen Liede:

Ich gung wol hen na Büren[1]),
Da leerd' ik't Bakken un Süren.
Ik ging wol hen na'n Stegeland[2]),
Da hung de Kesepott an der Wand.
Ik gung wol hen na Dellemhorst[3]),
Da most ik liden Hunger un Dorst.
Ik gung wol hen na Blexen[4]),
Da leerde ik dat Hexen.

Eine weitere Eigentümlichkeit der Volkdichtung, welche bereits eben gelegentlich berührt wurde, ist die, dass irgend welche Bruchstücke aus alten Volkliedern sinnlos zu einem neuen Gedichte aneinander gefügt werden, welches dann in dieser Zusammensetzung hartnäckig festgehalten wird. Dieser Umstand erschwert sehr das Verständnis des einzelnen Volkgedichtes. Durch die Smidt'sche Sammlung ist z. B. noch folgender Sammelreim auf St. Martin (Sunt Marten oder Märten), einen Heiligen, der heutzutage aus dem Bremischen Volkleben ganz verschwunden ist, erhalten:

Marten, Marten, Goosman,
De alles mal vergelden kan.
Appel un ok Beeren,
Bratbeeren de sunt ok al good.
Jan mit dem Filzhoot,
Dau up dem Dake,
Fro mit 'n wittet Laken,
Himmelrick is upgedaan.
Wo schält wi alle hen mit usen Gästen?
De Amtmann und sine Fro dat sunt de besten.

Es handelt sich offenbar um eine ganz sinnlose Zusammenstoppelung aus allen möglichen sonstigen niedersächsischen Martinliedern.[5]) St. Martin wird in ihnen bald als guter Mann bezeichnet, der alles wohl vergelten kann, bald heisst er auch mit Beziehung auf die Martingans Marten Göse. Der gewöhnliche Bettelreim geht dahin: Appel un Beeren, Nötte et ik geeren. Aus der Aufforderung: „Smit mi en paar in minen Hoot", ist „Jan mit dem

---

[1]) Dorf. im Bremischen Gebiete. [2]) Stedingerland im Oldenburgischen. [3]) Oldenburgische Stadt Delmenhorst. [4]) Dorf an der Wesermündung, Bremerhaven gegenüber. [5]) Vgl. Grote a. O. S. 196 Nr. 11—13. Ur-Quell II, S. 72 ff.; III, 345 ff. Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung IV 45 ff.; VI 81—89; VIII 40—42; XIII 82. Am Urdsbrunnen III 1—7, 37—38. Ons Volksleven I S. 4; III S. 28. ten Doornkaat Koolman, Wörterbuch d. ostfries. Sprache II 219. Pfannenschmidt, Germanische Erntefeste (Hannover 78) S. 468 ff.

Filzhoot", geworden. Die stärkste Leistung aber sind die drei letzten Verse. Sie sind offenbar aus folgendem Martinverse hervorgegangen:

Dat Himmelriek is upgedaan,
Da will wi alle herinnergaan,
Mit allen usen Gästen.
De leeve God is de beste!

Mit den beiden vorhergehenden Versen wird es eine ähnliche Bewandtnis haben.

Ein glänzendes Beispiel einer ähnlichen Zusammenstoppelung bildet ein anscheinend in dieser Form lokal Bremisches, in der älteren Generation noch kräftig erhaltenes Volklied:

1. In der Buckstraten, in der Buckstraten
2. Da steit en glad Hus,
3. Da kiekt alle Avend
4. Dree Jumfern herut. —
5. De Maand de schiend' wol up dat Swien,
6. Dat Swien sprung up Metje eren Schoot,
7. Metje kreeg en scheven Foot. —
8. Maria de kam de Treppen herdal,
9. Se har en bunten Rok an,
10. Da hungen wol dufend Klokken an,
11. De Klokken fungen an to klingen,
12. Maria fung an to singen:
13. Kling klang kloria! —
14. De Kinner möt na'r Schole gaan.
15. Moder, Moder, en Botterbrod.
16. Leggt man upper Laden dal,
17. Bit ik wedder ut der Schole kam. —
18. Moder, Moder, de Katt' het 't upfreten.
19. Hau de Katte den Swanz af,
20. Hau em nig to lang af,
21. Laat er 'n litjen Stummel an,
22. Dat se'r nog mit bummeln kan.

Vrgl. Am Urdsbrunnen VI, 12; 142 u. f. Mannhardt, Germanische Mythen f. S. 400, Anm. 2. Wegener, Volktümliche Lieder II, S. 183, Nr. 636; III, 306, Nr. 1050.

In diesem Liede bilden Vers 1—4, Vers 5—7, Vers 8—13 offenbar Reste aus älteren in Bremen untergegangenen Volkliedern, welche sich vielleicht in andern niedersächsischen Strichen noch werden auffinden lassen. Vers 19—22 enthalten den alten Volkvers, welcher jedem deutschen Studenten in der hochdeutschen Form

Hau dem Kater den Schwanz ab,
Hau ihn aber nicht ganz ab,
Lass ihm noch 'nen Stummel stehn,
Dass er kann zu Tanze gehn,

bekannt ist. Vrgl. auch die Rummeltopflieder in Am Urdsbrunnen VI, 142 u. VII, 30. Der letzte Vers variirt in der plattdeutschen Form stark, z. B. dahin:

Dat se kan to Böne gaan,
oder: Dat se Müse fangen kan,
oder: Dat he wedder wassen kan.

Vers 14—18 haben wahrscheinlich keine selbständige Bedeutung, sondern stellen nur die sehr willkürliche Brücke zwischen den vorhergehenden und den folgenden Versen dar.

Auch folgende in der Smidt'schen Sammlung enthaltenen, mir mündlich nicht bekannt gewordenen Verse scheinen mir aneinander geklebte Reste aus älteren Dichtungen zu sein.

Pikke pakke, Peerd besla'n,
't schall den hogen Barg 'nup gaan.
Trif, traf, Tonitje,
Buko in der Bonitje,
Hopeerd in dat lange Gras,
Ziepaant in dat Waterplass,
Pulsch, pulsch, pulsch sä dat.

Pikke, pakke Peerd besla'n,
't schall den hogen Barg 'nup gaan,
Van dem Barg na Bielefeld,
Bringen dem Papen dat Offergeld. —
Wat steit denn up dem Barge?
'n litje, litje Karken.
Wat is denn in der Karken?
'n litjet litjet Särkschen.
Wat ligt denn in dem Särkschen?
'n litjet litjet Kindjen.
Wat het dat Kindjen in der Hand?
'n litjet litjet Bök'schen.
Wat steit denn in dem Bök'schen?
Vader, Moder,
Suster, Broder,
Sigelsuur,
Buntebuur.
Wult du mit so kumm. —
Wult du mit na Rummelskarken,
Wo de seventein Buren saten,
De de achtein Schinken aten,
Wult du mit so kum. —
Wer will mit na Rummelskarken
Wult du mit, so kumm,
Use Koster is en Farken,
O wat is he dumm;
De will aun're Kinner leeren
Un kan sulvst nig bookstaveeren.

Vrgl. Mannhardt, Germanische Mythen, S. 400—403.

---

7. Blut und Eisen.[1]

Von Dr. S. Spitzer in Essek.

Die Macht des Eisens, böse Geister zu bannen, kannten auch die Hebräer. Bei ihnen herrschte nämlich der Glaube, dass beim Beginne eines jeden Jahrviertels ein für die Gesundheit nachteiliger Bluttropfen aus den obern Regionen auf die Erde falle. Diese vier Viertel werden mit dem Namen Thekuphot bezeichnet und sind die Durchschnittpunkte, bei welchen sich die Sonne nordwärts über den Aequator zu erheben beginnt, u. z. das erste Aequinoctium heisst Thekuphot-Nisan; erreicht die Sonne den äussersten Punkt der Ekliptik gegen Norden, so steht man vor der Thekuphot Tamus, am Anfangpunkte der Waage die Thekuphot Tischri, der südwärts entfernteste Punkt der Ekliptik oder der Anfangpunkt des Steinbocks endlich ist die Thekuphot Tebet. Nach unserer Zeitrechnung fallen also die gedachten vier Thekuphot (Umkreisungen) in die Monate April, Juli, Oktober und Januar.

An diesen Tagen ist es gefährlich, Wasser aus Flüssen zu trinken, weil da in sie ein Bluttropfen aus höhern Regionen fällt und der Trinkende Gefahr läuft anzuschwellen. Aengstliche Gemüter warnten sogar vor dem Genusse aller Flüssigkeiten mit Ausnahme des roten

---

[1]) Zu Don M. de Zilva Wickremasinghes Aufsatz B. V. S. 7 ff.

Weines, selbst in verschlossenen Räumen, wohin noch ängstlichere alle feuchten Speisen zählen, weil auch diese der Gefahr einer Vermischung mit dem himmlischen Bluttropfen unterliegen. (Thalmud Erubin 56. ibid. Raschi Commentar Jore deah 117.) Geschützt können Getränke wie Speisen nur dadurch werden, wenn man auf die Gefässe ein Stück Eisen legt: dies leite den gefährlichen Bluttropfen unfehlbar ab.

Woher dem Eisen diese Wunderkraft eigen, um selbst eine supernaturale Kraft zu paralysiren, dafür wird wieder ein hyperbolischer Grund ins Treffen geführt. (Ibid.) Darum enthielten alle ältern Kalender eine genaue Markirung der vier Umkreise und man verkündete jedes Eintreten eines Umkreises nach Tag und Stunde in der Synagoge zur Warnung, damit es keiner unterlasse, vor Eintritt die bedrohten Gegenstände durch Eisen zu schützen. Dass es schon in frühester Zeit erleuchtete Lehrer gegeben, die die ganze Thekuphagefahr für einen Irrwahn hielten, sei hier gleich bemerkt. (Unter andern Iben Esra bei Isserlein zu Jore deah 116.)

Woher dieser Glaube zu den Hebräern kam? Bei den Phöniciern, Egyptern, Syriern und später Arabern war der Adonis-Kultus vorherrschend. Mars ward auf Adonis eifersüchtig, weil Venus ihm den Vorzug gegeben und übte Rache an ihm, indem er ihn von Diana durch einen Eber zerfleischen liess. Adonis ward aber denn doch von Jupiter begnadigt und musste die Hälfte des Jahres in der Unterwelt zubringen und die andere unter den Lebenden in der Oberwelt. (Strabo B. XVI p. 755.) Nun kann nach einem Analogon von andern Göttern (vergl. Braun, Naturgeschichte der Sage I, 280 und Belff, Entwicklunggeschichte der Religion 173) sehr leicht angenommen werden, dass Adonis mit seiner Begünstigung in der Oberwelt zu weilen haushälterisch verfuhr und anstatt ununterbrochen ein halbes Jahr der Freiheit zu leben, diese in vier Quartale teilte. Die Trennung von Venus muss ihm jedesmal schwer gefallen, die Thräne, die er beim Scheiden weint, mag der Bluttropfen sein. Dass der Adonis-Kultus bei den Hebräern zur Prophetenzeit Eingang fand, beweisen Stellen, worin dieser Kultus gegeisselt wird (Jesaias 18. 2. Ezechiel 5. 14), wie auch dass von einer Trauerfeier der Weiber in der III. Sonnenwende-Tamus die Rede ist (Ezechiel ibid.)

---

8. Die neu entdeckten deutschen Göttergestalten und Götternamen.

Von O. Knoop—Rogasen.

V. An Stelle weiblicher Wesen tritt auch der Teufel als Rockenbesudler auf, z. B. Märk. Sagen S. 379 u. ö., vgl. Bd. II d. Zt. für Volkkunde S. 454. In den Nordd. Sagen wird ferner genannt de Märtche oder Märtchen (d. i. der Teufel); und in der südwestlichen Altmark sagt man, wenn am h. Dreikönigabend noch Heede auf dem

Wocken ist: de kön kümmet un kêtelt in de hêi. Dasselbe sagt man bei Hildesheim von den heiligen drei Königen. Und in den Märk. Sagen S. 385 heisst es: Zu Weihnachten darf man nicht spinnen, sonst bringt der heilige Christ was in den Flachs. Warum alle diese Gestalten eingesetzt sind, ist leicht ersichtlich. Durch Vermittlung des Teufels ist endlich auch der wilde Jäger als Rockenbesudler eingetreten (W. v. Schulenburg, Wendisches Volktum S. 133).

Erwähnt sei noch eine andere Sage aus Bartsch (II. S. 242): Ein Mann geht zu Fuss mit einem grossen Kessel auf dem Rücken; die Nacht ist bitterkalt und die Ursache der Kälte, meint der gute Mann, sei nichts Anderes als die Bosheit der Fru Gor. Während er nun weidlich auf sie schilt, kommt etwas durch die Luft dahergerauscht, und er fühlt zwei grosse Flügel unbarmherzig auf sich losschlagen. Nur dadurch, dass er sich in seiner Todangst schnell unter den Kessel verkriecht, rettet er sein Leben. Frau Gode erscheint hier, wenn es erlaubt ist, die Sage mythologisch zu deuten, als wettermachende Hexe, was in dem Ausdruck Wetterhexe nicht notwendig zu liegen braucht. Wetterhexe, Wetterhure, Wetterschelm sind nach Dähnert's plattdeutschem Wörterbuch gewöhnliche Scheltworte.

So finden wir also bei der Frau Gode eine grosse Anzahl von Zügen, die weder zu dem Bilde des wilden Jägers Wode, noch zu dem Wodans, des höchsten Gottes, passen, und daraus, sowie auch aus der adjektivischen Natur ihres Namens, der mit Wodan gar nichts zu tun hat, ergiebt sich denn mit Sicherheit, dass Fru Gode wirklich eine Frau ist, die gute Frau, de Gode, de Fru Gode, Mutter Gôdsche. Unter ihrem Namen lebt in Meklenburg und der Altmark eine schwache Erinnerung an die germanische Freia fort, wenn auch der Name selbst der Jungfrau Maria eignet, auf die seit früher Zeit das christliche Volk Züge seiner alten Göttin übertragen hat.

Diese selbe Gestalt nun hat, wie wir oben gezeigt haben, Züge des wilden Jägers angenommen, ist selbst zur wilden Jägerin geworden. Eine Verwechslung der beiden Gestalten, des Wode und der Gode, musste im Laufe der Zeit notwendig eintreten. Die Namen Wode und Gode, Wor und Gor, Waur und Gaur sind sich ausserordentlich ähnlich, und für den Namen Wodans kommen schon früh die mit G anlautenden Formen vor, sowie ein Wechsel von W und G im Anlaut sich auch sonst vereinzelt findet. Ferner sind beide Gottheiten der Zwölften; hauptsächlich zwischen Weihnachten und Neujahr, wenn auch nicht immer (Bartsch Sg. 19), halten sie ihre Umzüge, und auch das bedingt eine gewisse Aehnlichkeit. Der wilde Jäger zieht ferner an der Spitze des wilden Heeres dahin, er ist wenigstens begleitet von seinen Hunden, die einst seine Genossen waren, und so zieht auch Frau Gode an der Spitze eines Heeres. Bartsch II. S. 243 nennt in ihrem Gefolge die Hexen, während gewöhnlich allerdings, schon unter dem Einfluss der Wode-Sagen, ihre Begleiter als Hunde oder Hündinnen, sogar als Wölfe erscheinen. Als dann allmählich für dämonische Wesen jeder Art der Teufel oder böse Geister eintraten (vgl. Bartsch

II. Nr. 1266), da musste der Unterschied der Namen noch mehr schwinden; unbedenklich wurde auf den wilden Jäger Wode übertragen, was der Frau Gode zukam, und umgekehrt; auch die Namen vermischten sich, doch so, dass die männliche Gestalt niemals als Fru bezeichnet ist.

Für eine solche Vermischung spricht auch eine Bemerkung Beyers (a. a. O. S. 147): „Dagegen treten der männliche Wode und Fru Goden niemals neben einander auf, indem vielmehr in allen Gegenden, wo jener sein Wesen treibt, d. h. namentlich an der Seeküste und in der Mitte des Landes, diese völlig unbekannt ist, und umgekehrt.“ Natürlich, dort musste Wode die Fru Gode, hier Fru Gode den Wode in sich aufnehmen.

Sehen wir nun, welche Züge von Frau Gode auf den Wode übertragen sind. Wode kann unmöglich etwas mit der rein weiblichen Beschäftigung des Spinnens zu tun haben; wo er also damit in Beziehung gesetzt ist, kann er nur für Frau Gode eingetreten sein. Bartsch II, S. 218 (Nr. 1137): Am Sonnabend muss der Wocken leer sein, sonst kommt der Waul (d. i. Waur) hinein. Nordd. Sagen S. 413: Auf Usedom-Wollin sagt man: de Waud kümmt, wenn nicht abgesponnen ist. Bartsch II. S. 247 (Nr. 1278b): In den Zwölften darf nicht gesponnen werden, sonst verunreinigen die Hunde der Fru Gauden den Flachs auf dem Spinnrocken. Die Hunde gehören in die Sagen vom Wode.

Auch in den folgenden Gebräuchen bei Bartsch ist Frau Gode gemeint. II. S. 230 (Nr. 1197a): Altjahrsabend müssen alle Hausbewohner und alle landwirtschaftlichen Geräte unter Dach und Fach sein. Beim Eintritt der Dämmerung werden alle Haus- und Stalltüren sorgfältig geschlossen, denn an diesem Abend fährt Fru Wauer durch die Luft und fügt jedem Hauswesen, das sich nicht in vorgenannter Weise verwahrt hat, Schaden zu. S. 225 (Nr. 1171): Am Weihnachtabend muss vor Sonnenuntergang sämtliches Geschirr, Feldwie Hausgerät, unter Dach gebracht werden, damit Fru Waur demselben nichts tut. Auch müssen nach Sonnenuntergang sämtliche Thüren von Haus und Stall verschlossen werden, sonst lässt Fru Waur einen schwarzen Hund hinein, der dort auf ein Jahr Wohnung nimmt und die Bewohner vielfach beunruhigt.

Eigentümlich ist folgende Mitteilung der Lehrerin Fräulein A. Krüger in Rostock: In den Zwölften geht F r o Wauer umher und sieht nach, ob in den Häusern alles in Ordnung ist. Wo e r Wäsche über den Zaun hängen sieht, da stirbt jemand im Lauf des Jahres. Wo man versäumt, den Hunden, die im Hause gehalten werden, ein besonderes Brot für die Dauer der Zwölften zu backen, da kommt Missgeschick über das Haus oder ein Spuk, der bis zu den nächsten Zwölften anhält (II. S. 243). Der Fro verdankt seinen Ursprung nur der Lektüre der Rostocker Dame; es ist Fru Gode darunter zu verstehen.

Wenn der Wode sich an seinem Wagen etwas zerbricht und dem, der ihn wieder heil macht, dafür etwas schenkt, so ist auch

hier Frau Gode gemeint. So Bartsch Sg. 6: Ein Mann aus Poel geht einmal spät abends bei stürmischem Wetter von einem Dorfe zum andern. Unterwegs hört er vor sich eine sehr grobe Stimme und ein furchtbares Gebell von allerhand Hunden, grossen und kleinen. Als er näher kommt, sieht er mitten im Wege einen Wagen mit schwarzen Pferden halten, der vorn und hinten und an beiden Seiten von Hunden umringt ist. Er tritt hinzu, und der auf dem Wagen sitzende Mann bittet ihn, er möchte ihm doch seine Deichsel, die zerbrochen sei, wieder heil machen. Der andere, der ein Rademacher gewesen ist, besinnt sich auch nicht lange und es fallen, da er die beiden Enden erst grade machen muss, einige Späne ab. Als er mit der Arbeit fertig ist, sagt der auf dem Wagen, er hätte nun gar nichts, was er ihm geben könnte, als die abgefallenen Späne. Da wird es dem Rademacher unheimlich, er steckt rasch ein paar Späne in die Tasche und läuft nach Hause. Daselbst angekommen, legt er die Späne auf den Herd und legt sich schlafen. Am andern Morgen sind sie alle Geld gewesen.

Dass grade diese Art von Sagen sich auf die zu Wagen umfahrende Frau (Gode, Holle, Perhte) bezieht, war schon oben angedeutet. Eine andere Sage (8) zeigt den Gold spendenden wilden Jäger richtig auf einem grossen, kohlschwarzen Hengst. Wer nicht glaubt, dass in dieser Sage ein gut Stück Zote enthalten ist, mag sie als Beweis für den Erntegott Wodan in Anspruch nehmen.

Auch die Beschaffenheit der Sagen bei Bartsch zeigt die Verwechselung und Vermischung beider Gestalten oft noch deutlich genug. Ein Böttcher aus Parchim holte sich Holz aus dem Buchenwalde. Eben hatte er die Last auf den Puckel gelegt, als die wilde Jagd herannahte. Dorbi sach hei, so heisst es (Sg. 30) dann weiter, e n K i r l mit en gräunen Jägerrock un dreitimpigen Haut uppen Kopp mit düstern Hor. Aewer von dei Hunn seg hei nicks, dei wiren aewer em in dei Luft. Dor smet hei sin Holt von den Puckel un lep wat hei lopen künn na Parchen herin, un noch lang hürte hei F r a u G a u d e n mit e r wille Jagd dörch dei Luft susen, denn Fru Gauden wir dat west.

Auch sonst ist diese Vermischung noch sichtbar, ja wir finden sie vielleicht schon in dem viel citierten Bericht von Nicolaus Gryse vor, der neben d e m Wode auch d i e Wode hat, wenn nicht ein Druckfehler vorliegt, und zwar dies letztere in der Bedeutung des stehen bleibenden Kornbusches. U. Jahn deutet wenigstens: „Das Ganze (nämlich der Kornbusch) hiess dann nach dem Gotte, welchem das Opfer dargebracht wurde, entweder selbst d i e Wode oder Frô Goden Deel.“ Wirklich? Noch deutlicher sieht man die Vermischung beider Namen bei dem Rostocker Professor Johann Peter Schmidt (1742), der den um Weihnachten und Fastelabend umziehenden wilden Jäger bezeichnet als d e n s o g e n a n n t e n W o o r, d i e G o o r.

---

9. Zu den Liedern „In des Gartens dunkler Laube“ und „Müde kehrt ein Wandersmann zurück“.

Von Anton Englert in München.

II. „Müde kehrt der Wandersmann zurück.“ Auch dieses Lied scheint weit verbreitet zu sein. Die untenstehenden Fassungen **a** und **b** habe ich aus neueren handschriftlichen Liederbüchern abgeschrieben. Die dritte Fassung habe ich von einer älteren Frau aus Windsheim (Mfr.) gehört. Sie meint, dass sich das Lied erst vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren in Windsheim einbürgerte. Auch in Graz ist, wie mir von dort mitgeteilt wird, das Gedicht nicht unbekannt. Eine Aufzeichnung desselben aus Ostpreussen ist in H. Frischbiers hundert ostpreussischen Volkliedern, hrg. von J. Sembrzycki, Lpz. 1893 (Nr. 7), abgedruckt. S. 132 daselbst bemerkt der Herausgeber: „Aus Dönhoffstädt eingesandt. Das Lied ist in der ganzen Provinz bekannt und beliebt.“

Wenngleich das Gedicht, ebenso wie das vorige, kaum als Volklied im engeren Sinne angesehen werden kann, so halte ich doch einen Abdruck der verschiedenen Varianten für nicht uninterressant, da sich gerade an derartigen Liedern recht erkennen lässt, wie rasch sich bei der mündlichen Ueberlieferung die vom Volke gesungenen Dichtungen umgestalten.

a.

1. Müde kehrt der Wandersmann zurück
Nach der Heimat, seiner Liebe Glück,
Doch bevor er geht ins Liebchenhaus,
Kauft er für sie den schönsten Blumenstrauss.

2. Die Gärtnersfrau so hold, so bleich
Geht zu ihrem Blumenbeet sogleich,
Doch bei jeder Blume, die sie bricht,
Rollen Tränen ihr vom Angesicht.

3. „Warum, weinst du, holde Gärtnersfrau?
Weinst du um die Veilchen dunkelblau
Oder um die Rose, die du brichst?“ —
Nein, ach nein, um diese wein' ich nicht.

4. Um den Geliebten wein' ich nur allein,
Der gezogen in die Welt hinein,
Dem ich ewig Treu' geschworen hab',
Die ich als Gärtnersfrau gebrochen hab'.

5. „Treue Liebe hast du nie gehegt,
Aber Blumen hast du mir gepflegt,
Darum gieb, o schöne Gärtnersfrau,
Mir einen Strauss von deinen Veilchen blau.

6. Mit dem Blumenstrausse in der Hand
Will ich ziehen hin von Land zu Land,
Bis der Tod die müden Augen bricht.
Lebe wohl, vergiss den Wandrer nicht!“
(Gegend von Lindau.)

b.

1. Müde kehrt der Wanderer zurück
In seiner Heimat, seiner Liebe Glück,
Und bevor er geht ins Liebchens Haus,
Kauft er für sie noch einen Blumenstrauss.

2. Die Gärtnersfrau so hold, so bleich
Führt ihn hin zu ihrem Gärtchen gleich,
Und bei jeder Blume, die sie bricht,
Rollen Tränen ihr vom Angesicht.

3. „Warum weinst du, schöne Gärtnersfrau,
Weinst du um der Veilchen dunkles Blau,
Weinst du um die Rosen, die du brichst?“ —
Nein, um dieses alles wein' ich nicht.

4. Um den Geliebten wein' ich ganz allein,
Der gezogen in die Welt hinein,
Der geschworen hat mir ew'ge Treu,
Doch ich selber aber brach die Treu.

5. „Treue Liebe hast du stets gehegt,
Meine Blumen hast du mir gepflegt,
Darum gieb mir, schöne Gärtnersfrau,
Einen Strauss von reinem deutschen Blau.

6. Warum hast du mein Wort nicht geglaubt,
Treue Liebe auf den Sand gebaut,
Darum gieb mir, schöne Gärtnersfrau,
Den Strauss benetzt mit deiner Tränen Tau.

Mit dem Blumenstrausse in der Hand
Will ich reisen dann von Land zu Land,
Bis der Tod mein mattes Auge bricht.
Lebe wohl, leb' wohl, vergiss mein nicht!
(Gegend von Lindau.)

c.

1. Müde kehrt ein Wandersmann zurück
In die Heimat, seiner Liebe Glück,
Doch bevor er kehrt ins Liebchens Haus,
Kauft er für sie den schönsten Blumenstrauss.

2. Und die Gärtnersfrau so jung, so bleich
Führt nach ihrem Gärtchen ihn sogleich,
Und bei jeder Blume, die ihr Finger bricht,
Rollen Tränen ihr vom Angesicht.

3. „Warum weinst du, schöne Gärtnersfrau?
Weinst du um der Veilchen Dunkelblau
Oder um die Rosen, die dein Finger bricht?“ —
Nein, um die Blumen alle wein' ich nicht.

4. Um den Geliebten wein' ich nur allein,
Der gezogen in die Welt hinein,
Dem ich ewig Treu' versprochen hab',
Die ich als Gärtnersfrau gebrochen hab'.

5. „Darum schenk' mir, schöne Gärtnersfrau,
Einen Strauss von deinen Veilchen blau.
Einsam wandr' ich durch das ganze Land
Von der Oder bis zum Ebrostrand.

6. Ewig, ewig denke ich an dich,
Ewig, ewig denk' du auch an mich,
Bis der Tod mein mattes Auge bricht,
Lebe wohl, leb' wohl, vergiss mein nicht!

(Windsheim, Mittelfr.)

Folgende Fassung wird mir aus Graz mitgeteilt:

1. Müde kehrt ein Wandersmann zurück
Wohl in die Heimat, in sein Liebchens Glück,
Doch bevor er tritt in seines Liebchens Haus,
Kauft er für sie den schönsten Blumenstrauss.

2. Die Gärtnersfrau so jung, so hold, so bleich
Führt ihn hinab wohl in das Blumenreich,
Und bei jeder Lilie, die sie bricht,
Rollt eine Träne ihr vom Angesicht.

3. Warum weinst du, schöne Gärtnersfrau?
Weinst du gar um der Blumen schönstes Blau?
Weinst gar um die Lilien, die du brichst?
Ach nein, ach nein, um alles wein' ich nicht.

4. Ich beweine meinen Schatz allein,
Der gereist ist in die Welt hinein,
Dem ich ewig Treu' geschworen hab',
Und den (sie) ich jetzt, ach jetzt gebrochen hab'.

5. Warum brichst du den geschwor'nen Eid?
Warum kommst du denn nicht vor der Zeit?
Warum fehlt ein Blick auf diesen Ring,
Den ich aus Lieb', aus Lieb' von dir empfing?

6. Warum hast du meiner nicht geglaubt,
Meine Worte in den Sand gebaut?
Darum gieb mir, schöne Gärtnersfrau,
Ach Gott, ach Gott, den schönsten Blumenstrauss.

7. Mit dem Blumenstrauss wohl in der Hand
Reist ein Jüngling jetzt von Land zu Land,
Bis der Tod sein nasses Auge schliesst.
Dann lebe wohl, vergiss, vergiss mein nicht!

München. Anton Englert.

10. Vom Büchertische.

Die Geschichte der deutschen Weihnacht. Von Alexander Tille. Leipzig. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger (1894). 8. 355 S.

An fünftehalb Jahre mögen es jetzt her sein, dass Alexander Tille und ich durch unsern treuen alten Meister, Rudolf Hildebrand in Leipzig, dessen 70. Geburtstag (am 13. März) soeben seine Schüler u. a. durch beachtliche Festschriften[1]) gefeiert haben, zur Aufmerksamkeit auf die in unseren alten Festen, insbesondere der Weihnacht ruhende Poesie hingelenkt wurden. Tille, dem eine auffällige Begabung für Sammlung und Gestaltung derartigen Stoffs einwohnt, hat die diesem Thema gewidmete Teilnahme seitdem in einer Reihe gehaltvoller Aufsätze nachdrücklich bekundet, die er wohl absichtlich populär abfasste und an dem grossen Publikum zugänglichen Orten[2]) veröffentlichte, um in den weitesten Kreisen dafür anzuregen. Nunmehr beschenkt uns unser fleissige Fachgenosse mit einer Zusammenfassung seiner Forschungergebnisse, an deren Abschluss ihn die mittlerweile erfolgte Uebersiedlung ins Ausland — als Professor des Deutschen an der Universität Glasgow — nicht verhinderte. Wie alles was wir von Tille lesen, ist dies Buch übersichtlich angelegt sowie nett und flüssig geschrieben, kurzum ein gutes Buch, das den behandelten Gegenstand gewiss in der Hauptsache erschöpft, jedenfalls aber zum ersten Male für das eingewurzeltste deutsche Volkfest den Boden, die Entwickelung und die Bezüge zur allgemeinen Weltanschauung und deren Niederschlägen in der kirchlichen und der Laiensymbolik, den altererbten, teils sogar officiell anerkannten Bräuchen und der dichterischen Verwertung (nur hier gab es wirkliche Vorarbeiten) feststellt. Namentlich die Kapitel (in deren neun, mit gleichmässiger Liebe ausgeführten, das Material geschickt gegliedert ist) „Weihnachtumzüge“, „Volktümlicher Weihnachtglaube“, „Die blühenden Bäume der Weihnacht“ und „Der Weihnachtbaum“ enthalten einen Reichtum von alten, aber noch nicht in den richtigen Zusammenhang gestellten, und neuen Mitteilungen folkloristischer Art. Die Rücksicht auf höhere gedankliche Gesichtpunkte, die man bei Tille gewohnt ist und von ihm auch im diesmaligen Vorwort entschieden genommen wird, vermissen wir in dieser jüngsten Leistung auch nicht. Und so bleibt denn nur übrig, der Verlaghandlung, die im Sinne ihres um des Volkes Wissen hochverdienten Stifters das einschlägige litterarische Gebiet andauernd pflegt, die volle Anerkennung für das würdige Gewand auszusprechen

München. Ludwig Fränkel.

Die ausgezeichnet geleitete, von der ung. Ak. d. Wiss. unterstützte „Ungar. Revue“ brachte in H. 6/7 des XIII. Jahrg. von Prof. Dr. Béla Lázár eine äusserst gediegene Abhandlung über das Fortunatusmärchen, eine Stilisirung des 1890 magyarisch behandelten Stoffes in Revision. L. Fr.

---

[1]) Auf die eine, die unseren Kreisen näher steht, sei im Vorbeigehen hingewiesen. Dr. Otto Lyon hat sie als Ergänzungheft seiner vortrefflichen „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ (Leipzig, B. G. Teubner) herausgegeben und neben anderen Fachgenossen haben K. Biltz („Zur deutschen Bearbeitung der Melusinasage“), C. Franke („Ueber die Volkdichtung im Meissnischen“), O. Glöde („Die Stellung des niederdeutschen Dialekts und seiner Werke zur hochdeutschen Schriftsprache und Litteratur“, K. Landmann („Zur deutschen Heldensage“), E. Martin („Haarigel und Haareule“), E. Henschke („Das Volktümliche in Martin Greifs vaterländischen Bühnendichtungen“), L. Fränkel („Eberhard Tappe, ein deutscher Schulmeister und Germanist [Sprichwörtersammler] älterer Zeit“) hierzu Erwähnendes beigesteuert.

[2]) Auf einen solchen, wohl den letzterschienenen (in der „Gartenlaube“ 1893), „Deutsche Weihnächten in der guten alten Zeit“, griff kürzlich R. Sprenger, Am Urquell IV, 280, zurück.

Herausgeber: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12.
Verwaltung in Lunden in Holstein.
Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben
von
Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen.“

V. B. VI. Hft.	Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 5 Kronen.	1894.

1. Eine Besitzergreifung im 17. Jahrhundert.

Von A. Wiedemann in Bonn.

Die Abtei Siegburg hatte in Friesdorf, unweit Bonn, seit alter Zeit einen adligen Hof im Besitz, der seit dem 16. Jahrhundert in zwei Teile zerfallen war. In den Wirren am Anfange des nächsten Jahrhunderts wurden die der Abtei entfremdet; den einen gewann das Kloster Marienforst bei Godesberg, den anderen die Familie von Wachtendonck. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts suchte Siegburg die Höfe wieder zu gewinnen und führte zu diesem Zwecke einen langwierigen Prozess.[1]) Bei dieser Gelegenheit liess es am 23. und 24. September 1669 die Höfe feierlich mit Beschlag belegen. Ueber diesen Akt berichtet der mit der in Besitznahme beauftragte Notar in folgendem für die Zeitsitten bezeichnenden Schriftstück:[2])

„Alss habe mich (der Notar) sothaner requisition (der Abtei) zu folge mit wohlgemeltenn Herren requirenten (zwei Siegburger Herren) also baldt zu besagtem freistorff in persohn hin verfüget, woselbst dan neben darzu erforderten hierunden gemeldten gezeugen (Peter Schwalf und Dietherich Weinreiss, beide Schöffen des Dingstuhls Dottendorf, zu dem Friesdorf gehörte, Johann Giersberg Einwohner daselbst und Hans Adam Bartholl) zwischen funff und sechss Uhren, nachmittags Zeits in gltes verwirckt: und dem Gottesshauss Siegburg pleno iure eröffenedt: und caduc ahnheimbgefalleness Lehen, beyde Höff und Heuser, und zwarn erstlich in den Vulgo also genendt. Binssfeldisch. nachgehendts Mergenforstischen Hoff und

[1]) Akten in Köln. Stadtarchiv (Nr. 386 „Acta Friesdorf“ und Bibl. Alfteriana, Vol. 6 p. 285 ff.) und in Düsseldorf. Staatsarchive Siegburg. — B. XI, R. Nr. 247, „Lehen und Churmudsgüter zu Muffendorf“.)

[2]) Bibl. Alfteriana 6 p. 300 ff.

Hauss hingangen. Waselbst nach Verlesung obinserirdter Volmacht und gewalt, midt auf: undt zuthun der gadder, zu: und wiederumb aufschliessung der Haussthur, so dan ahnzundt: und ausslesehung dess fewrs, auf: und abschurtzung dess Heelhags (Haken um den Kessel über das Feuer zu hängen), fort abnehmung dess darahn hangenden duppenss (Topf) animo et corpore realiter et actualiter die unyrdt: und coniungirte possession und besitz ergriffen und eingenohmmen; Warauf weil der abendt und die nacht eingefallen: also seindt mehr wohlgemeldte Herrrn Mandatary sambt bey sich habenden Secretario und Einem Diener mit dreyn pferden neben mir Notario, zu mehrer ub: exercir: und Continuirung ihrer also rechtmesig ergriffener possession, dieselbe nacht in ghten beyden Höffen divisim zugleich verblieben. Diesem nach dess folgenden Tags uff Dienstag den vier und zwantzigsten Tag obgh. monats Septembris Vormittags zeidt zwischen sieben undt acht Uhren ungefehr, haben oftt wohlgemeldte Herren Mandatary sämptliche Weingardts Leuth, so auss diesem Lehen einige güter und weingarten im baw undt lehnung hatten; zu sich in gemeldten Mergenforstischen Hoff und Hauss beruffen lassen; mitt welchen vielbesagte HH Mandatary neben mir Notario und unten gl gezeugen ebenfalss hinausgangen; gestaldt in gleichen, in den Wein- und Baumgardten Hecken, Busch, Wiesen und Ackerlandt den erledigten Besitz derselben wurcklich zu apprehendiren und einzunehmen; waruber dan zum Ersten in dem hinder der schewrn liegenden garten midt abbrechung einess Zweigs von Einem Bierbaum und aufnahm der Erden, darnach alsspaldt in denen, durch die utiles Dominos et Possessores invito Domino Directo, abgetheilten Binssfeldischen und Mergenforstischen Weingarten so neben ein ander gelegen, mit abbrechung einiger reben, auch auffnehmung dess grundts, von danen in die negst hinder den Weingarten gelegene zwischen beiden hoven gemeine Busch und Hecken, midt abschneidung einess grunen stöckgenss sambt dem Laub auch auffnehmung dess Most midt der Erden, ferners in dern also genöndten Banzel (?) Benden auf Binssfeld: und zugleich Mergenforstischer seithen, midt abnehmung dess grass sambt der Erden; von dannen wiederumb auff negst dabey ahnschiessendem Ackerlandt von beiden seithen dess höffs, deren stuck einss brach, dass ander umbgeackerdt gewesen, mit Uffhebung einiger schörn (mit der Schaufel zusammengescharrte Erde) von der Erden; Endtlich undt letztlich in denen in gltem Dorff Friesstorff vor der Thur, dess Mergenforster hoffs gelegenen baumgardten midt abbrechung einiges Zweigs von Einem Jungen Nussbaum, sodan uffnehmung grass und Erden, midt Leib undt gemuth und sonderlichen dabey vorgangen thätlichen und wircklichen solennitedten und formalien, obgemelte unyrdt: und coniungirdte possession dess uralten Siegburgischen Lehenss und freyadtlichen sitzes zu friestorff wurklich ahngedtretten, apprehendirt und eingeraumedt, und wollen danebenss mehrberurdte abgeordtnedte HH. Mandatary midt diesem ausstrucklichen Beding durch vorbeschehene actus possessorios offndtlich zu

verstehen geben und bezeugt haben, dass Sie dieses ihres gotteshauss lehenss besitz und possession, midt allem seinem ahn und zubehoer, zinssen, pfächten, weingewachss, einkombsten, rhenten, und gefällen sambt ahnklebenden recht: und gerechtigkeiten, nichts davon aussgenohmmen, also und dergestalt apprehendirt und eingenohmmen haben wollen, alss wan sie auch in allen und jeden Wein: und Baumgardten durch alle Busch und Hecken, auf einem jeden stuck wiesen und ackerlandt, Jtem auf allen und jeden appertinentien, ort undt Platzen, klein und gröss gewesen wehren, und derselben Besitz absonderlich auch ergriffen, apprehendirt und eingenohmen hetten; Wolten auch hinfuhro sothane ietz ein- undt ahngedtrettene possession und zugenohmmeness Besitz recht in nahmen ihress gottesshauss, crafft habenden befelchss und gewalts einbehalten und continuirt haben, wie sie dan gegenwertiglich durch ihre vernbende handtlung, dasselbe Besitz recht und possession, durch alda Verbleibung oft ernendten Gottesshauss Secretary und Einess Dieners, et sic per hos et omnes consequentes actus bester gestalt rechtens crafftige continuirten, und beharlich, cum veteriori quatenus et in quantum opus apprehensione facta et facienda volnstrecken und so viel die notturfft anitzo erfordert uben und exerciren wolten."

---

2. Die Wurzel des Lebens.

Von Dr. R. Sprenger in Northeim.

I. Im Volkbuch vom Doktor Faust Nr. 51 (Abdruck der 1. Ausgabe von 1587 in W. Braunes Neudrucken deutscher Litteraturwerke Nr. 7 und 8, S. 96 f.) wird von den Vorstellungen berichtet, die vier Zauberer auf der Frankfurter Messe veranstalteten: Auff dem Tisch aber hatten sie ein Glass Hafen, mit destilliertem Wasser, Da einer under jhnen der fürnembste Zauberer war, der war jhr Nachrichter, der zauberte dem ersten ein Lilien in den Hafen, die grünete daher, und nannte sie Wurtzel dess Lebens, darauff richtet er den ersten, liess den Kopff barbieren, und satzte jhme hernach denselben wider auff, alsbald verschwande die Lilien, unnd hatte er seinen Kopf wider gantz, das thet er auch dem andern unnd dritten gleicher gestalt, so jhre Lilien im Wasser hatten, darauff die Köpffe barbiert unnd jhnen wider auffgesetzet wurden, Als es nun am öbersten Zauberer unnd Nachrichter war, unnd seine Lilien im Wasser auch daher blůhete, unnd grůnete, wurde jhm der Kopff abgeschmissen, und da es an dem war, dass man jhn zwagete unnd barbierete in Fausti Gegenwertigkeit, den solche Bůberey in die Augen stach und verdross, den Hochmuth des Principal Zauberers, wie er so frech mit Gottslästern und lachendem Mund jm liess den Kopff herab hawen. Da geht D. Faustus zum Tisch, da der Hafen unnd Lilien stunden, nimbt ein Messer, hawet auff die Blumen dar, und schlitzet den Blumen [stengel von einander, dessen niemandt gewahr

worden, Als nun die Zauberer den Schaden sahen, ward jre Kunst zu nicht, und kundten jrem Gesellen den Kopff nicht mehr ansetzen. Musste also der böss Mensch in Sünden sterben und verderben, wie dann der Teuffel allen seinen Dienern letztlich solchen Lohn gibt, und sie also abfertigt.

Dass dieser Glaube, der sich mit der Vorstellung von dem Fortleben menschlicher Seelen in Blumen berührt, über die A. Koberstein und Reinh. Köhler im 1. Bande des Weimarischen Jahrbuchs, her. v. Hoffmann v. Fallersleben und Oskar Schade, gehandelt haben, sich noch bis auf die neuste Zeit erhalten hat, beweist eine Aufzeichnung aus dem Jahre 1851 in Pröhles Harzsagen, 2. Aufl., in einem Bande, Leipzig 1886, Nr. 264, überschrieben „Der Gaukler zu Stolberg". In der Herrschaft Stolberg hat man einen Gaukler erzürnet und seine schwarze Kunst verlachet. Da baute und zauberte er einen lustigen und schönen Lilienstock auf den Tisch, rüstete sein Pferd, führete es an die Pforte und sprach: „Lasset mich und meine Kunst zufrieden, oder ich haue diesem Lilienstocke den Kopf ab." Da sie ihn nun noch mehr plageten, zog er seinen Dolch, hieb damit eine Lilie vom Zweige ab und fuhr davon. Nach einer Stunde fand man einen geköpften Mann im Stalle, der war tot und blieb tot.

Eine ähnliche Rolle spielen drei Rosen in einer Aufzeichnung von zwei Schwarzkünstlern in Osterode a./Harz. Man möge die etwas phantastisch aufgeputzte Erzählung bei A. Ey, Harzmärchenbuch, S. 107, (wieder abgedruckt in Grässes Sagenbuch des Preussischen Staats, Bd. 2, S. 956 f.) selbst nachlesen. Vielleicht aber wissen unsere Leser noch andere Ueberlieferungen von der „Wurzel des Lebens" mitzuteilen.

---

3. Zungenübungen aus Preussen II.

Von A. Treichel.

29. Frötz frett fett [Schöpse-]Fleesch. (Fr. 401.)

30. Frisch, Fritz, friss frische Fische, Fritz! (Fr. 402.)

31. Fischers Fritz fischt frische Fische; frische Fische fischt Fischers Fritz.

32. In der [frühen] Frische fischen Fischer frische Fische.

33. Frische Fischer fischen in der Frische frische Fische. (Fr. Nachtr. i. A. M. S. 28. Nr. 154.)

34. Fritze frass frische Fische; frische Fische frass Fritze.

35. Fritzchen, Fritzchen, freu' Dir; freu' Dir, Fritzchen.

36. Fünf und zwanzig [fünfzig] Ellen blau Florettband. (Fr. 403.)

37. Jene graue Gans ging jenes grüne Gras grasen. (Fr. 404.)

38. Jen' grau Gans geit (geht) jen grenet Gras grase. (Fr. Nachtr. i. A. M. S. 28. Nr. 155.)

39. Jun' (Euere) grau Gans ging ön jenne greene Garde grase. (Fr. 405.)

40. Eine gute gebratene Gans, [mit goldenen Gabeln gegessen,] ist eine gute Gabe Gottes. (Auch Berlinisch mit j gesprochen.)

41. Hack Pack schlägt sich, Hack Pack verträgt sich. (Mohrungen.)

42. Hans, hör' hier her! hol' hinter Hüter's Hans Hasselholz her! (NB. Holz des Haselnussstrauches.) (Mohrungen. Fleischer.)

43. Hinter Hackert's Haus haut Hans Holz.

44. Hans haut Holz, hinter Häcker's Hinterhaus haut Hans Holz. Fr. 406. Vgl. Rochholz 27, 12.

45. Hans hü hinda Hamann's Huus Holt. (Fr. 407.)

46. Hans heit (haut) Holt, hinder Herrn Hinderhus heit Hans Holt. (Fr. Nachtr. i. A. M. S. 28. Nr. 156.)

47. Hans hackt Holz, hinter's Herrn-Hirtenhäuschen hackt Hans Holz; hätte Hannchen Hansens hübsches Herzchen hinter's Herrn-Hirtenhäuschen hacken hören, hätte Hannchen Hansens hübsches Herzchen hinter's Herrn-Hirtenhäuschen hacken helfen. (Königsberg. Fr. Nachtr. i. A. M. S. 28. Nr. 157.)

48. Heisst es: gehiessen, gehaassen oder gehoossen? Nein, es haasst: geheissen!

49. Hitze, Hitze, [heisse Hitze], hat se, sagt se, hätt' se [und da war se weg im Nu].

50. Heess heisst et nich; heiss heesst et. (Ostpreussen. Fleischer.)

51. Piefke lief die Stiefel schief.

52. Jung, segg dem Jung, säd de Jung, dat de Jung dem Junge seggt, dat de Jung dem Junge Ete dräggt. (Fr. Nachtr. i. A. M. S. 28. Nr. 158.)

53. Jung, sag dem Jung'n, dass der Jung' dem Jungen sagt, dass der Jung den Jung'n [Hund] rausjagt. (Auch plattdeutsch.)

54. Jung, säd de Jung, dat de Jung dem Junge seggt, dat de Jung de Schwien utjeggt. (Danzig-Einlage. Fr. 408. Vgl. Simrock, 959.)

55. Kiek in de Kök! (Guck in die Küche.) (Zugleich Thurm in Danzig.) (Mohrungen. Fl.)

56. Die Katze tritt die Treppe krumm.

57. Der Kater tritt die Treppe krumm, die Katze tritt sie gerade.

58. Die Katze guckt aus dem Ofen in den Topf. Guck! sagt die Katz'.

59. Keine kleinen Königskinder können keinen kleinen Kirschkern knacken. (Ostpr. Fleischer.)

60. Kein klein Kind kann keinen kleinen Kirschkern knacken. Aehnlich vgl. Fr. 411. Simrock, 969.

61. Kein klein Kind kann keinen kleinen Kohlkopf kochen.

62. Kein klein Kind kann keinen kleinen Kessel Kohl kochen. Fr. 409.

63. Kein klein Kind kann keinem König keinen Kalbskopf kochen. (Fr. 410. Vgl. Rochholz, 26, 5. Simrock, 970.)

64. Kein klein Kind kann keinem König keinen kleinen Kalbskopf kochen. (Samland, Korkehnen. Fr. Nachtr. i. A. M. S. 28. Nr. 159.)

65. Kleine Kinder kugeln mit den Kugeln gern; gern mit den Kugeln kugeln kleine Kinder.

66. Klook koose kost't kein Göld. (Fr. R. A. I. 3085. Plattdeutsch für: Klug reden kostet kein Geld.)

67. Ein konstantinopolitanischer [neapolitanischer] Dudelsackspfeifergeselle [Dudelsackspfeifenmachergeselle]. (Aehnlich vgl. Fr. 412.)

68. Öck kak e Kopp ön e kopperne Topp. (Fr. 413. Vgl. Simrock, 974.)

69. Ick steck min Kopp in'n koppernen Pott; in'n koppernen Pott steck ick min Kopp.

70. Ein krummer Krebs kroch über eine krumme Schraube.

71. Potz, Kreuz, Kringel und Zwieback. (Zugleich Fluch. Mohrungen. Fl. — Brünhausen: Kaufmann.)

72. Ons Kau frett Knotte (Flachsknoten), Knotte frett ons Kau. (Fr. 414. Vgl. Simrock, 971.)

73. Droschkenkutscher, die vor einem Chocoladenladen Laden laden, laden Ladenmädchen sich zum Kaffee [zum Frühstück] ein.

74. Lirum larum Löffelstiel! (Zugleich ein Kinderspiel!)

75. Luise, lasse den Lumpen [die Luft] los!

76. Wenn man macht, was man macht, kann man nicht mehr machen, als man macht.

77. Maler, mal' mir mal meine Male (Amalie). (Fr. 417.)

78. Wenn mancher Mann wüsste, wer mancher Mann wär', Gäb' mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr'. Weil mancher Mann nicht weiss, wer mancher Mann ist, Darum mancher Mann manchen Mann manchmal vergisst. (Fr. 418*. Vgl. Rochholz, 29, 22. Simrock, 978.)

79. Maus Mehl ass, Has' Kohl ass, Kuh Klee fand, den sie ass. (Stawiska, Kr. Berends.)

80. Meister, de Vagel möt dem lange Zagel, öss dat nich e Heister? Elster heisst der Vogel! Heisst er Elster? Elster heisst er! (Elbing Fr. R. A. I. 2603.)

81. Gode Morge, Meister Heister! De Meister Heister lätt bödde om e Bêtke Kleister. Wenn de Meister Heister ward koake den Kleister, ward de Meister Heister wedderschöcke dem Meister Heister den Kleister. (Wehlau. Bestellung eines Schuhmacherlehrlings, den sein Meister, namens Heister, zum Bruder schickte, um Kleister zu leihen. (Fr. Nachtr. i. A. M. S. 28. Nr. 167.)

82. Messwechsel für Wachsmasken, Wachsmasken für Messwechsel.

83. Welcher Metzger wetzt sein Metzgermesser?

84. [Mein] Meister Müller, mahle mir meine Metze Mehl; morgen muss mir meine Mutter Milchmus machen. (Aehnlich vgl. Fr. 416. Rochholz, 29, 20.)

85. Min Meller, mahlt mi min Metz Mehl, mine Mutter makt mi Mooss möt Melk. (Fr. 415. Vgl. Simrock, 976.)

86. Müller's Max mag manchmal mancherlei Männchen malen. (Danzig. Fr. Nachtr. i. A. M. S. 28. Nr. 162.)

87. A. 'n Morgen! B. 'n Morgen! Morgen! — A. Morgen? B. Morgen! — A. 'n Morgen! B. 'n Morgen. (Gespräch zwischen Barbier und Kunde.)

88. Mine Mûtter backt fine witte Weitebrôd. (Fr. Nachtr. i. A. M. S. 28. Nr. 161.)

89. Eine Mütze, eine Pelzmütze und eine rechte, echte, doppeltgefütterte Fuchspelzpudelmütze schickt der Meister Brant aus Kant und lässt dabei sagen frei, dass er der rechte, echte, doppeltgefütterte Fuchspelzpudelmützenmachermeister Brant aus Kant sei.

90. Neugen on neugenzig Schock Neugenogen. (Einlage. Fr. 419.)

91. Nimm se Du se Dir se denn se doch [man] (nur).

92. Ob wir aber über Ober- oder aber ob wir lieber über Unter-Ammergau gehen, weiss ich nicht.

93. Unser alter Ofentopfdeckel tröpfelt.

94. Panamakanalkrachskandal. (Neuzeitlich.)

95. Was Pape Popen sagt, ist Popen piepe; denn Pope piept [pupt] auf Papen! (Hauptmann Pape setzte dem Einjährigen Pope viel zu und dieser antwortete Obiges in Wirklichkeit dem ihn einmal fast bemitleidenden Unteroffizier.)

96. Piep's Pensionaere.

97. Der Potsdamer [Kottbusser] Postkutscher putzt den Potsdamer [Kottbusser] Postkutschkasten.

98. Der Kottbusser Postkutscher putzt den Kottbusser Postkutschkasten und der Putbusser Postkutscher putzt den Putbusser Postkutschkasten; aber der Kottbusser Postkutscher putzt nicht den Putbusser Postkutschkasten und der Putbusser Postkutscher putzt nicht den Kottbusser Postkutschkasten; sondern der Kottbusser Postkutscher putzt den Kottbusser Postkutschkasten und der Putbusser Postkutscher putzt den Putbusser Postkutschkasten. (Dr. Franke—Breslau.)

99. Popocatepetl und Zitlaltepetl. (Die zungenbrecherischen Vulcane der Geographiestunde!)

100. à propos, Papa! Papa, à propos!

101. Ein Reissender, der einen Reisenden, der in Reis reist, zerreisst. (Bild mit Löwe und Reisendem.)

102. Es ritten drei römische Ritter durch's römische Reich. [auch: durch eine samaritische Stadt.] (Fr. Nachtr. i. A. M. S. 28. Nr. 163.)

103. Dreiunddreissig rote Ritter ritten dreiunddreissigmal um das Rastenburger rote Rathaus herummen — rummen — rum. (Fr. Nachtr. i. A. M. S. 28. Nr. 164.)

104. Roland der Riese am Rathaus zu Bremen. (Uhland.)

105. Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor.

106. Ein Herr der höheren Aristokratie.

107. Ich soll, soagt se, so ane olle Kerl, soagt se, nähme, soagt se; lieber blaib' ich', soagt se, so ane arme Moagd, soagt se, hat se gesoagt, soagt se. (Heilsberg in Ostpr. Fleischer.)

108. Säd se [he], seggt se [he], hett se [he] [ge]seggt.

109. An der scharfen Ecke pfeift ein starker Sturm; ein starker Sturm pfeift an der scharfen Ecke.

110. Ein schauerlicher Lokalregen, ein lokaler Schauerregen; ein regnerisches Schauerlokal, ein schauerliches Regenlokal; ein regnerischer Lokalschauer, ein lokaler Regenschauer.

111. Der Mond schien schon schön!

112. Dies ist ein Scheit, ein wohlgeschliss'nes Schleisenscheit. Das schickt Frau Weissen aus Meissen und lässt sagen anbei, dass ihr Mann ein wohlgeschickter Scheitenschleisser sei und lauter wohlgeschickte Schleisenscheite schleiset. Er sitzt auf 'm Hof und eh' er noch 'nen Happen gebissen, hat er schon 'nen ganzen Haufen voll wohlgeschickter Schleisenscheite geschleist und geschlissen. (Aehnlich Fr. 730.)

113. Schnalle schnell die Schnallen an die Schuhe.

114. Schneiderscheere schneidet scharf; scharf schneidet Schneiderscheere.

115. Schniedersch' Scheer schnött scharp. (Fr. 421. Vgl. Simrock, 982.)

116. Schepper ging op Spickspeck. (Fr. 422.)

117. Schnelle Schüler schlittern gern. (schlittern, auf dem Eise einherglitschen.)

118. Schreier's schwarz Schwein hat ein schwarz schwänzelnd Ringelschwänzchen.

119. Sie sagt, sie soll so sehr schön sein. Soll sie so sehr schön sein? Sie soll's sein. (Fr. 420.)

120. Sieh, wie näht sie! Sieh, wie näht sie! (Vgl. die Lesungen von 67 u. s. w.)

121. Ich schrei'? (mit Schlag vor die eigene Brust). — Schreit er, ich schrei'! — Ich schrei'? — Er schreit! (Besser, etwas jüdelnd zu sprechen!)

122. Sechs mal sechs und sechzig Schock sächsische Schuhzwecken.

123. Sechs Schock Schnecken.

124. Sechs eckige sächsische Hechtsköpfe. (Fr. 423.)

125. Stahlblau Knopfloch, stahlblau Knopfloch.

126. Starr und stumm vor Staunen und Schrecken, wie 'ne Statue von Stein.

127. Kleines Pächtertöchtertechtelmechtelchen.

128. Hottentottenpotentatentantenattentäter.

129. Et heelt, kehlt on titt (zieht) de Hött (Hitze) af. (Von Wegerichblättern für schwer heilende Wunden.)

130. Tollheiten treiben taugt für die Jugend nicht; nicht für die Jugend Tollheiten treiben taugt.

131. Trau', treuer Trommler, trüglich trüben Träumen nicht, Treib' trotzig triumphierend fort das Traumgesicht. Trock'ne drum Thränen trag'schen Trübsals tröpfelnd auf, Trinke trauten Traubensaftes Trostestropfen drauf.

---

4. Mitteilungen aus dem Bremischen Volkleben.

Von Dr. Albert Hermann Post.

V. Der Volkreim durchspinnt das ganze Leben des niedersächsischen Bauern von der Wiege bis zur Bahre. Es giebt keine Situation in seinem Leben, kein Ereignis, welches nicht seinen hergebrachten Reim hätte. Sehr viele dieser Volkreime sind ein festes Erbgut umfangreicher niedersächsischer Kreise, wobei es natürlich an lokalen Varianten nicht fehlt.

Zahlreich sind zunächst die Wiegenlieder. Zur Beruhigung des Kindes werden vor Allem die Haustiere herangezogen. Eine bedeutsame Rolle spielt das Schaf. Es ist in einer grossen Menge von Reimen verwandt.[1]) In Bremen sind namentlich folgende Verse gebräuchlich:

Slaap Kindken, slaap!
Da buten steit en Schaap,
Dat is di gar en framet Blood,
Drum sunt em alle Minschen good.
Slaap Kindken, slaap!

oder:

Da buten steit en Schaap,
Dat het so witte föte,
Dat gift de Melk so söte.

Wegener I, 3, Nr. 10. Ethnol. Mitt., Bd. II, H. IX—X, 262.

Ferner erscheint das Schaf in folgenden Versen:

Slaap, Kindken, slaap,
Da buten steit en Schaap,
Dat het so kruse Wulle,
Dat givt de Melk so strulle.

Slaap Kindken, slaap etc.,
Dat stott sik an en Strükelken,
Da dä em weh sin Bükelken;

oder:

Dat stott sik an en Steneken,
Da dä em weh sin Beneken.

Slaap u. s. w.,
De Vader hot't de Schaap,
De Moder plant't de Bonen,
Dat wil er God belonen.

Diermissen, S. 6.

Nächst dem Schafe spielt die Kuh (im Kindermunde Buko) eine Rolle. Die Kuhlieder schliessen sich regelmässig an grössere Städte an. Das bekannteste ist folgendes:

Buko von Halberstadt,
Bring min litjen Jungen wat,
Wat schal ik em denn bringen,
Paar Scho mit goldnen Ringen,
Da kan he regt mit springen.

---

[1]) Man vgl. z. B. Grote a. a. O., S. 37—42, Nr. 11—15, 19—23.

Der Vers ist auch sonst in Niedersachsen verbreitet. Pommersche Bl. I, 15, II, 48. Korrespondenzbl. IV, 45. S. Schütze I, 177—178. Wegener I, 21, Nr. 75. Mehrere Litteraturnachweise s. bei Frischbier. „Buköken“ ist das Herrgottskäferchen (Coccinella), wie sich aus Rochholz Bemerkungen (Allem. Kinderl. und Kinderspiel aus der Schweiz) zu Nr. 184, S. 92 f., ergiebt. Der Sinn des Bremischen Verses wird klar durch ein ähnliches auf ein Pferd sich beziehendes Bremisches Lied:

Hopp min Peerdjen na der Stad,
Bring min litjen Janman wat.
Wat schal ik em denn bringen?
'n groten Sak mit Kringeln.
Zukkerbrot un Mandelkeern
Mag min litje Janman geern.

Frischbier, S. 16, Nr. 70.

Es handelt sich um weiter nichts, als dass der Bauer, wenn er in die Stadt fährt, seinen Kindern etwas mitbringt. Als Schenkgeber wird dann nicht der Bauer angesehen, sondern die Kuh oder das Pferd, welches den Wagen zieht.

Andere Kuhverse sind die folgenden:

Buko von Bremen,
Laat usen Jan betämen.
Lest du usen Jan betämen nig,
So bist du ok Buko von Bremen nig.

Hier wird die Kuh aufgefordert, das Kind gewähren zu lassen, es nicht zu stossen. Auch dieser Vers ist nicht auf Bremen beschränkt. S. Schütze I, 178; Diermissen, S. 5; Wegener I, 22, Nr. 76.

Ein dritter Bukovers:

Buko von Halle,
Wat deist in usem Stalle?
Ene litje bunte Ko
Hört den söten Hinnerk to.

ist in Bremen dadurch lokalisirt, dass an die Stelle von Halle das kleine Bremische Dorf „Walle“ gesetzt ist.

Die Verbindung der Kühe mit der Stadt auch in diesen Versen hängt wohl mit den Viehmärkten zusammen. Die neuangekaufte Kuh ist alsdann für das Kind zunächst etwas Fremdes. Die Kuh muss sich erst an die Hausgenossen gewöhnen und das Kind muss erst lernen, dass die neue Kuh nun auch zum Hause gehört.

Andere Haustiere, welche in den Wiegenliedern vorkommen, sind Hund und Katze. So heisst es:

Eia popeia in Suse,
Litje Puskatte de geit musen;
Litje Wauwau de wil en Hasen jagen,
Dat schal usen Jan Hinnerk hagen.

Wegener I, 10, Nr. 36.

Die Katze speziell erscheint in folgendem Verse:

Suse buse Kättjen
Leep aver den Saal;
Suse buse Kättjen
Kam wedder herdal.

Suse buse Kättjen,
Wo wult du na to?
Ik wil na Nabers Huse to,
Da slachtet se'n Swien.
Da drinket se Wien,
Da wilt wi regt dapper lustig sin.

Das Lied findet sich auch sonst als Volklied in folgender Form:

Puskatte, wo wult du hengaan?
Ik wil na Nabers Doortjen gaan,
Da slacht wi en Swien,
Da drinkt wi den Wien,
Da wil wi van Avend regt lustig sin.

Wegener I, 23, Nr. 80 und 81.

Auch die Mäuse erscheinen im Wiegenliede. Ausserordentlich bekannt, auch wohl heute noch, ist folgender Reim:

Eia popeia, wat russelt im Stro?
Dat sunt (doot) de litjen Müse, de hevt kine Scho.
Schoster het Ledder, kin' Leesten darto,
Drum möt de litjen Müse wol barfötjes gaan.

Statt Müse wird auch wohl „Göse“ gesagt, und der Schlussvers lautet auch wohl: „Drum gaat se nu baarfoot und wakkelt sich so.“ Schütze I, 298; Tuxen 75, 90; Frischbier 7; Wegener I, 9, Nr. 31; Lemke, Volktüml. a. Ostpreussen I, 119; Ethn. Mitt. a. Ungarn, 1. Jahrg., III. H., S. 358.

Auch das Huhn hat seinen Vers. Er lautet:

Puthöneken, Puthöneken,
Wat deist up usem Hof?
Du plukst mi alle Blömkens af,
Du makst idt gar to grof.
Min Moder wil di fangen,
Min Vader wil di slaan,
Puthöneken, Putthöneken
Wo wil idt di ergaan;

oder auch so:

Tuk, tuk, min Höneken,
Wat deist in usem Hof?
Pluckst mi all de Blömeken,
Makst idt gar to grof:
Moder wil di krigen (oder: Moder mogde kiven,)
Vader wil di slaan.
Tuk, tuk, min Höneken,
Laat du de Blömken staan.

Tuxen 78; Wegener I, 25, Nr. 85; Lemke I, 119; Pommersche Blätter I, 143; Frischbier, S. 20, Nr. 80—84; Raabe 171.

Eine weitere Figur, welche im Bremischen Wiegenliede auftritt, ist der sogen. Bumann. Dem Kinde, welches nicht ruhig sein will, wird gedroht, der Bumann komme. Der Bumann ist ein alter Mann mit einem Sack oder einer Kiepe, in welche er die unartigen Kinder steckt. Er erscheint in verschiedenen Formen, z. B. in folgenden Versen:

Eia in Suse,
De Pracher steit im Huse
Wol mit sin groten leddern Sak,
Wo he de Kinner rinner stak,
De nig wilt ruig slapen,
He makt den Sak al apen.

Vrgl. Frischbier 8, Nr. 31.

Oder:

Hör, Kindken, hör,
Wer steit vor use Dör,
En Mann mit der koppernen Kipen,
De wil usen Hinnerk gripen.

Diermissen, S. 5; Tuxen, S. 79; Wegener I, 16, Nr. 56 und 57; Ethn. Mitt., II. Bd., VI.—VIII. H., S. 188, zu vrgl.

Zu diesen Bumännern gehört auch der bereits erwähnte reiche Peter Kruse. Auch der heilige Nicolas, im Volkmunde Sunder Klaus genannt, gehört hierher. Er ist der einzige Heilige, der in Bremen noch sein Fest hat. Am 6. Dezember stellen die Kinder einen Teller unters Bett. Je nachdem sie sich gut oder schlecht betragen haben, bringt ihnen der Sunder Klaus über Nacht Zucker- und Backwerk, welches von den Bäckern der Stadt eigens zu diesem Zwecke in altertümlichen Formen gebacken wird, oder eine Rute. Ein besonderes Lied hat der heilige Nicolas in Bremen nicht. Doch ziehen vermummte Jungen am Abend des 6. Dezember in den Strassen umher und recitiren in den Häusern, indem sie durch Aufstossen von Stöcken auf den Fussboden einen entsetzlichen Lärm vollführen, einen höchst modernen Bettelreim, der etwa folgendermassen lautet:

Sunder Klaus, de groote Mann,
Kloppt an alle Dören an,
Litje Kinner bringt he wat,
Grote Kinner stikt he in'n Sak
Halli hallo, halli hallo,
So geit na Bremen to.

Steveln ohne Hacken,
De kön wi nig berappen.
Steveln ohne Solen,
De kön wi nig betalen.
Halli hallo, halli hallo,
So geit na Bremen to.

Ik bin en armet Schipperskind,
Un mot min Geld verdenen,
Mot alle Dag' in't Water staan
Mit mine korten Been (oder: scheven),
Halli hallo, halli hallo,
So geit na Bremen to.

Niederd. Korrespondenzbl. III, 57; Wegener III, S. 304, Nr. 1067; Volkkunde, niederl., 24 ff.; Ons Volkleven I, 4.

In anderer Weise wird das Kind bange gemacht in folgendem Verse:

Hör, Kindken, hör,
De Pott, de brikt dat Öhr.
Har dat Kind man stille swegen,
Weer de Pott wol hele bleven.

Doch kehrt man die Sache auch wohl um, indem man sagt:

Har de Pott dat Öhr nig braken,
Har dat Kind wol länger slapen.

Wegener I, 16, Nr. 56.

In anderen Wiegenliedern wird dem unruhigen Kinde geschmeichelt, z. B. in folgendem:

Eia popeia will't Kindken nig swigen,
So will wi em geven Zukker un Figen,
Zukker un Figen un Mandelkeern,
Det itt use Jan Hinnerk so geern.

Wegener I, 24, Nr. 82; Ethn. Mitt., II. B., H. IX—X, 211.

Oder es wird zu beruhigen versucht:

Eia popeia slaap söte,
Ik wege di mit twe Föte,
Ik wege di mit en paar bunte Scho,
Slaap un do de litjen Ogen to.

Diermissen, S. 4; Frischbier 6; Wegener I, 4, Nr. 13; 10, Nr. 33, Anm. 18, Nr. 62.

In einem anderen Verse unterdrückt die Mutter ihren Aerger über das schreiende Kind:

Suse Kind, ik weege di,
Weerst du grotter, slög' ik di.
Averst du bist nog veel to kleen,
Most nog jümmer weeget sin.

In anderen Versen reflektirt die Mutter über die Zukunft des Kindes:

Eia popeia popei,
Ik kaake dem Kindken en Brei,
Do 'er en halv Punt Botter in,
Denn krigt dat Kind en smid'gen Sinn.

Schütze I, 299; Diermissen 4; Frischbier II, Nr. 48; Wegener I, 6, Nr. 22; Johannsen, Nordfr. Sprachproben, S. 266.

Oder nach anderer Richtung in folgenden Versen:

Eia Brunelle,
Ik weege 'n litjen Junggeselle,
Ik weege em alle Dage so geern,
Ik meen, idt schal min Brügam noch wer'n.

Eia Pottü,
Ik weege en litjen Muschü,
Min litjen Muschü, den weeg' ik so geern.
Ik hape, dar schal nog wat Godes ut wer'n.

Eia Brunelle,
Ik weege so 'n litje Mamselle,
Ik weege min litje Mamselle so geern,
Dar kan nog en litje Madam ut wer'n.

Wegener I, 8, Nr. 28, 29.

Sogar die Zwillinge sind im Wiegenliede nicht vergessen:

Eia in Suse,
Twe Weegen in enem Huse,
Wenn'r twe Weegen im Gange wer'n,
Mot dat usem Vader nig bange wer'n?

Husse bussee!
Dat ene Jaar twe,
Dat anner Jaar nog en Paar,
Geit use Weege jummerdaar.

Wegener I, S. 10, Nr. 35; Frischbier, S. 9, Nr. 38; Schütze I, 298; Ethn. Mitt. a. Ungarn, H. IX—X, 262.

---

5. Das Hochzeit-Heulbier im Brohlthal.

Von Heinrich Merkens.

II. Dieser Hauptwunsch bezieht sich natürlich auf die Ankaufsumme, die „Entschädigungs-Gab“, den nervus „rerum gerendarum“ der ganzen Geschichte. Und nun folgt der

Machtspruch

um das übliche Heulbier.

Guten Abend die hochedlen Brautgäste insgesamt,
Insbesondere die Jungfrau Braut und der Herr Bräutigam;
Wir kämen gern zu Ihnen dorthin gegangen,
Damit Sie alle hörten, was unser Verlangen,
Welche Macht hat unser heiliger Johannes-Stab[1])
Zu fordern für uns eine Entschädigungs-Gab,
Verbunden mit einer ganz grossen Straf.
Wir schreiben diese einfach und geschwind,
Dass Sie, Herr Bräutigam, in drei Punkten straffällig sind.

Erstens:

Sind Sie, Herr Bräutigam, in unsern Rosengarten hineingekommen
Und haben, ohne uns zu fragen, unser schönstes Röslein herausgenommen,
Auf welches wir gesetzt all unsere Hoffnung und Freud,
Damit dieses gedeihe zur Zierd für uns junge Leut,
Da dieses Röslein jetzt unser nicht mehr ist,
Sind Sie, Herr Bräutigam, der Strafe ganz gewiss.
Sie werden als Entschädigung uns geben eine ganze Ohm Wein,
Die wir an Ihrem Hochzeittage trinken werden allein.

Zweitens:

Sind Sie, Herr Bräutigam, in unsern Schafstall hineingerutscht
Und haben unser allerbestes Lämmlein herausgehutscht,
Worauf wir alle hatten gesetzt unsere Hoffnung und Freud;
Dafür werden Sie uns geben, Herr Bräutigam, heut:
So viel Schinken und so viel Braten
Als unser Junggesellen-Tisch kann tragen,
Und noch so viel Bier und Branntwein dabei,
Wie für uns alle nötig sei.

Drittens:

Bringen wir Ihnen unsere allergrössten Klagen,
Welches wir uns getrauen, hier vorzutragen:
Es war nicht das Rös- noch Lämmlein, nein, —
Es ist unsere schönste Jungfrau und fein,
Die wir lange Jahre haben müssen verwahren
Vor Feuer, Wasser, Brand und sonstigen Gefahren.
Hierfür wünschten wir ein paar Dutzend Thaler zu haben,
Um auch an Ihrem Hochzeitfeste unsere Herzen zu laben.
Weil wir nun die Jungfrau Braut verwahrt vor Wasser und Brand,
Wie dies hier einem Jeden ist recht wohl bekannt,
Und diese nun doch müssen verlieren,
Wollen wir auch mit dem Herrn Bräutigam accordiren:
Schicken Sie uns lieber das Geld in Baar
Als Wein, Bier, Branntwein und nicht klar,
Hätten wir aber zu viel gefordert gehabt,
So dingen Sie uns dies mit zwei Worten ab.
Weil wir Brohler Junggesellen alle Abend beisammen sein,
Soll eine honorige Entschädigung gut für uns zum Verzehren sein
Für diese Ihnen, Herr Bräutigam, erwiesene Ehr'
Diese ist erbüblich und dann folgt keine mehr.
Vergessen Sie uns nicht und schicken bald es ein,
Damit wir auch alle vergnügt an Ihrem Hochzeittage können beisammen sein,
Und dann werden wir singen: unser Spruch war recht,
Vergnügten Abend der Jungfrau Braut und dem Herrn Bräutigam bis ins Bett! —

[1]) Ein in der Johannisnacht (24. Juni) aus der Haselstaude (corylus avellana) geschnittener Stock, der, nach dem Volkglauben, auf allen Wegen Glück bringen und vor bösen Geistern schützen soll.

Wenn wir nun fragen, wie die vorhin genannte Sitte und Aehnliches entstanden sind, brauchen wir wohl nicht bis nach Westafrika oder nach Syrien oder nach Alt-Babylonien zu gehen.[1]) Ihr Ursprung liegt, glaube ich, viel näher, und erinnere ich hier nur an die früheren leibherrlichen Rechte der Grund- und Lehnherren in Deutschland. Die alte Befugnis des freien Grundeigentums, vermögen deren der Leibeigene sich nicht ohne Erlaubnis seines Eigentümers verheiraten durfte, und zwar bei Strafe der Verwirkung sämtlicher Habschaft oder wenigstens einer Geldbusse, ging auch in die Lehnverhältnisse über. Denn ungeachtet der grossen Verschiedenheit in den einzelnen Gebieten sehen wir noch im 13. Jahrhundert die Grundherrschaft das Recht der Genehmigung ausüben, wenn guthörige Mädchen hinausheiraten wollten. In solchen Fällen wurden ihnen die Erlaubnis zu einem Ehebündnisse niemals ohne Gebühren erteilt.[2]) Da die Zeit nicht still stand, wenn sie auch nur langsam vorrückte, schwächte sich dieses grausame und ungerechte Dienstrecht, das sich durch Herkommen gebildet, nach und nach ab, bis es denn zuletzt, im 17. und 18. Jahrhundert, nur noch sozusagen traditionell in der Form eines bescheidenen „Hochzeit- oder Ehekaufzinses“ ausgeübt wurde. Die französische Revolution erst machte ihm ganz ein Ende. Es ist nun, wie gesagt, meine Ansicht, dass der vorhin angeführte heute noch an manchen Orten bestehende Gebrauch ein Nachklang aus jenen Zeiten des Lehnwesens ist, wenn auch nur ein ganz schwacher. Der Hang des Volkes zu Scherz und Fröhlichkeit mit etwas Spottlust dazu mögen ursprünglich wohl die Hebel gewesen sein, in die Vergangenheit zurückzugreifen. Die Anknüpfungpunkte hierzu lagen ja nah und boten sich gleichsam von selbst.

---

6. Geheime Sprachweisen.

Eine Umfrage von Krauss.

167—172. 1. In Schwaben ist unter den Schulkindern die Rew-Sprache gebräuchlich: Durewu birewist arewa Ereweserewel (Du bist a Esel).

2. Nach St. Johns Life in the Forests of the Far East, London 1862, sprechen die Haremdamen des Sultans von Brunei auf Borneo unter einander ihre eigene malaiische Dieb- oder La-Sprache, indem sie nach jedem Vokal ein La einschieben, z. B. Malarila statt Mari sagen (vgl. Ausland, Jahrgang 1862, S. 756).

Tübingen. L. G. Rath Bregenzer.

Herr O. Chrisman in Worcester, Mass., veröffentlicht (Science 12, I, 1894) zu unserem Stoffe weitere Beiträge, (s. Am-Urquell V, S. 74 ff.) Auch wirft er behufs Erlangung von Auskünften dreizehn Fragen auf. Zur Ergänzung unserer Materialien drucken wir den wesentlichen Teil der neuen Funde nach, was uns H. Chrisman wohl

---

[1]) S. Am Ur-Quell, IV. Bd., IX./X. Heft; S. 227: C. Rademacher, Maisitten am Rhein.

[2]) Vgl. Hüllmann, Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland, § 30. nfreie Dienstmannen, S. 369 ff.

nicht verübeln wird. Zu erwähnen ist, dass auch im bulgarischen Sbornik za narodni umotvorenija eine Rubrik ‚Geheime Sprachweisen‘ eingeführt ist, wo aber zugleich Geheimsprachen besprochen werden. Davon gelegentlich mehr.

William M. Gregg, M. D., New-York, sends te following secret language: "Olafoscarlafar Crilafistelafamalafan: "Halafavilafing olafobserlafirved alafan artafartilafecalafal ilatin Silafialafance olafon 'Selafecalafrete Lanafangalafage olafove Chilafreldelafrend,' ilafi ilafinclolafose thilafis notafote tulafu alafask ilafif oolafue halafave elafeverlafer selafene elefennelafeny lilafike ilafit."

The translation of the foregoing is: "Oscar Chrisman; "Having observed an article in Science on 'Secret Language of Children,' I inclose this note to ask if you have ever seen anything like it."

Dr. Gregg states that he has not used the language, except to himself, in over fifty years. He thinks it must have originated in his family, or in the neighborhood, at Elmira, N. Y., where he lived when a child. He and his younger brother became most proficient in the use of this language, although all the members of the family understood it, being used by them for ten or twelve years. The spelling of the words is quite arbitrary, the principal object being to disguise them as much as possible. Sometimes words were contracted, as in yalafas, for yes, fas was simply used, leaving off the yala. When the language is well spoken it sounds somewhet like Hebrew.

Miss Martha L. Sanford, Worcester, Mass., furnishes the following:

"Concerning the 'secret language,' Hog Latin, or rather the particular form of the dialect I knew, perhaps some concrete examples may be best, for instance: Cacry yougry uggry stagry Hogry Lagry? meaning, Can you understand Hog Latin?

"Igry wegry dowgry towgry thigry morgry. I went down town this morning.

"Itgry igry raigry horgry nowgry. I is raining hard now.

"Wegry shagry hagry agry greegry Chrigrymagry, Mrigry Praggry sagry. We shall have a green Christmas, Mrs. Pratt says.

"In order to represent the sounds I ought really to use the diacritical marks, since in writing the language (which I think I never did before, since it was, so far as I know, always a spoken means of communication) the same combination of letters may represent more than one word; for instance, wegry may mean went, we, well, wet, and so on. Of course, the sentences we composed were usually simple, and if the hearer failed to comprehend a word, it could be made plainer by simply adding the syllable gry to the word, as, wetgry, wentgry, etc."

It is pleasantly surprising that these two parties should each have furnished me something in secret languages which I had not met with before in my study.

Dr. Gregg gives the following numbering connected with his "gibberish," as he calls it:

"1, unzol or unica; 2, zulzol or ureica; 3, ziezol or irick;

4, zan or an; 5, filize; 6, falize; 7, niczol-tan or nicholastan; 8, minzol; 9, tinzol; 10, hoppzolan or hip.[1])

„The above are the numbers which were used in connection with the gibberish I have sent you. It may possibly be derived from some nursery rhyme, as you will observe that it has a sort of sing-song about it.“

Miss Sanford sends this small scrap of a cipher alphabet. I do sincerely hope she may get the whole oft it, as, if I recall correctly, otherwise than in her note I have not met the least intimation of any cipher being used, and, also, this so well shows the wonderful ingenuity of children: "With two or three intimates I arranged a cipher alphabet, using such symbols as ∞, ꞯ, for letters, and I think I have, packed away in California, some scraps of our correspondence, but unfortunately they aret at present unobtainable."

Mr. Oscar Chrisman's article (Science vom 19, 1., 1894) recalls to my mind the "Hog Latin" that I and my school-boy companions used to use, and by means of which we were able to carry on conversations which were altogether unintelligible to our parents and teachers. Our "Hog Latin" was formed by transferring the first consonant sound of a word to the end of the word, and then adding long a, as in the words doubt = oubt-da, book = ook-ba, house = ouse-ha. Long words were sometimes split up into syllables, and these syllables treated as shorter words, as: Language = angla-agegwa, suspect = us-sa-ect-spa. This language was defective in that it did not sufficiently disguise those words which begin with a vowel, as: Are = are-a, either = either-a, any = any-a. We used to get around that by avoiding the word I; using me instead, or by placing the accent in the wrong place, as: Either-a, calling it ee-thra.

I remember that I learned to use the language in a day or two, and after a short time did not have to stop to think how to make a new word, but was guided by the sound entirely. A couple of sentences will suffice to explain the language: Where are you going this morning? Ere-wha are-a oo-ya oing-ga is-tha orning ma?

When this language is spoken rapidly it is difficult for those not in the secret to catch what is said. En-wha is-tha ang-la-edge-gwa is-a oken-spa apid-ra-e-la it-a is-a iffi-da-ult-ca or-fa ose-tha ot-na in-a e-tha e-sa-et-cra oo-ta atch-ca ot-wha is-a ed-sa.

Metuchen, N. J. D. T. Marshall.

---

7. **Bauopfer.**[2])

Die Pferdeköpfe unter den Dielen und unter der Dreschtenne gehören entschieden dazu. Vor einigen Jahren wurde in Blankenese oder Sülldorf ein solcher unter dem Fussboden gefunden. Meyborg (Slesvigske Böndergaards, S. 18) erzählt von Fehmarn: Unter der

---

[1]) Vielleicht gehen diese Ausdrücke auf die deutschen Worte: Einzahl, Zweizahl, Dreizahl u s. w. zurück? K.

[2]) Vrgl. Ur-Quell I, 33, 85; II, 25, 110, 189, 190; III, 164, 165, 233; IV, 98, 195.

Diele findet man bisweilen einen Donnerkeil und einen Pferdekopf. Ein altes Sprichwort sagt: „Perdtkop in Deel gift Glück in't Hus." Dann ist zu erinnern an unser Ständerei, das mit einem Metalllöffel des 16. Jahrhunderts hier in der Flämischen Strasse gefunden wurde. Auch im Grunde des alten, ehemaligen Klostergebäudes, der Kirche gegenüber, fand man das Ständerei. Das Ei war jedenfalls die letzte Stufe des Brauches etwas Lebendes einzumauern. Was ich von dem Bauopfer in Schleswig-Holstein kenne, läuft zusammen in den Beobachtungen: Im Grund der Gebäude Thongefässe mit der Mündung nach unten gestellt, oft mehrere Reihen, auch etwas Eisen dabei, oder ein Gemäuer von Feldsteinen, dazwischen Pferdeknochen, Eisenreste (von irgend welchem Gerät), irdene Scherben und Asche und Kohlen. Ueber solche Rahmen von Feldsteinen mit Lehm ausgefüllt oder mit Steinen vollgepackt ist dann das Gebäude errichtet; wohl im frühen und späten Mittelalter. J. Mestorf. Kiel.

In dem vom berühmten Rabbi Jehuda Hachasid verfassten Buche der Frommen ist auch folgendes enthalten: Es ist gefährlich, ein Haus, auf einen Ort hinzubauen, wo ehedem noch nie eines gestanden; daher soll der Israelit solches unterlassen. Das wohl nur zum Teile beherzigend, haben ängstliche Israeliten, noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, wenn sie auf einem solchen Platze ein Haus aufgeführt, darein, bevor sie es bezogen, einen Hahn und eine Henne einquartiert und sie dann schlachten lassen. Diese Sühnopfer waren bestimmt, die den neuen Bewohnern männlichen und weiblichen Geschlechtes drohende Gefahr abzuwenden.

Die Furcht, auf nie zuvor bewohntem Boden ein Haus zu bauen, und das Bann- und Sühnmittel scheint gleichmässig heidnischen Ursprunges.

Merkwürdigerweise stellt auch der genannte Gelehrte, der im Mittelalter gelebt, den Grundsatz auf: Die Israeliten üben in der Regel die Bräuche der Bevölkerung, in deren Mitte sie leben.

L. Mandel.

In zwei alten Häusern in Lehe bei Lunden fand man unter der Lohdiele zwei Pferdeköpfe und zwei kleine oben und unten verschlossene Tönnchen. Auch hier kennt der gemeine Mann nicht mehr den ursprünglichen Zweck als eines Bauopfers, sondern sagt: man habe das deswegen getan, damit es beim Dreschen desto besser klinge.

Sterben die Kälber, so vergräbt man ein solches unter der Stallthürschwelle, und das Sterben hört auf. St. Annen in Dithm. Den Kopf eines gestorbenen Kalbes in das Eulenloch hängen verhindert gleichfalls das Hinsterben der Kälber. — Blankenmoor in Norderdithm. Ebenfalls soll es Glück für den Viehstand bringen, wenn man einen Pferdekopf in den Rauch hängt. Einen Igel im Stalle vergraben bringt Glück und Gedeihen für's Vieh, Stapelholm. Ein Hufeisen auf die Stallthürschwelle nageln, schützt vor Krankheit und Hexen. H. Volksmann.

8. Zur Volkkunde palästinischer Juden.

Ein Bericht von Benjamin Wolf Schiffer.

I. In Lemberg erschien im Jahre 1875 ein hebräisches Buch unter dem Titel „Schaare Jeruschalaim" (die Pforten Jerusalems) von Moses ben Menachem Mendel Reischer, einem österreichischen Juden, der in seiner frühesten Jugend nach dem heiligen Lande ausgewandert war und Land und Leute aus langjähriger eigener Anschauung kannte. Alles, was er darüber wusste, legte er in diesem Buch nieder; es ist dies eines jener Bücher, wie sie alljährlich den hebräischen Büchermarkt überfluten und meist ohne einer nähern Betrachtung unterzogen zu werden, der Vergessenheit anheimfallen. Dieses Buch verdient jedoch einem solchen Lose entrissen zu werden, wegen einigen Interesses, das es dem Volkforscher bietet. Es ist in einem ziemlich schlechten rabbinischen Hebräisch geschrieben, naive Schlichtheit wechseln darin mit bombastischen Phrasen ab. Es verfolgt die Tendenz, die jüdische Bevölkerung Europas an die Heiligkeit ihres einstigen Vaterlandes und das materielle Los der dort wohnenden Juden zu erinnern, damals noch meistens schwächlicher Greise, die ihre Gebeine dorthin gebracht, um sie in heiliger Erde zu bestatten, — in den traurigsten Farben zu malen, um so die europäischen Juden zu häufigerem Almosengeben anzuregen. Das Buch zerfällt in zwölf Abschnitte — „Pforten" genannt, von denen der erste eine Zusammenstellung der meisten im Talmud und in der spätern rabbinischen wie auch kabbalistischen Litteratur vorkommenden, auf Palästina bezüglichen Stellen enthält. Das meiste davon dürfte aus den vielen Uebersetzungen und Agada-Auszügen, die namentlich in Deutschland heimisch sind, bekannt sein. Die weitern drei Abschnitte enthalten eine geographische Skizze des Landes, ferner eine kurze Meteorologie, eine Schilderung der Fauna, wie auch eine sehr kurze unvollständige Darstellung der nachexilischen Geschichte der Juden in diesem Lande. Der dritte und sechste Abschnitt sind der Topographie und der Flora des Landes, der siebente dagegen der Darstellung der materiellen Verhältnisse der Juden gewidmet. Bis in die neueste Zeit, wo bekanntlich die in Palästina gegründeten jüdischen Ackerbaukolonien erfreuliche Fortschritte machen, lebten dort die meisten Juden, namentlich die aus Europa eingewanderten, überwiegend arbeitunfähige oder arbeitscheue Leute, von den mehr oder minder reichlich fliessenden Spenden ihrer europäischen Glaubengenossen.

Für unsern Zweck haben das meiste Interesse die nächstfolgenden drei Abschnitte, von denen der eine eine Beschreibung der Gräber der meisten im Heiligen Lande verstorbenen und daselbst zur ewigen Ruhe gebetteten Patriarchen und berühmten Rabbiner und Gelehrten enthält, der zweite die Sitten und Gebräuche der europäischen und eingeborenen Juden beschreibt, auch manches

Interessante über Sitte und Brauch der Araber und Türken berichtet, und der dritte viele Legenden und Sagen aus Palästina mitteilt. Mehrere dieser Legenden und Sagen sind von jeher unter den Juden geläufig: Die Sitten und Gebräuche haben, wie selbstverständlich Vieles mit denen europäischen Juden gemeinsam, jedoch zeichnen sie sich, namentlich die der eingeborenen Juden, dadurch aus, dass sie mehr mit Volkglauben durchsetzt sind; war doch Palästina der Tummelplatz, vielleicht gar die Geburtstätte der Kabbalah; auch hat dort Sabbathaï Zevi, der Pseudo-Messias gehaust; dorthin drangen die Strahlen europäischer Civilisation am spärlichsten, und die neuere hebräische Litteratur, die an der Aufklärung der Juden wohl den grössten Anteil hat, fand dort, bis in die neueste Zeit hinein, schwachen Eingang.

Ausser den angeblichen Patriarchengräbern zählt der Verfasser zahlreiche Grabstellen auf, darunter manche, denen ein Alter von mehr als zweitausend Jahren zukommen müsste, wenn man nämlich den Angaben des Autors, die auf örtlichen Traditionen fussen, unbedingten Glauben schenken wollte. Ausser den Gräbern der Patriarchen bietet das meiste Interesse das Grab des Rabbi Simeon ben Jochaï, des vorgeblichen thanaitischen Verfassers des Sohar, jenes Grundbuches der Kabbalah, das den meisten Juden des Ostens heute noch als hochheilig gilt.

Fromme Hände haben um das Grab eine weite Ringmauer gezogen, drinnen eine Synagoge und auch viele Wohnungen erbaut. Am angeblichen Sterbetage des grossen Rabbi, dem 18. des Monates Jjar, welcher der 31. der „Sephirah“ ist, (Mitte Mai) versammelten sich die Juden Palästinas sehr zahlreich dahin, um das „Jtilula“ (Freudentag; der Sterbetag eines Heiligen, gilt als solcher, nach kabbalistischer Auffassung, weil er der Anfang eines höhern Lebens ist,) festlich zu begehen; sogar aus Persien und der Türkei kommen Pilger. Die Nacht hindurch wird in der Synagoge gebetet, und gewisse Partien aus dem Sohar werden gelesen. Auf einer steinernen Säule befindet sich ein eigenes zu diesem Zwecke hergerichtetes weites Gefässe, in welches man das feinste Oel schüttet, das dann angezündet wird. Das Anzünden gilt als grosse Ehre, und wird teuer erkauft; der Preis wird zum Zwecke der Instandhaltung des Grabes verwendet. Der glückliche Ersteher dieser Auszeichnung zündet darauf ein kostbares Tuch an, und wirft es in das Oel; auch andere werfen kostbare Tücher hinein, so dass die Lohe weit hin sichtbar wird. Morgens nach dem Frühgebet werden dort die Haare der Kinder zum erstenmal geschnitten. Dann, fügt der Verfasser hinzu, in Palästina ist es Brauch den ersten Haarschnitt eines Knaben immer am Grabe eines Frommen vorzunehmen. Der Knabe wird zuerst zum nahe gelegenen Grabe eines andern Thanaiten im Triumphe unter Begleitung von Musik und Tanz geführt, darauf geht man in den Hof des Rabbi Simeon, und an der Thüre der Synagoge wird der Haarschnitt vorgenommen.

---

9. Die Haut (das Fell, den Bast) versaufen.[1]

Eine Umfrage von Dr. Reinhold Köhler †.

V. In der letzten vollen Woche des Februar 1894 starben in einer hiesigen Fabrik zwei Arbeiter, die der Sozial-Demokratie angehört hatten und wurden am Sonnabend zugleich beerdigt. Ihre Gesinnunggenossen beschlossen, gemeinsam zu folgen. Mit Jubel verkündeten sie: „Zwei Felle morgen; das wird aber was werden! Wir wollen ihre Felle redlich versaufen!" Und so geschah es. Es wurden Grablieder geübt, Wagen gemietet und auf dem Rückwege und abends in der Stadt ward gesoffen. Die letzten kamen morgens nach 4 Uhr zu Hause, und montags wurde in der Fabrik noch nachgesoffen. Mehrere Schirme und Hüte sind verloren gegangen. Die eine Witwe hatte 6 Mk. beigesteuert.

Hamburg. P. Ch. Martens.

Der Ausdruck: das Fell versaufen (bei Leichenbegängnissen) ist hier in Schwansen früher sehr gebräuchlich gewesen; alte Leute gebrauchen ihn auch heute noch zuweilen, während die Jüngeren ihn nicht anwenden. H. Theen.

Der eigenartige Ausdruck „das Fell versaufen", wie eine Einkehr in ein Wirtshaus oder ein Zechgelage im Trauerhause nach Heimkehr von einem Begräbnis genannt wird, ist in Elmshorn, in Husum, an Ditmarsischens Grenze bei Hanerau und in Kiel bekannt. Gleichfalls kann ich jetzt auch Belege aus Dithmarschen beibringen. Als nämlich vor einigen Jahren in L . . . . . der alte R. gestorben war und man heimkehrte vom Kirchhofe und beim Trauerhause angelangt war, sagte der Sohn des Verstorbenen: „So Kinners, nu kamt rin; wie måt doch noch dat Fell versupen." In Weddingstedt kennt man gleichfalls diese Bezeichnung.

In Stapelholm scheint die Bezeichnung ebenfalls bekannt zu sein, obgleich ich selber ihn dort nie gehört habe. Ein Mann aus Erfde sagte nämlich, als seine Schwiegermutter gestorben war, mit der er sich nie hatte vertragen können: „Nu will ik ehr Fell versupen."

Ferner kann ich einen Beleg beibringen aus dem nördlichen Brandenburg. Wie mir nämlich mein Gewährmann, ein gebürtiger Alt-Ruppiner, erzählte, war der Ausdruck „das Fell versaufen" wenigstens in seiner Jugend dort noch bekannt. Als dort damals die alte Möllersch starb, die ein beträchtliches Vermögen hinterliess und 700 Thaler zur Bestreitung der Begräbniskosten bestimmt hatte, da ward das Fell drei Tage lang versoffen.

Endlich scheint die Benennung auch in Hessen-Nassau bekannt zu sein. Wenigstens hörte ich von einem Mann aus der Tannusgegend (Bieberich), der noch in Dithmarschen lebt, als der seine Frau zu Grabe gebracht hatte, sagen: „Nun wollen wir die Haut versaufen."

---

[1]) S. U.-Q. I, S. 113–115, 139; II, 81, 147.

Was steckt denn eigentlich hinter dieser Redensart? Das ist allerdings schwer zu sagen. Vielleicht ist die Bezeichnung uralt und hängt mit alten Opferbräuchen zusammen, wobei etwa Herz, Leber und Lunge des Tieres geopfert, das Fleisch zur Opfermahlzeit Verwendung fand, während das Fell vertrunken worden sein mag.

Heinrich von der Wurth.

10. Woher kommen die Kinder?[1]

Eine Umfrage von O. Schell.

16. In Kronenberg bei Elberfeld holte man die Kinder aus hohlen Bäumen oder auch allgemein aus dem Walde. O. Schell.

17. In Elberfeld kommen sie aus dem „Rommelspütt“, der aber seit einigen Jahren versiegt ist. Im vorigen Jahrhundert gab die Kindbetterin jedem Kinde, das in's Haus kam, um das Neugeborene zu sehen (eine damals allgemeine Sitte), einen Kuchen, eine Bretzel, oder eine andere Kleinigkeit, welche zu diesem Zwecke besonders gebacken wurden. Es hiess dann, „die hätte das kleine Kind mitgebracht, als es aus dem Rommelspütt gezogen worden sei.“ Das nannte man damals dem Kinde „ein Teefgen“ (Zehe) abbeisen. (Nach der handschriftlichen Chronik von Elberfeld von Merkens.) Die Ansicht, dass die Kinder aus diesem oder jenem Brunnen (Born, Pütz etc.) kämen, ist im Bergischen sehr verbreitet. (Man vergl. hierzu Schambach-Müller „Niedersächsische Sagen und Märchen“, S. 59 ff.) O. Schell.

18. Nach einer Mitteilung von C. Rademacher in Köln haben nach der Meinung der dortigen Bewohner die Seelen der ungebornen Kinder im „Hollstein“ bei Siegburg ihren Aufenthaltort. O. Schell.

19. (Aus Bodendorf in Siebenbürgen.) Die Kinder werden von der Hebamme aus dem Bach „aus der Flut“ mit dem „Kōffälpes“ herausgefischt; in dem dicken weissen Schaum, der sich in den Winkeln der Ufer bildet, sind sie verborgen. Kinder, die aber in diesem Schaume suchen sollten, können die Kleinen nicht sehn, für diese sind sie unsichtbar.

Prediger Walesch im Korrespbl. d. Ver. f. siebenb. Landkunde XVII, 2. H., S. 17.

20. In meiner thüringischen Heimat am linken Ufer der Saale (Stadt Kahla) aus dem Aschborne. Dies ist eine herrliche Quelle im Buntsandsteine, von Eschen umstanden, die für die Stadt ein prächtiges Trinkwasser liefert. In der Nähe ist der Birkenstein. (Vielleicht Ueberrest eines heiligen Hains?) Das Gebiet der Sage ist gut germanisch, zum Sitze der alten Hermunduren, also einer kerndeutschen Völkerschaft gehörig. Später sind die Slawen darüber hinweggeflutet, aber gerade die nächste Umgebung von Kahla scheint ihren deutschen Charakter gut behauptet zu haben, wie aus verschiedenen Dorf- und Flurnamen hervorgeht.

L.-Gohlis. Dr. Otto W. Beyer.

[1]) S. Ur-Quell IV, S. 224—226; V, S. 30—31.

11. Diebglauben.[1])

16. Bei den Kleinrussen (in Papirnia bei Trembowla) glaubt man, dass die Diebe Leichen ausgraben, um aus deren Fett Kerzen zu verfertigen. Solche Leichenfettkerzen haben die Eigenschaft, einen jeden, ausgenommen den, der sie hält, ganz ohnmächtig zu machen. Mit diesen Kerzen in der Hand unternehmen die Diebe ihre nächtlichen Hauseinbrüche, ohne zu fürchten, von den Bewohnern ertappt zu werden.

Aehnlich glaubt man dort auch an die Existenz des s. g. Diebgrases, das auf den Heuwiesen wächst und von dem gewöhnlichen Heu ganz und gar sich nicht unterscheidet. Beim Mähen ist es nur dadurch erkennbar, dass es mit der Sense berührt, wie Eisen klingt. Wenn ein Dieb solch ein Gräschen findet, so gräbt er es mit den Wurzeln aus, trocknet es und steckt es unter die Haut seiner Handfläche. Von da ab giebt's für ihn kein einbruchsicheres Schloss auf der Welt mehr; denn es bricht ein jedes Eisen, das er nur mit seiner Zauberhand berührt. Wasyl Ščurat.

17. Man kauft sich einen gewöhnlichen Spiegel — darf aber nicht dabei handeln, sondern gleich bezahlen, was gefordert wird — und gräbt ihn in einem Kreuzwege in die Erde. Dann lässt man ihn über 24 Stunden liegen und holt ihn in einer ungeraden Stunde heraus. Jedoch darf man dabei nicht reden, ehe man ihn im Hause hat. So ist der Spiegel ein Zauberspiegel geworden. Damit kann der Besitzer jeden Dieb, der ihn bestohlen hat, erkennen. (Zechendorf in Pommern.) Lehrer Asmus in Zwilipp.

18. Kaufe einen Spiegel, wie man ihn bieten tut, schreibe die Charakter: „S. Solam S. Tattler S. Edio gartner Gematar“ darauf, grab ihn auf einem Kreuzweg in einer ungeraden Stunde — das Glas muss unter sich sehen — darnach gehe am 3. Tage wieder hin in derselben Stunde, und nimm ihn heraus, aber du darfst nicht zuerst in den Spiegel sehen, sondern lass einen Hund oder Katze darein sehen. (Albertus Magnus [Reading bei Louis Ensslin] 2. Teil, S. 19.)

H. Volksmann.

12. Vom Büchertische.

F. S. A. de Clercq — J. D. E. Schmeltz. Ethnographische Beschrijving van de West- en Noordkust van Nederlandsch Nieuw-Guinea. Met bijvoeging eener schets der ethnographie van Duitsch en Britsch Nieuw-Guinea. Met 42 platen en 51 tekstillustraties. Leiden, P. W. M. Trap, 1893. — XV, 300 pp. gr. 4° — Pr. 30 Gld.

Das vorliegende, schön ausgestattete Werk bekundet einen wesentlichen Fortschritt in unserer Kenntnis der Ethnographie Neu-Guineas, namentlich des niederländischen Teiles dieser grossen Insel. Es fehlt nicht an Publikationen, die auf die Volkkunde der Papua Bezug haben; wir erinnern nur an die zahlreichen Mitteilungen des Dr. Finsch nnd des Prof. Haddon über die Ethnologie der östlichen Teile der Insel, allein eine umfassende ethnographische Beschreibung der West- und Nordküste hatte bisher noch keiner unternommen. Eine solche konnte auch nicht versucht werden, so lange das in den Museen sich vorfindende Material

[1]) S. Am Urquell B. II. 81, 125—127, 185—187, 203, III. 62—66, 92, 136, 148, 200, 210, 211.

dazu nicht ausreichte. Ein glücklicher Umstand war es, dass Herr de Clercq, ehemaliger Resident von Ternate, auf seinen Amtreisen in den niederländischen Besitzungen auf Neu-Guinea in den Jahren 1887 und 1888 die Gelegenheit hatte, eine reiche Sammlung ethnographischer Gegenstände zu erwerben und dass er zugleich das wissenschaftliche Interesse besass, selbe zu verwerten. Seinen Bemühungen verdanken wir es an erster Stelle, dass ein Werk wie das vorliegende möglich wurde. Im Vorwort erkennt Herr de Clercq, dass es ihm trotz aller Mühe nicht gelungen sei, allen Anforderungen zu genügen und dass die beschriebenen und abgebildeten Gegenstände — 600 Stück — kein vollkommenes Bild des jetzigen Kulturzustandes der Papua zu geben vermögen; trotzdem hat er Wertvolles gesammelt und wir dürfen, ohne uns der Uebertreibung schuldig zu machen, behaupten, dass das von ihm und seinem Mitarbeiter Schmeltz veröffentlichte Buch ein höchst schätzenswerter Beitrag zur Volkkunde der Papua-Stämme ist und bleiben wird.

Das ganze Werk zerfällt, abgesehen von dem Vorwort und den verschiedenen Indices, in drei Hauptabteilungen: I. Beschreibung der Gegenstände mit Textillustrationen; II. Skizze der geographischen Verbreitung der Gegenstände; III. Bibliographie (Karten, Bücher und Zeitschriftartikel über Neu-Guinea seit 1884, in Anschluss an Ryes Bibliography of New-Guinea.)

Die Beschreibung der Gegenstände lässt, soweit wir es beurteilen können, nichts zu wünschen übrig; mit besonderer Sorgfalt sind jedesmal die einheimischen Namen und Provenienzorte verzeichnet. In den meisten Fällen darf man versichert sein, dass die Gegenstände dort fabricirt wurden, wo sie Herr de Clercq erwarb; ob in allen Fällen, ist eine andere Frage, denn ganz abgeschlossen vom Verkehr mit den östlichen Inseln Indonesiens ist die Nord- und Westküste nicht, doch geben wir gerne dem Verfasser (s. Vorwort VI.) zu, an absichtliche Verfälschung seitens der Eingebornen sei gar nicht zu denken, wo es Gegenstände betrifft, die in täglichem Gebrauche sind und den Lebensbedürfnissen der Papua entsprechen. Uebrigens wird eine Vergleichung der Gegenstände mit denen aus Nachbargebieten den Nachweis liefern, in wieweit von Einfuhr die Rede sein könne.

Die zweite, ausschliesslich durch Herrn Schmeltz bearbeitete Hauptabteilung enthält eine zusammenfassende Uebersicht der in der ersten Abteilung niedergelegten Tatsachen mit Heranziehung der in angrenzenden Gebieten vorkommenden ethnographischen Daten. Bei der Vergleichung stellt sich heraus, in welchen Beziehungen Uebereinstimmung, in welchen Verschiedenheit herrscht und wiewohl folgende, eingehendere Untersuchungen die bisherigen Resultate in einzelnen Punkten mutmasslich modificiren werden, so ist die systematische Darstellung doch nützlich und dazu angetan, uns zu orientiren und auf die Lücken in unserer Kenntnis aufmerksam zu machen. Die „tabellarische Uebersicht der geographischen Verbreitung ethnographischer Gegenstände“ (nach S. 244) zeigt uns deutlich die Desiderata in unserm Wissen, und dies zu zeigen war eben die Absicht des Zusammenstellers.

Die Illustrationen und schön ausgeführten Abbildungen in Farbendruck sind eine Zierde des Werkes, durch dessen ganze Ausstattung der Verleger, Herr Trap, seinen wohlbegründeten Ruf aufs Neue bestätigt hat. Dem Lobe, den der Verfasser dem verdienstlichen Herausgeber spendet, schliessen wir uns von Herzen gerne an.

Wir hoffen, dass unsere kurze Anzeige die Aufmerksamkeit mancher Freunde der Ethnographie auf diesen neuen Beitrag zur Volkkunde der Papua lenken möge und dass die in Ländern deutscher Zunge so wenig bekannte Sprache, in welcher das Buch verfasst ist, nicht zu viele Leser abschrecken wird.

Leiden, März 1894. H. Kern.

Δ Zur Kenntnis der wandernden Motive verzeichnet der bibliographische Anhang, den Ludwig Fränkel seiner kürzlich erschienenen eingehenden Lebens- und Charakterschilderung des mittelhochdeutschen Volkdichters, ‚Der Stricker‘, auf S. 586 von Band 36 der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ beigegeben hat, eine Fülle anziehenden Materials. Vieles daselbst liesse sich weiterführen, z. B. in Verbindung mit Krauss' Notizen zu Pitrè, Urquell IV, 176.

Herausgeber: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12.
Verwaltung in Lunden in Holstein.
Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben
von
Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen.“

V. B. VII./VIII. H.	Bezugpreis ganzjährig: 4 M. — 5 Kronen.	1894.

1. Wie sich Volkmärchen verbreiten.

Von H. F. Feilberg.

I. Wenn man sich etwas eingehender mit den Volkmärchen beschäftigt, drängt sich eine Frage unter vielen andern immer aufs neue einem auf (so ist es mir ergangen), die Frage, wie so es kommt, dass dasselbe Märchen, wenigstens der Substanz nach, was die einzelnen Züge betrifft, in den tiefen nebligen, abgeschlossenen Felstälern Norwegens und auf den Tiefebenen Indiens unter der Glut der Sonne sich wiederfindet. Dieselben Erzählungen werden an den langen Winterabenden in den engen isländischen Wohnungen, wenn Sturm, eisige Kälte, Schneegestöber es den Bewohnern lebensgefährlich macht, das Haus zu verlassen, vorgetragen, und ebenso in Indien, wenn das kurze tropische Zwielicht sich jählings in Finsternis verwandelt; die Kinder schweigen auf den Strassen, während die Sterne einer nach dem andern ihr Licht entzünden, und es zu heiss zum Schlafen wird, weil die Sonne den ganzen Tag über die Dächer der elenden Schlammhütten der Eingebornen heiss gebrannt und einen Ueberschuss ihrer Hitze nach ihrem Weggange hinterlassen, dass es einem beinahe unmöglich wird zu atmen. Erst um Mitternacht, wenn der kühle Wind sich erhebt, können Ruhe und Schlaf sich einstellen, aber bis dahin bringt man die langen finstern Stunden mit Erzählungen zu. In solchen Stunden sind Steele's Wide-Awake Stories aufgezeichnet worden. Aber wer erklärt das Zusammentreffen der einzelnen Züge? Gab es ursprünglich ein Centrum, war es Indien zum Beispiel, von wo aus die ganze bunte Mannigfaltigkeit der Märchen entstanden und sich in Kreise über die ganze Welt verbreitet habe? Haben sie unsere „arischen“ Urgrossväter ihren Kindern anvertraut, die sie wiederum ihren Urenkeln im 19. Jahrhundert auf die Weise überliessen, dass

wo verwandte Völker, auch verwandte Traditionen sich finden? Oder aber trugen Kulturströmungen Erzählungen, Märchen von Volk zu Volk, ohne nach deren Verwandtschaft zu fragen, und in dem Falle, wie und durch welche Strömungen geschah es? Ja, das ist die Frage. Docti dissentiunt. Ich für meinen Teil nehme an, dass die Kultur die grosse Märchenerzählerin gewesen, und ich kann es nicht läugnen, dass es mir scheint, als ob die einzelnen „Züge" (incidents) der Volkmärchen gewissermassen, man erlaube mir den Ausdruck, die taktische Einheit der Märchen sind. Wie ein Märchen auch ursprünglich erzählt worden sei, und in welcher Reihenfolge die einzelnen „Züge" sich dort finden mögen, eins scheint mir unwidersprechlich, dass wenn das Märchen abermals und abermals wiedererzählt wird, die „Züge" zusammengeworfen werden, so dass Märchen aus Märchen wie die bunten Figuren, die in endloser Mannigfaltigkeit von denselben farbigen Glasbruchstücken im Kaleidoskop entstehen. Miss Cox's Cinderella, ein Buch, für das wissenschaftliche Forscher nicht genug der liebenswürdigen Verfasserin danken können, so ausgezeichnet ist in ihm der Stoff zurechtgelegt, giebt, scheint es mir, hiefür Belegstellen in Fülle. Wo der „Zug" vom kleinen Schuhe, den die Mädchen versuchen müssen, der Hauptpunkt der Erzählung ist, wird durch die verschiedensten „Züge" alles auf dieses Ereignis vorbereitet; alles andere ist beinahe verschieden, der „Zug" mit dem Schuhe bleibt immer das feste Motiv. Ausser den vielen Märchenvergleichungen des leider zu früh verstorbenen Dr. R. Köhlers ist das Aschenbrödel von Miss Cox, und das Märchen von Jason und Medea von ihrem Landsmanne A. Lang, in einem Aufsatze: „A Far—Travelled Tale" in seinem Buche Custom & Myth gründlich beleuchtet worden. Verfasser pflegen ja einen berechtigten Stolz zu hegen, wenn ihre Bücher grosse Verbreitung gefunden haben, so z. B. mein berühmter Landsmann, der Märchenerzähler H. C. Andersen, und irre ich nicht, hat die Romanverfasserin Ouida irgendwo mit einem gewissen Selbstgefühl ausgesprochen, dass sie von Tobolsk bis zu Tanger gelesen werde. Die ursprünglichen Verfasser der Märchen, die namenlos sind, wer sie auch sein mögen, Könige oder Bettler, würden sich einer grösseren Verbreitung ihrer Werke als der berühmteste Verfasser der Neuzeit rühmen können, denn sie gehören einer Welt an. In seinem oben genannten Aufsatze hat A. Lang erwiesen, dass der bekannte Märchenzug, wo allerlei Arbeiten vom Helden ausgeführt werden, und die nachfolgende Flucht der Liebenden, auf der verschiedene Sachen gegen den Verfolger nach hinten geworfen werden, eine ungeheure Verbreitung haben; diese Züge erzählt man in Schottland, Norwegen, Russland, bei den Südslaven, in Italien, Griechenland, in Japan, auf Madagaskar, unter den Zulus, auf Samoa, unter den Algonquin-Indianern, und sie reichen zurück in die Zeit vor Homer. Ich zweifle nicht, dass andere Märchenzüge, die eine ähnliche Verbreitung haben, gefunden werden könnten, und es stellt sich immer aufs neue heraus, dass die Märchenhelden und -Heldinnen Weltbürger sind, die ihre

Wundertaten in der ganzen Welt vollbracht und vor den Augen jeder neuen Generation vollbringen.

Nun kehrt aber die Frage wieder: wie ist es geschehen, dass sie sich überall eingebürgert haben?

Wenn ich die Sache zu verstehen versuche, komme ich immer auf Kulturbeziehungen zurück, Handelverbindungen, Kriegzüge, wo die Soldaten, ums Lagerfeuer versammelt, die Stunden durch Erzählungen gekürzt haben; man vergleiche ja nur Stanley's letztes Buch „My Dark Companidon“. Nicht zu vergessen wird auch die exogamische Ehe, der Weiberraub aus benachbarten Stämmen sein. Und werden solche und ähnliche Agentien durch unmessbare Zeiträume fortgesetzt, — es wird mit den Zügen der Erzählungen unter den mannichfachen Kulturberührungen der Völker wie mit dem fliegenden Samenkörnlein gehen, tausende fliegen aus, gehen wieder zu Grunde, hin und wieder nistet sich ein einzelnes in die Phantasie der Zuhörer ein, lebt, verbreitet sich aufs neue, sendet neue befiederte Körnlein aus, bis sie am Ende über die ganze Erde hinausfliegen. Vor einigen Jahren, als ich noch am Gestade der Nordsee wohnte, kam nach einer schweren Flut eines Tages ein Kind und brachte mir ein besonders geformtes kleines Holzstück. Ich behielt es einige Zeit, zeigte es vielen, Niemand wusste mir das Ding zu erklären. Auf einer Reise nach der Hauptstadt stellte es sich heraus, dass es ein Esquimopfeil sei, einer von denen, die beim Lachsfange benutzt werden. So mögen Strömungen im Völkermeere hin und wieder in grossen Abständen, was sie fortgetragen haben, absetzen lassen, und was noch Leben hat, setzt sich fest und lebt wieder auf. Damit soll nicht geläugnet werden, dass Ideen und einfache Erzählungen, allgemein menschliche Verhältnisse betreffend, überall spontan entstehen können. Es war doch aber hier nicht meine Meinung, auf Theorien einzugehen, sondern einzelne, leicht erweisbare Verhältnisse hervorzuheben, die das ihre zur Verbreitung von allerhand Traditionen beigetragen. Zuerst nenne ich das Schneidervolk. Es hat eine gewisse nicht eben beneidenswerte Berühmtheit im Volke erlangt, aber unläugbar ist es, dass der Wanderschneider sowol als der Wanderschuster sich schöne Verdienste um die Märchenkunde erworben. So ist es in meinem Vaterlande gewesen, wo bis vor kurzem der Schneider immer von Haus zu Hause herumzog und, wenn an langen Winterabenden jung und alt um die rauchende Thranlampe, oder wenn es hoch ging, um das „Schneiderlicht“, ein ungewöhnlich dickes Talglicht mit grossem Dochte, versammelt war, galt es, etwas Lustiges oder Unterhaltendes zu erzählen. Der Schneider war meistens der Mann dazu. Aus Schweden kann ich auch Belege hiefür herbeiziehen, Sundblad erzählt in seinem Buche „Gammeldags Seder ock Bruk (1888) S. 124: „Um die Erntezeit zog einige Abwechselung in das stille Heim des Bauern ein, denn zu der Zeit wurden die „Beamtenmänner“, der Kirchspielschneider und der Kirchspielschuhmacher, erwartet und diese mussten oft monatelang bei ihrer Arbeit sitzen

bleiben. Dies war doch selbstverständlich, weil man den Lohn der Dienstboten wenigstens teilweise in natura, so ständig die Schuhe, entrichtete. Für diese Personen ward nicht wenig aufgetischt. Ihr Essen erhielten sie für sich selbst, und um nicht im Kirchspiele bösen Leumund zu erhalten, trug immer die Hausmutter dafür Sorge, dass ihnen das beste aufgetrageu wurde. Zudem waren diese „Beamten" meistens redselige Leute, die eine Menge lustiger Geschichten wussten, und eine fröhliche Stimmung hervorzubringen und zu erhalten gut verstanden. Die Kinder waren natürlich neugierig, und stand eins und starrte den Arbeiter an, konnte er ihm zurufen: „Komm mal her, ich werde dir etwas Lustiges erzählen!" Und blieb das Kind mit dem Finger im Munde schüchtern stehen, „ich glaube, es ist mit dir, wie mit dem Weibe aus Motwall; hast du je diese Geschichte gehört? Nein? Hör mal!" und jetzt fing er mit grosser Suada die Schnurre von dem Weibe an, das immer ihrem Manne widersprach, und zuletzt von ihm ins Wasser, wo sie ertrank, geworfen ward, ihr toter Körper trieb aber nicht stromabwärts, sondern stromaufwärts.

Und ich kann mit einem andern Zeugnis aus ganz andern Verhältnissen fortsetzen.

In seinen Popular Tales of the West Highlands (2. Ausgabe 1890) schreibt Campbell folgendes (s. VI): In meinem Geburtsorte, Pool-Ewe, Ross-shire, war es eine allgemeine Sitte, als ich noch Kind war, dass junge Leute an den langen Winterabenden, um die Erzählungen der Alten zu hören, sich versammelten. Damals zogen Schneider und Schuhmacher von Haus zu Haus umher, um Kleider und Schuhe zu nähen. Wir waren immer sehr erfreut, wenn einer von ihnen eintraf, zudem erhielten wir meist neue „kilts". Ich habe einst einen alten Schneider gekannt, der alle Abende eine neue Erzählung wusste, so lange er sich im Dorfe aufhielt; auch einen Schuhmacher kenne ich, einen alten Mann, der mit seinem grossen Vorrate von Spuk- und Elfen-Geschichten uns dergestalt schreckte, dass wir auf dem Heimwege an dem Kirchhofe kaum zu passiren wagten. Und kam je ein Fremder, der wegen seines grossen Geschichten-Vorrats berühmt war, geschah förmlich ein „rush" von uns nach dem Hause, wo er sein Nachtquartier hatte, wir erwählten unsere Plätze, wo wir welche finden konnten, auf Betten, Bänken, dreibeinigen Stühlen, und lauschten stille den neuen Erzählungen. Es war ganz dasselbe, was ich in Glasgow später gesehen, wenn ein berühmter Schauspieler auf dem Theater Rollen geben sollte. Gewöhnlich fing der Mann im Hause mit irgend einer beliebten Erzählung von dem „grossen Riesen" an und der Fremde setzte darnach fort . . . Auch wurden Rätsel aufgegeben, an welchen alle im Hause ihren Witz versuchten. Und gelang es einem, ein Rätsel aufzugeben, das an dem Abende Niemand lösen konnte, ging er mit dem Titel „König der Rätsel" (King of Riddles) nach Hause.

Soweit Campbell, und ich zweifle nicht, dass solche Beispiele vielfach vermehrt werden könnten. Eine zweite Veranlassung zur

Verbreitung von Märchen und allerlei Erzählungen, sind Seeleute und ihr Treiben. Unter den langen Wachten, wenn das Wetter gut ist, erzählt sich vieles.[1]) Ich denke doch an andere Begebenheiten des seemännischen Lebens, Schiffbruch und Strandungen. Einer meiner Freunde, der seine ganze Kindheit auf einer einsamen, kleinen Insel im Kattegat verlebte, hat mir erzählt, dass einst ein fremdes Schiff, es ist mir im Augenblick nicht erinnerlich, ob ein norwegisches, schwedisches oder finnisches, in der Nähe anstiess und zerschellte, die Mannschaft rettete sich ans Land, und verblieb dort mehrere Monate, ohne zur Winterzeit fortkommen zu können. Man lernte sich bald verstehen, und die Seeleute brachten ihre Erzählungen, die gegen die der Inselbewohner in den langen einsamen Winterabenden ausgetauscht wurden. Ein ähnliches Zeugnis über ähnliche Verhältnisse ist schon früher erschienen, aus dem zugleich hell einleuchtet, dass nicht sowohl Verwandtschaft als vielmehr Kulturberührungen und Verkehr die Verbreitung von Volktraditionen vermitteln. Unter nichtverwandten Völkern haben vor allen, schreibt G. Meyer,[2]) die Schweden, Norweger und die Russen Anrecht darauf, als Märchenlieferanten für Finnland betrachtet zu werden . . . Und er fügt hinzu: Wir haben für diese an und für sich verständliche Tatsache zum Ueberfluss ein bestimmtes Zeugnis. Im Jahre 1855 schrieb Lönnrot an Schiefner: „Als ich einen Finnen fragte, woher er so viele Märchen wisse, antwortete er mir: ich habe mehrere Jahre nacheinander bald bei russischen, bald bei norwegischen Fischern am Eismeer Dienste getan, und so oft der Sturm uns vom Fischfang abhielt, vertrieben wir uns die Zeit mit Märchen und Erzählungen. Dann und wann war mir ein Wort oder eine Stelle unverständlich, doch erriet ich den allgemeinen Inhalt aller Märchen, die ich nachmals mit selbsterfundenen Zusätzen daheim wiedererzählte. Prof. Moltke Moe in Kristiania, der diese Bemerkung in der Vorrede zu Qvigstad und Sandbergs Lappiske Eventyr og Folkesagn (1887) anzieht, bemerkt zugleich, dass jeder Sammler die Erfahrung gemacht haben wird, dass die Märchen durch die mannigfaltigsten Leitungen, die sich oft jeder Untersuchung entziehen, über ein Land einsickern, bald auf Handelwegen, bald sind sie Begleiter der Arbeitleute oder Reisenden, kurz sie folgen in den Spuren jeder Art Umgang und Berührung mit Fremden.

---

[1]) cfr. z. Beisp. Asbjörnsens Norske Huldre Eventyr S. 361 f.
[2]) E. Schreck, Finnische Märchen (1887) S. XIX.

2. Zur Volkkunde der Juden Böhmens.

Von S. Schweinburg-Eibenschitz in Wien.

I. Es gab eine Zeit für das jüdische Volk, wo die Wissenschaft nicht gehegt und gepflegt werden konnte. Plan- und ziellos irrten die Bekenner des mosaischen Glaubens in der Welt herum, eine Beute für geldgierige Landesfürsten, ein Spielball in der Hand fanatischer Hetzer.

Ein Mittel half den Nachkommen des Stammvaters Israel — das Zunftwesen! Kleine Gemeinden entstanden im Sinne des damaligen „Zechgesetzes", das nur jene für existenzfähig erklärte, die einer bestimmten Zunft angehörten. Die Judenzech hatte ihren Meister, ihre Gesellen, ihre Gesetze und Gebräuche. Da spielt mir der Zufall ein solches Zunftbüchlein der Prager „Judenzech" in die Hand — ein seltsames Manuskript,[1]) dessen Inhalt noch nicht publiciert worden ist.

In der zum Beginne der Neuzeit üblichen Cursive werden da auf dreissig vergilbten Pergamentblättern alle Sitten und Gebräuche der Prager Juden aufgezählt.

Kein Minhag fehlt da! Vom Ausgange des Sabbats bis zu Ende der Woche sind alle Sitten, Gebräuche und Ceremonien in bunter Reihenfolge verzeichnet. Hierauf folgen die Minhagim für Neumond- und Festtage, die Gebräuche bei Trauungen, Trauerfällen, Beschneidungen etc. Der Verfasser schreibt in juden-deutscher Mundart und verbreitet sich bei manchen Gebräuchen derart mit seinen Erklärungen, dass man den Sinn kaum verstehen würde, wenn man nicht schon Gelegenheit gehabt hätte, die jüdischen Ceremonialgesetze[2]) anderweitig kennen zu lernen.

Wir wollen nun in gedrängter Kürze den Inhalt dieses „Minhagmanuskriptes" reproducieren.

Die erste Seite enthält folgenden Titel:

„Minhagim viel hübscher / denn die ersten sen gewesen /
/ das werd man wol merken im lesen /
Von alle Minhagim in Aschkenes durchs ganze Jahr /
Auch für Polin, Böheim und Mähren fürwahr /

[1]) Der Eigentümer dieses seltenen Manuskriptes, mein gelehrter Freund, Herr Max Grünberger, hat in bereitwilligster Art die Publikation dieser vergilbten Blätter ermöglicht, wofür ich ihm hiermit öffentlich danke.

[2]) Zum Beginn des 17. Jahrhunderts erschien in Prag ein Minhagimbuch s. a. im Verlage von Jakob Back, gesetzt von Jecheskel Gutkind. Diese Minhagimsammlung durfte nach unserem Manuskripte publiciert worden sein. Denn mit wenigen Ausnahmen stimmen Vorwort und Titelblatt mit unserem Manuskripte überein.

Man darf annehmen, dass dieses Manuskript zum Privatgebrauche irgend eines jüdischen Mäcens angefertigt wurde — vielleicht gar für den rührigen Sammler und Begründer der „Oppenheimeriana" in der derzeitigen weltberühmten Bibliothek zu Oxford. Der Landesrabbiner Oppenheimber, ein Neffe des Hoffaktors Samuel Oppenheimber, erhielt bekanntlich vom Prinzen Eugen viele seltene Manuskripte, die bei Plünderungen italienischer Klöster dem siegreichen Feldherrn in die Hände gefallen waren. Diese Siegtrophäen erhielt der Oberkriegfaktor Samuel Oppenheimber als „Zinsen" für die coulante Verproviantirung der österreichischen Truppen.

sennen viel Dinim (Gebräuche) darin eben /
Das ir weisst in Gott dienst zu leben /
Gelobt sei Gott der Herr /
der uns gelenkt bisher /
diese Minhagim mit vielen Stucken /
endlich zu geben zu drucken /
Von heit und fernd /
fer lerner und gelernt /
Als hatt er gelernt all sein Tagen /
alzo werd er wissen zu sagen /
Von Schanfor, Luläw u. Sukah /
Erew taschilin (sic!) kaschern u. chomez zu bedikah /
Die Weiber nit lossen sehen die 4 Ecken /
Daz sie den Schurz über die Chaleh decken /
Die Hand über die Schabeslechter halten /
Gleich die Jungen als die alten /
Auf ausse hascholaum gehen unter sich /
und bei Kodausch hupfen über sich /
Und Elije hanowi singen schbesses zur Nacht /
Montag u. Durstäg wehurachum ze Racht /
Bei tachunn sich mit Händ bedecken /
Und das Ponim (Gesicht) auf die Seit nit strecken /
Daz man aufruf schabess 7 u. das gross chidusch /
Daz brod ze decken wenn man macht kidusch /
Am Schabess zur Nacht schmeckende Werz = (Gewürz)
Die Nägel besehen bei Havdolo — Kerz /
Warum man pflegt schabess aufzuessen /
so gross wie die Sukäh werd gemessen /
und andere Sachen viel /
Ohne Mass u. ohne Ziel /
Und wenn man nit weisst den Din recht /
so weisst man auch den Minheg schlecht /
So man aber den Minhäg will wenden /
thut sich darauf Gehinom enden = (Hölle).“ /

---

3. Kinderspiele aus Greussen in Thüringen.

1. Es kommt ein Pantoffel an.

Die Kinder fassen sich an und bilden eine lange Kette; eins steht ihnen gegenüber. Dies geht vier Schritt vorwärts, indem es singt:

Es kommt ein Pantoffel an,

dann macht es wieder vier Schritt rückwärts, indem es singt:

Juchheisa fifilatus!

In ganz derselben Weise geht dann die gegenüberstehende Reihe vorwärts und rückwärts, indem sie singt:

Was will denn der Pantoffel haben? —
Juchheisa Fifilatus!

Unter abwechselndem Vor- und Rückwärtsbewegen singt man weiter:

1. Kind: Er will die jüngste Tochter haben usw.
Reihe: Was will er mit der jüngsten Tochter machen? usw.
1. Kind: Ich will ihr nähen und stricken lernen usw.
Reihe: Nähen und stricken kann sie schon usw.
1. Kind: So will ich sie in ein Kloster führen usw.
Reihe: Und in ein Kloster soll sie nicht usw.[1])

[1]) Vrgl. Bolte: Das Kinderlied vom Herrn von Ninive. Zeitschrift d. Ver. f. Volkk. IV, S. 180—184.

1. Kind: So will ich ihr ein Briefchen schreiben usw.
Reihe: Was soll denn in dem Briefchen stehen usw.
1. Kind: Du sollst Vater und Mutter lieben usw.

2. Der Goldfisch.

Wandernder, singender Kreis, um den ein Kind in entgegengesetzter Richtung herumgeht. Alle singen:

Wenn wir fahren auf der See,
Wo die Fischlein schwimmen,
Freuet sich mein ganzes Herz,
Lauter Lust und Liebe.
Eli, Eli, wir sind hier,
Die Martha, die Martha, die folge mir.

Das bezeichnete Kind tritt aus dem Kreise und folgt dem aussen herumgehenden in entgegengesetzter Richtung. So singt man weiter, bis alle Kinder folgen. Beim letzten wird gesungen:

Eli, Eli, wir sind hier,
Der Goldfisch, der Goldfisch, der folge mir.

3. Zwei Vöglein sind verbunden.

Ein Kind steht vorn, die andern hinter ihm paarweise mit angefassten Händen: Diese singen:

Zwei Vöglein sind verbunden,
Die haben sich gefunden
Und fliegen fröhlich in das Haus.

Darauf singt das einzeln stehende Kind:

Ich aber bin allein,
Kann's länger nicht mehr sein.
Ich fang' mir auch ein Vögelein.

Jetzt läuft das erste der hinten stehenden Paare vor, von denen das erste Kind eins „tappen“ (= haschen) muss; beide stellen sich dann hinten an, das übriggebliebene vorn, und der Gesang beginnt auf's neue.

4. Meine Mutter bäckt Plätze (= Kartoffelkuchen),

Sie bäckt sie so hart,
Sie schliesst sie in's Schränkchen
Und giebt mir nichts ab.
Da schnür' ich mein Ränzchen
Und sage: „Adje“,
Liebe Mutter, du kannst mich nicht wiedersehn.

5. Es geht ein böses Tier herum.

Die Kinder bilden einen dichten Kreis und legen die Hände auf den Rücken; eins geht um den Kreis herum mit einem geknoteten Taschentuche. Der Kreis singt:

Es geht ein böses Tier herum,
Das wird mich tüchtig zwacken;
Sieht einer nur nach ihm sich um,
So fährt's ihm in den Nacken.
Und kehrt es dann bei einem ein,
Dann möcht' ich nicht sein Nachbar sein.

Während des Gesanges hat das den Kreis umwandernde Kind das Taschentuch einem aus dem Kreise gegeben. Dies schlägt nun auf seinen Nachbar zur rechten damit ein, während beide den Kreis umlaufen. Das erste Kind tritt an Stelle des Schlagenden, das geschlagene wieder an seinen Platz im Kreise, während das schlagende nun den Kreis umwandern und das Taschentuch weiter geben muss.

Es ist dies dasselbe Spiel, das anderweitig unter dem Namen „der Plumpsack“ bekannt ist. Doch fällt hierbei der Gesang weg und das den Kreis umwandernde Kind sagt:

Dreht euch nicht um!
Der Plumpsack geht 'rum.

6. Die Königtochter.

Ein Mädchen sitzt im Kreise, die andern um sie herumstehenden halten ihm das Kleid über dem Kopfe zusammen, so dass es nicht sichtbar ist. Eins geht um den Kreis herum, und alle singen:

Kling, klang, Gloria,
Titzen, tatzen, toria,
Sitzt 'ne Königstochter drin,
Die man nicht zu sehen kriegt.
Schaut sich, baut sich (so!)
Eine Hand herab.

Das herumgehende Kind schlägt eine Hand von den das Kleid haltenden herab. Dann wird der Gesang und das Herabschlagen der Hände wiederholt, bis das Kleid herabfällt und die Königtochter sichtbar wird. Jetzt läuft der Kreis auseinander und die Königtochter muss eine andere haschen, die an ihre Stelle tritt.

Neu-Ruppin. K. Ed. Haase.

---

4. Einige Bemerkungen über den „Mond" im heutigen Glauben des bergischen Volkes.

Von O. Schell.

Von den Tagen der heidnischen Vorzeit bis auf die Gegenwart herab hat der Mond einen gewaltigen Einfluss auf das Denken und Empfinden des deutschen Volkes ausgeübt. Und wie konnte das anders sein, wenn wir Simrock (Handbuch der Deutschen Mythologie, 6. Aufl., S. 213) Recht geben müssen, dass der Mond als das eine Auge Wuotans, des Allvaters, aufzufassen sei. Die grosse Bedeutung des Mondes für das Leben unserer Vorfahren hebt auch Grimm (Deutsche Myth., 3. Aufl., S. 671 ff.) gebührend hervor.

Was aber einst Allgemeingut des Volkglaubens war, hat nach mannigfaltigen Wandlungen im Laufe vieler Jahrhunderte die Form des Volkglaubens im Sinne unserer Zeit angenommen; es sind verwehte Spuren aus den Tagen der Vergangenheit unseres Volkes.

Die mythischen Bezüge des heutigen Volkglaubens in dieser Richtung sollen jedoch hier nicht weiter verfolgt werden, sondern nur das Erwähnung finden (und zwar unmittelbar aus dem Volkmund), was nach der in der Ueberschrift gekennzeichneten Einschränkung von Belang ist. Bezüglich einer Erweiterung dieser Angaben sei auf Montanus (Die Deutschen Volkfeste, Volkbräuche etc., Iserlohn, S. 128/129) verwiesen, ohne dass wir für alle dort angeführten Züge volle Bürgschaft übernehmen.

Auch im Bergischen haben sich noch Reste dieses Glaubens an die Einwirkung des Mondes auf die verschiedensten irdischen Verhältnisse erhalten. Diese Einwirkung kann entweder gute oder böse Folgen haben. Vorzugweise und ganz naturgemäss ist es der Landmann, der beim Bestellen seines Ackers auf den Mond achtet. So ist es für ihn noch eine unumstössliche Wahrheit, dass alles, was bei zunehmendem Monde gepflanzt wird, auch gedeiht, wie der Mond gleichsam selber wächst. Wird aber die Saat bei abnehmendem Monde gesäet, so verkümmert sie oder ist andern Unglückfällen ausgesetzt. Der zunehmende Mond ist auch beim Haarschnitt, beim Holzfällen und Mähen von wohltätigen Folgen. Zur Zeit des Neumondes abgeschnittene Stöcke werden rissig, eine Ansicht, die noch sehr verbreitet und fest geglaubt wird. Auch darf man zur Zeit des Neumondes nichts säen und pflanzen, denn es gedeiht nicht. In der Himmelfahrtwoche pflanzt man keine Stangenbohnen, da der

Einfluss des Mondes alsdann kein Ergebnis zugeben würde. Scheinbar verrät sich hier christlicher Einfluss. Setzt man aber die Himmelfahrtwoche zum Monde in Beziehung, so ergiebt sich, dass diese Woche immer unter dem Zeichen des abnehmenden Mondes steht. Mithin ist der Einfluss der christlichen Religion nur ein unwesentlicher Zusatz.

Ferner pflanzt die Bevölkerung des Bergischen nicht im ersten Mondviertel (im „jungen Licht“). Zwar gedeihen namentlich Bohnen, die man bei jungem Licht gepflanzt hat, sehr; aber „sie blühen sich tot“ und setzen keine Frucht an.

Die vielen mit dem Monde in Beziehung stehenden Witterungregeln können hier füglich übergangen werden. Nur eine davon möge Erwähnung finden. Wenn nämlich „der Mond auf dem Rücken liegt“, so giebt es Regen (gemeint ist der untere Rand des letzten Mondviertels.)

Auch möge ein historisches Zeugnis für den Glauben des Volkes an die Einwirkungen des Mondes Platz finden, da es in einer weiteren Kreisen unzugänglichen Handschrift enthalten ist. Dr. Dinkler, ein berühmter Elberfelder Arzt, bemerkte in einem Vortrage (in der Bibliothek des Bergischen Geschichtvereins zu Elberfeld aufbewahrt) vom Jahre 1784: Der Glaube an gewisse Himmelskonstellationen, an den Mond bei dem Säen und Pflanzen ist dem Gemüt des gemeinen Mannes so fest eingeprägt, dass er von diesem Irrtum nicht abzubringen ist.“'

Das gilt auch heute noch von der heimischen Bevölkerung in vollem Umfange. Ein Zeitraum von mehr als hundert Jahren hat keinen Wandel zu schaffen vermocht, ein Zeitraum, der so manches im Volkleben änderte. Aber diese Erscheinung befremdet doch weniger, wenn wir erwägen, dass der Mond zum Broterwerb in unmittelbarste Beziehung gesetzt ist durch vielhundertjährige Traditionen. Mancher Glaube sank, der das ideale Leben des Volkes betraf, dieser blieb.

Ueberschauen wir die vorstehenden Mitteilungen, so ergiebt sich, dass das Wachsen und Welken der Pflanzen nach dem Glauben des bergischen Volkes mit dem Zu- und Abnehmen des Mondes in engster Verbindung steht. Es ist im wesentlichen ein Sympathie-Glauben, der nicht nur dem bergischen Volkstamm, sondern dem ganzen deutschen Volke, wie Grimm und Simrock nachweisen, eignete; und nicht nur dem deutschen Volke, sondern den meisten Völkern, so dass Tylor (Anfänge der Kultur, Leipzig 1873, 1. Bd., S. 129) so treffend bemerkt: „Eine der lehrreichsten astrologischen Doctrinen, welche noch heute ihre Stellung im Volkglauben behauptet hat, ist jene von der Sympathie der wachsenden und schwindenden Natur mit dem zunehmenden und abnehmenden Monde.“

---

5. Volkglaube im niederösterreichischen Waldviertel.

Von Karl Popp.

I. Ueber Hexenwesen. Es war im Jahre 1809. Die Franzosen waren in Oesterreich eingedrungen: da war ein französischer Soldat im Orte Krug bei einem Bauern einquartirt.

Eines Tages sagte der Franzose zum Bauern: „Geh heute Nacht mit mir hinaus, auf die sogenannte Vogeltenne, welches eine einsame Haide auf einer Anhöhe neben dem Wald, unfern der Ruine Schauenstein ist, dort werden heute Nacht die Hexen einen Tanz und eine Versammlung abhalten; er wisse das genau, denn er sei in derlei Sachen eingeweiht. Der Bauer sagte es dem Soldaten zu. Als der Bauer dieses jedoch seinem Weibe anvertraute, wusste sie ihm vor diesem Gange ein gewisses Grauen einzuflössen, so dass er schliesslich nicht mit dem Franzosen ging. Der ging nun allein und bewaffnet hinaus auf die benannte Haide. Es mochte etwa 11 Uhr nachts sein, als er nach längerem Warten ein entferntes Getöse und Rauschen im Walde vernahm, als ob eine Herde Vieh durch ein Dickicht brechen würde. Der Soldat, obwohl er keine Furcht hegte, verbarg sich schnell möglichst unter ein niederes Tannengestrüpp, der kommenden Dinge wartend. Da sieht er auf einmal einen seltsamen Aufzug aus dem Wald herankommen. Voran eine Reiterin, auf einer fetten Kuh sitzend, den Melkstuhl als Sattel, den Melkkübel auf dem Kopf, und einen Besen unter dem Arm haltend.

Darauf folgte ein Zug Weiber, teils auf Kühen, teils auf Ziegen reitend, und meist mit Ofengabeln bewaffnet. Zuletzt folgte noch ein Anhang von vielen Katzen, mit grossem Lärm, die die Musikbande bildeten. Auf der Haide angekommen, blieb die Anführerin in der Mitte stehen, die anderen einen Kreis um sie bildend. Die Katzen kletterten auf die unweit stehenden Bäume, und sahen mit funkelnden Augen herab. Die Anführerin, ein grosses schwarzes Weib, in Kittel, Mieder und den Kopf mit einem Tuch bedeckt, gab ein Zeichen mit dem Besen, worauf alles stille ward. Dann sprach das Weib einige dem Soldaten unverständliche Worte, worauf alle von den Tieren herabstiegen.

Hierauf wurde das Melken der vorhandenen Tiere begonnen, und ein Feuer angezündet, auf das sie einen grossen Kessel setzten. Nun erschien ein kleines schwarzes Männlein, das sich zum Feuer begab, und etwas wie ein Pulver in die bereits darin geleerte Milch goss, und dann eifrig zu rühren begann mit einem schwarzen Stäblein. Während dieses Vorganges begannen die Weiber einen Tanz um das Feuer, indessen die Katzen auf schauerliche Weise musizirten. Wie der Inhalt des Kessels gekocht war, wurde er vom Feuer gehoben, und es begann nun eine Austeilung der gekochten Masse in die bereitgehaltenen Melkkübel.

Als jedes Weib ihren Anteil erhalten hatte, machte der kleine Schwarze einen starken Pfiff, worauf die Katzen mit grossem Geschrei von den Bäumen herabkamen, und gierig über den Inhalt des Kessels herfielen, der inwendig noch ziemlich heiss war, daher hiebei eine arge Balgerei stattfand, so dass der Franzose Mühe hatte, sich des Lachens zu enthalten.

Während dieses letzten Vorganges setzten sich die Weiber mit ihren Sachen auf die vorhandenen Tiere, und fort ging der Zug nach dem Wiesengrund des Ortes Ramsau zu. Der Franzose folgte von Ferne dem Zuge nach, bis dieser Halt machte. Die Weiber stiegen von den Tieren, banden sich weissleinene Grastücher unten an die Füsse, und gingen in den Wiesengrund hinein, die Tücher nachschleppend, um den vorhandenen Wiesentau aufzufangen. Wie sie einen Rundgang ausgeführt hatten, kamen sie wieder zu ihren Tieren zurück, nahmen sich die nassen Tücher von den Füssen und wanden den Tau aus den Tüchern, und liessen ihn in ihre Melkkübel laufen. Darauf entfernten sie sich mit grosser Eile nach allen Windrichtungen, und auch der Soldat ging nach Hause.

Des andern Tages erzählte er diese Begebenheit seinem Hausherrn, mit dem Beifügen, dass er mehrere Weiber aus dem Orte hiebei erkannt habe, sowie auch die weisse Katze des Hauses, die während des Gespräches eben zur Stubenthür hereinkam. Der Bauer sagte nun zu ihr: Du, mein Kater, wo bist du denn gestern gewesen? worauf die Katze schnell Kehrt machte zur Thüre hinaus, und nie mehr zum Vorschein kam. Der Franzose ging noch öfters mit einigen Kameraden nach der Vogeltenne, und sie erzählten dann ähnliche Dinge, als wie die vorerzählte Begebenheit.

---

6. Mitteilungen aus dem Bremischen Volkleben.

Von Dr. Albert Hermann Post.

VI. Ein sonderbares Kapitel im Kinderleben bilden die Sprachkünsteleien. Sie sind nach allen denkbaren Seiten hin entwickelt. Kinder sprechen die Bo-Sprache, indem sie hinter jedem Vokale die Silbe „bo“ einfügen und dadurch die Worte unkenntlich machen. Sehr gewöhnlich sind Zusammenstellungen von Worten, die sich schlecht aussprechen lassen. Dahin gehören zum Beispiel folgende:

Ik schoof mal dre Teertunnen, dre Trantunnen na der Tranbrenneree.

Vrgl. Ur-Quell V, 126.

Sniderscheere snitt scharp, scharp schnitt Sniderscheer'.

Frischbier, S. 96, Nr. 421; Doornkaat III, 243.

Violett lett regt nett, regt nett lett violett.

Frischbier, S. 96, Nr. 424; Leske, Spielbuch, S. 223.

Ik steek min'n Kopp in'n koppernen Pott, in'n koppernen Pott steek ik min Kopp.

Handelmann, S. 39; Schütze II, 323.

De Schipper smeert sin Schip mit Pik, stikt Stint up'n Spitt.

Handelmann, S. 39.

De dikke Dierk Dunze droog den dunnen Dierk Dunze dör
den diksten deepsten Drek dör.

Fölsing I, S. 143; Korrespondenzblatt XI, 52; Ur-Quell V, 126; Frischbier, S. 95, Nr. 399—400 zu vergl.

De Bursten mit swarten Borsten bursten beter as de Bursten
mit witten Borsten bursten.

Vergl. Ur-Quell V, 125.

Wi Waschwiver wollen wol wasken, wenn wi Waschwiver
wusstęn, wo week wakker warm Wesserwater wer'.

Fölsing I, S. 142; Frischbier, S. 97, Nr. 425—426; Korrespondenzbl. XI, 52; Wegener I, 61, Nr. 185; Leske, Spielbuch, S. 222.

Blaue K'rallen (Korallen), blaue K'rallen u. s. w.

Een Buddel Beer, twe Buddel Beer, dre Buddel, Buddel,
Buddel, Buddel Beer;
Veer Buddel Beer, fief Buddel Beer, ses Buddel, Buddel, Buddel,
Buddel Beer u. s. w., bis zwölf und sodann rückwärts.

Auch hochdeutsche Sprüche giebt es in dieser Weise z. B:

Fischers Fritz frisst frische Fische, frische Fische frisst Fischers Fritz.

Frischbier, S. 95, Nr. 402; Fölsing I, S. 142; Leske, 222.

Oder: Wenn mancher Mann wüsste, was mancher Mann wär,
Tät mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr',
Da mancher Mann nicht weiss, was mancher Mann ist,
Drum mancher Mann manchen Mann manchmal vergisst.

Fölsing I, S. 142; Frischbier, S. 96, Nr. 418; Leske, 222; Simrock, 978.

Es giebt aber auch sonst zahlreiche Sprachscherze. So sprechen Kinder bestimmte Worte mit verkehrter Betonung aus, um sie so unverständlich zu machen, z. B.: O, Sterbēn ohné Glaubēn íst ewíges Vérderbēn. Fölsing I, S. 144; Frischbier, S. 99, Nr. 444; Wegener I, 44, Nr. 148; Leske, S. 221. Man muss allerdings ein Plattdeutscher sein, um durch die so entstehenden „Beene" verwirrt zu werden. Ein anderer Spruch dieser Art ist folgender: „Ich sass an meinen Schúbfenstérchen, da kam ein kleines Géspenstérchen und zupfte mich an meinem Róckärmélchen." Andere Sprüche verwirren lediglich durch die Wortzusammenstellung, z. B.: „Die Kuh rannte bis sie fiel." Gillhoff, 110, Leske, 222; Wegener I, 44, Nr. 147. Oder folgende aus der französischen Zeit erhaltene: „Pie a haut nid, caille a bas nid, chat en a, rat en a, taupe aussi" und „Car Didon dina dit-on d'un dos d'un dodu dindon". Wieder andere Sprüche amüsieren die Kinder durch Verwechselungen von Buchstaben oder Worten. So werden z. B. in dem Spruche: Im Hintergrunde einer Pappelgruppe sass ein Zeichenlehrer und malte an einem Schattenriss, bei jedem Hauptworte die Anfangskonsonanten der ersten und dritten Silbe verwechselt, oder es werden ganze Worte verwechselt, wie in dem Spruche: „Voriges Jahr im Handschuh verlor ich meinen Herbst und als ich ihn fand, suchte ich ihn. Da kam ich vor ein

Guck, da lochte ich hinein: da sassen drei Stühle auf sechs Herrn. Da nahm ich meinen grossen Tag ab und sagte: Guten Hut, ihr Herrn; hier bring ich euch sechs Paar Strümpfe, davon sollt ihr mir drei Pfund Wolle stricken und sollt morgen anfangen, damit ihr heute fertig werdet.“ Andere Sprachscherze beruhen auf der Freude am Reim. Sie werden von den Kindern hartnäckig weiter überliefert, obwohl sie ganz sinnlos und abgeschmackt sind, z. B.: „Engel, Bengel, Bickbeernstengel,“ [1]) oder ein Reim auf Jungfer: „Unsere kleine Jungfer hat sich ihre Zung'ver- brannt am Ofenloch.“ Ein klein wenig intelligenter ist folgender aus der französischen Zeit erhaltene Reim:

Da kam der Dieb larron
In mein Haus maison
Und stahl den Schinken jambon
Aus meinem Kessel chaudron,
Da nahm ich meinen Stock bâton
Und schlug den Dieb larron
Aus meinem Hause maison.

Ein anderer Wortscherz wurde durch den Hass gegen Napoleon I. erzeugt. Es wurde in meiner Jugend allgemein erzählt, der Bürgermeister eines Ortes, durch welchen der Kaiser gekommen, habe den Seinigen das „Vive l'empereur“ beibringen wollen. Um ihnen dies mundgerecht zu machen, habe er ihnen folgende Erklärung gegeben: Vive = olet Wief, l'empe = Thranlampe, reur = Piepenröhr, worauf dann beim Durchzuge die ganze Gesellschaft gerufen habe: Olet Wief, Thranlampe, Piepenröhr.

Es führt dies hinüber in ein nahe verwandtes Gebiet der Volkdichtung, nämlich in das der Volkerzählungen. Auch von diesem existieren einige noch in der Bremischen Tradition. Sie sind denkbar abgeschmackt, aber charakteristisch und es mögen daher auch von ihnen ein paar Beispiele erwähnt werden.

1. Ein Küster hatte die Predigt abzuhalten und dachte sich, er würde einen grösseren Eindruck auf die Gemeinde machen, wenn er auch einen lateinischen Spruch anbrächte. Auf dem Wege zur Kirche sah er in einem Baume ein Krähennest, und auf der Strasse die Reste eines Schuhes. Er schloss daher seinen Vortrag mit den Worten: wie da geschrieben steht: In hoogboom kreineest is, salut-is, rand-áv-is, scho-schend-is. Vrgl. Frischbier, S. 99, Nr. 443.

2. Eine Mutter hatte drei Töchter, welche das R nicht aussprechen konnten. Die Mutter empfahl ihnen daher, fleissig zu spinnen und nichts zu sagen. Als die drei Freier kamen, riss der ersten der Faden. Darauf:

Die erste Tochter: Mode, Mode, de Daat de bikt!
Die zweite Tochter: Knutt' en wedde an!
Die dritte Tochter: Mode seggt, wi schält nig speken, speken alle dee.

Die Freier verschwanden. Ur-Quell III, S. 293 ff., 342 ff., IV, S. 101, 169.

---

[1]) Bickbeere ist Bremischer Dialektausdruck für Heidelbeere.

3. Geschichte von den drei hinkenden Weibern.

Die Erste (links hinkend): Et brennt, et brennt.
Die Zweite (rechts hinkend): Woneffens? Woneffens?
Die Dritte (auf beiden Füssen hinkend): Upper Zukkerbekkeree,
upper Zukkerbekkeree.

Hieran schliessen sich einige aus ähnlichen Anschauungkreisen erwachsene Reime, z. B.:

Erste leevste, tweede scheefste, leste beste —
Geit mit Katten un Hunden to Neste.

oder:

Twe Eier in'n Pott,
Twe Ogen in'n Kopp,
Een Hart in'n Lieve,
Maakt dat nig fieve?
Dre Soldaten up der Wacht,
Maakt dat nig acht?
Een Officier mit 'n Degen,
Maakt dat nig negen?
Een Schipskapitain,
Maakt dat nig tein?

---

7. Das Kind im Glauben und Brauch der Pommern.[1]

Von Dr. A. Haas in Stettin.

I. Vor der Geburt. Probe der Fruchtbarkeit. Wenn eine in den Urin einer Frau oder auch eines Mannes geworfene Linse keimt, so sind sie fruchtbar, bez. zeugungfähig. Neustettin. A. Pommerening.

Gegen Unfruchtbarkeit der Frau. Eine solche muss eine halbe Stunde vor der Beiwohnung die Milch von einer neumilchenden Kuh euterwarm trinken. Ebendaher.

Unfruchtbarkeit hervorzurufen. Wenn eine Frau eine Biene isst, wird sie nie schwanger, und der Mann wird impotent durch den Genuss eines Johanniswürmchens. Ebendaher.

Schwangerschaftprobe. Lege eine englische Nähnadel über Nacht in ein kupfernes Gefäss mit dem Urin der betreffenden Frau: hat die Nadel am Morgen rote Flecke, so ist die Frau schwanger, im anderen Falle erscheint die Nadel schwärzlich angelaufen oder rostig. Ebendaher.

Schwangere Frauen dürfen nicht unter einer ausgespannten Zeugleine durchgehen, durch einen Zaun kriechen, durch ein offenes Fenster steigen oder dergl.; sonst müssen sie über die Zeit gehen

---

[1]) Diesem ersten Berichte unseres Mitarbeiters folgen weitere 9 oder 10 Fortsetzungen nach, die in ihrer Art eine höchst schätzbare Ergänzung zu Ploss' Werk über das Kind darbieten. Die Herausgeber des Urquells eröffnen hiemit eine Umfrage über das Kind und erbitten sich weitere Beiträge. Anm. d. Red.

oder sie gebären einen Krüppel oder es steht ihnen eine schwere Geburt bevor. Sallentin (O. Knoop). Rügen. Vergl. Knorre: Sammlung abergl. Gebr. in Balt. Stud. 33, S. 113 ff., Nr. 3.

Eine Schwangere darf nie durch ein Fenster oder durch eine andere Oeffnung in ein verschlossenes Zimmer steigen, sonst wird das Kind unfehlbar ein Dieb. Zezenow. O. Knoop: Volksagen etc. aus dem östlichen Hinterpommern S. 155 ff., Nr. 5.

Wenn schwangere Frauen Zwillingfrüchte, wie z. B. doppelte Nüsse oder zu zweien zusammengewachsene Aepfel essen, so bekommen sie Zwillinge. Rügen. Knorre Nr. 2.

Wenn eine schwangere Frau, während sie ein kleines Kind auf dem Arme hält, ihr Wasser lässt, so kann später dasjenige Kind, mit welchem sie schwanger ist, sein Wasser auch nicht halten. Stettin.

Schwangere dürfen sich nicht an fremdem Eigentum, auch nicht an dem geringsten Gegenstande vergreifen, sonst stiehlt ihr Kind nachher ebenfalls. Puddenzig. R. Gehen.

Wenn ein Dieb das Fett einer schwangeren Frau bekommt, sich daraus ein Licht giesst und es anzündet, so kann er unbesorgt stehlen, wo er will. Niemand wird ihn sehen, kein Schläfer vermag aufzuwachen. Konow. Jahn: Hexenwesen und Zauberei in Pommern in Balt. Stud. 36, Nr. 526.

Eben solche Dieblichter werden aus den Fingern ungeborener und ungetaufter Kinder oder aus den Eingeweiden ungeborener Kinder verfertigt. Allgemein. Vgl. Blätt. f. Pom. Vkde. II. S. 109 f. und Jahn Nr. 524, 528, 576.

---

8. Zungenübungen aus Preussen III.

Von A. Treichel.

132. In Ulm und um Ulm und um Ulm herum. (Neuzeitlich; bezüglich des dortigen anthropologischen Congresses; Sektion Nuschke.)

133. Violett [Viglett] lett [lässt] recht nett; recht nett lett Violett. (Aehnlich vgl. Fr. 424. Simrock, 985.)

134. Es sassen drei Vögel auf einem Baum. Der eine hiess Löhr, der zweite hiess Flöhr, der dritte Zickchen Zackchen Ziegeler. Da sagte Löhr zu Flöhr, wo Zickchen Zackchen Ziegeler wär'.

135. Wäre Villamaria in der Villa Miramare und Villa Miramare am Marmorameere! (Ausgedacht.)

136. Der Sperber fragt: „Was machst du, Wachtel?“ „Was fragst du, Sperber?“ sagt die Wachtel.

137. Wenige wissen, wie viel sie wissen müssen, um zu wissen, wie wenig sie wissen.

138. Wir Weiber wollen Windeln [Wäsche] waschen, wenn wir wüssten, wo warmes Wasser wär'. (Vgl. Fr. 425.)

139. Wir weisse Waschfrauen wollen weisse Wäsche weiss waschen. (Fr. 426.)

140. Willy will Wolle wickeln; Wolle wickeln will Willy.

141. In den Wellen wallen Quallen. (Frei nach J. Trojan.)

142. Eine zischende Schlange sass zwischen zwei Steinen und zischte. (Fr. 427.)

143. Es sassen zwei zischende Schlangen zwischen zwei spitzigen Steinen und zischten dazwischen.

144. Guten Tag, Herr Diener, Was machen die Hühner? Legen sie Eier? So hol sie der Geier! (Königsberg. Fr. Nachtr. i. A. M. S. 28. Nr. 166, vgl. Volksr. 447.)

145. Klopft an! sagt er. Wer ist? fragt' ich. Sprach sie: Bin ich! (Fr. Nachtr. i. A. M. S. 88. Nr. 165, vgl. Volksr. 428.)

146. Nachts, wenn ich heimkehr', hab 'nen Rausch, hab 'nen Rausch,
Klopf' ich an's Fensterlein an;
Fragt mich mein Weibchen, wer draussen ist, draussen ist,
Sag' ich, betrunken dein Mann!

Noctu si venio ebrius ebrius
Atque fenestram adsto,
Quaerit me uxor, quis foris sit, foris sit,
Dico maritus ego!

Νύκταρ εἰ ἔργομαι ἔξοινος ἔξοινος,
Κόπτω τὴν θύραν ἐγώ,
Ἔρεται γυνή, τίς ἔξωθεν, ἔξωθεν;
Λέγω ἀνήρ σοι ἐγώ.

Ivre quand je reviens chez moi, chez moi,
Je frappe à la jalousie;
Interrogue me la femme,
Qui vive là, qui vive là?
Je dis, ton ivre mari!

147. Bydło było, bydło będzie. (Vieh war's, Vieh bleibt's.) (Fr. R. A. I. 4319).

148. Chrząszcz brzmi w trzinie. (Der Käfer brummt im Rohr.)

149. Gapa gapie w dupie drapie. (Die Krähe der Krähe im H . . . kratzt.)

150. Kra krę mija, idę a nos trę. (Die [Eis-] Scholle meidet die Scholle; ich gehe und reibe die Nase.) Auch zu deuten als lateinische Worte: cra crae mia idea nostrae.)

151. Kret tu ryje, spi tu lis, sra babulis. (Ein Maulwurf gräbt hier, es schläft hier der Fuchs; es sch . . . eine alte Frau.) Es soll gesprochen sein, als sich die Tatsachen einmal mit den Worten deckten. Es ist polnisch mit scheinbar lateinischen Endungen.

152. Kuba Kubie w dupie dłubie; co wydłubie, to da Kubie. (Jacob dem Jacob im H . . . klaubt; was er rausklaubt, das schenkt er dem Jacob.)

153. Wart Pac pałaca a pałac Paca. (Es ist wert Pac des Palastes und der Palast des Pac.) Ein Mann Namens Pac, reich und generös, erbaute in Warschau einen schönen und grossen Palast.

154. Podawała baba babie przez piec malowane grabie. (Es reichte ein Weib dem Weibe über'n Ofen eine bemalte Harke.)

155. Pchła pchłę pchła az ją zepchła. (Der Floh stiess den Floh, bis er ihn runterwarf.)

156. Nie pieprz Piotrze pieprzem wieprza, bo przepieprzys [Peltrze] wieprza pieprzem. (Nicht pfeffere, Peter, mit Pfeffer den Borg, sonst verpfefferst du (Peter) den Borg mit Pfeffer.)

157. Co to jest wieszczy? Co je i pije a nie szczy. (Was ist ein Vampyr? Was isst und trinkt, aber nicht p . . .) Erklärung eines Fuhrmanns.

158. Czyj ogon zajęczy, kiedy zajęczy ogon nie za'ęczy? (Wessen Schwanz tönt, wenn des Hasen Schwanz nicht tönt?) Es ist das ein Rätsel mit der Auflösung: Pferdeschwanz mit seinen Haaren im Violinbogen. Zu beachten ist im Polnischen der gewollte Gleichklang des Adjectivs von Hase und der Verbalform von tönen.

159. L'origine ne se désoriginalisera jamais de son originalité.

160. A la santé de celle, qui tient la sentinelle devant la citadelle de votre coeur! (Ein Toast!)

161. Car Didon dîna, dit-on, Du dos d'un dodu dindon.

162. Und war nicht gleich zungenzerbrechend, wenn wir in der Schule das reflexive Paradigma nach der Vierten s'en instruire durch alle Tempora fragend und verneinend conjugiren mussten? oder verwickelte sich die ungeberdige Zunge nicht, wenn's ging um den Subjonctiv que je schhe!?

163. Quando conveniunt Catharina, Sibylla, Camilla, Sermones faciunt vel ab hoc vel ab hac vel ab illa. (Schwatzhaftigkeit der Weiber). Kanon in Göpel's Kommersbuch, 2. Ausg., S. 357.

164. Oll inter sese magna vi brachia tollunt. Virg. Georg. 4, 174. (Hammern der Cyklopen.)

165. Quamuis sint sub aqua, sub aqua maledicere tentant. Ov. Metam. 6, 376. (Quaken der Frösche.)

166. Aehnlich deutsch: Obgleich sie die Flut doch bedeckt, doch bedeckt, so schimpfen sie kecklich. (Voss?) Oder: Ob in der Tiefe sie quaken, sie quakén doch nur, um zu schimpfen.

167. At tuba terribili sonitu taratantara dixit. Verg. Aen. 9, 503. (Tönendes Schmettern der Trompete.)

168. Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum. Verg. Aen. 8, 596. (Stampfen und Trampeln der Pferde.)

169. Glut, glut! murmurat unda! (Murmeln der wogenden Wellen.) Anthol. Lat. Burm. 2, 405.

170. Amica luto sus. Horaz Ep. I. 26. (Schwein im Schmutze.)

171. Αὖτις ἔπειτα πέδονδε κυλίνδετο λᾶας ἀναιδής. (Hom. Od. II, 598.) Wieder entrollte darauf in die Eb'ne der schändliche Felsblock. (Rollen und Fallen des Steines.)

172. Τριχθὰ τε καὶ τέτραχθὰ διέσχεσεν ἲς ἀνέμοιο. Od. 9, 71. Il. 3, 363. (Stossen des Windes in die Segel und deren Zerreissen.)

173. Ὦ μάκαρ Ἀτρείδη μοιρηγενὲς ὀλβιοδαιμον. Il. 3, 182. (Anschwellendes Lob des Achilles.)

9. Die älteste Niederschrift deutscher Volkmärchen.

Von Ludwig Fränkel in München.

In einer Ende April abgehaltenen Sitzung des Berliner „Vereins für Volkkunde“ teilte Dr. Johannes Bolte, der gewiegte Fachmann und würdigste Erläuterer der Nachlassausgabe von Reinhold Köhlers Aufsätzen über Volklieder und Märchen (Berlin 1894), einige der noch nicht veröffentlichten Meisterlieder des Hans Sachs mit, die schon an und für sich dadurch lebhafteste Teilnahme erregen müssen, dass sie die ersten schriftlichen Belege für deutsche Märchen darstellen. Die von Bolte benutzten Meisterlieder befinden sich auf der Ratbibliothek zu Zwickau in Sachsen. Bis jetzt hat Bolte, darunter solche für elf in der Sammlung der Brüder Grimm mitgeteilten Märchen, ausfindig gemacht, z. B. Die Bremer Stadtmusikanten, Das kluge Gretel,[1]) Die sieben Schwäne, Die sieben Schwaben, Hänsel und Gretel. Besonders anziehend ist das Vorbild, das eins dieser Meisterlieder für die ungeschichtliche erst im 18. Jahrhunderte auftauchende Legende von dem Tintenklex an der Wand des Lutherzimmers auf der Wartburg abgiebt. Jedoch wirft in diesem alten schwankhaft volktümlichen Liede, das dies launige Ereignis in Wittenberg spielen lässt, der Teufel das Tintenfass auf die ihm unbequeme Bibelverdeutschung Dr. Martin Luthers; der Luthertintenfleck taucht in der Litteratur erst 1796 auf, bei den Meistersingern, und zwar nicht bei Hans Sachs selbst, sondern in einer Erzählung seines Genossen Theisinger schon 1602. Man muss aufrichtig gestehen, eine weit sinnigere Wendung der köstlichen Schnurre als in der üblichen Anekdote über den Eisenacher Mauerfleck, der von spleenigen Engländern so lange abgekratzt worden sein soll bis ihn die Verwaltung schön schwarz erneuern liess (so klatschen wenigstens Eingeweihte — Legende pfropft sich auf Legende!) Am 5. November begeht das altehrwürdige Nürnberg die Vierjahrhundertfeier seines herrlichen Volkdichters mit geziemendem Glanze. Kann da ein Fund gelegener kommen als dessen innige Verknüpfung mit dem deutschen Volkmärchen?

---

10. Zur Ethnographie der ostgalizischen Juden.

Von Dr. M. Landau.

In dieser Zeitschrift sind schon mehrmals interessante Beiträge zur Volkkunde der galizischen Juden von B. W. Schiffer erschienen. Wir können unsern Lesern das Geheimnis verraten, dass dieser unser Mitarbeiter identisch ist mit B. W. Segel (gehört doch meistens

[1]) Vrgl. dazu Benfey's gediegene Abhandlung „Die kluge Dirne“ (Kleinere Schriften, Band II, 1892), S. 156 ff.

jedem Schiffer sein Segel), von dem vor kurzem in den Schriften der Krakauer Akademie der Wissenschaften eine für die Volkkunde und Geschichte der Märchenwanderung sehr wichtige und interessante Schrift u. d. T. „Materialien zur Ethnographie der ostgalizischen Juden“ in polnischer Sprache erschienen ist.[1])

Sie enthält in sechs Abteilungen I Erzählungen und Märchen, II Volklieder, III Aberglauben, IV Zaubermittel, V Vorbedeutungen und VI Volkmedizin. Doch ist die Einteilung in den vier letzten Abteilungen, von denen überdies die dritte nur eine halbe Seite umfast, nicht konsequent durchgeführt; so findet sich z. B. in der vierten mancherlei, das in die dritte oder sechste Abteilung gehört. Den grössten Raum — 46 Seiten — nehmen die Erzählungen und Märchen ein, und besonders bei diesen ist es sehr zu bedauern, dass sie in polnischer Uebersetzung und nicht im Original mitgeteilt werden.[2]) Die polnischen Juden sprechen nämlich einen deutschen aus dem Mittelalter stammenden nur wenig modernisirten und stark mit polnischen und hebräischen Worten versetzten Dialekt, und durch die Uebersetzung geht der Volkton, das lokal und national Charakteristische verloren. Das Büchlein wäre mit einem kleinen Glossar der polnischen und hebräischen Worte jedem Deutschen leicht lesbar geworden, während es jetzt auf den polnischen Leserkreis angewiesen ist, für den der Herausgeber ja auch eine Erklärung der hebräischen Ausdrücke beigeben musste. Sehr zu bedauern ist auch die enorme Menge der Druckfehler. Ich erinnere mich nicht je deren so viele, selbst in aus Winkeldruckereien herausgegangenen Werken gefunden zu haben, und das Büchlein ist doch in der Druckerei der Krakauer Universität gedruckt worden!

Da ich für meine Recension hier keinen gar zu grossen Raum beanspruchen kann, so will ich mich auf die interessanteste und grösste Abteilung, auf die Erzählungen und Märchen beschränken. Und diese sind fast alle interessant: die einen weil sie uns einen Blick in eine ganz eigentümliche Glaubens- und Gedankenwelt gewähren, die andern weil sie uns Altbekanntes aus dem deutschen oder allgemein europäischen Märchenschatze in eigentümlicher, den lokalen und religiösen Verhältnissen angepasster Umbildung zeigen. Diese galizischen Juden in Kaftan und mit Schläfenlocken erzählen einander Geschichten, die man in veränderter Gestalt in den Märchen der Brüder Grimm, in italienischen Novellen aus dem vierzehnten Jahrhundert oder in irgend einer mittelalterlichen Sammlung von Heiligenlegenden finden kann. Die Juden, die streng frommen sowohl

---

[1]) Materyały do etnografii żydów wschodnio-galicyjskich; zebrał B. W. Segel. W Krakowie, nakładem Akademii umiejętności, 1893. 72 S. gr. 8°.

[2]) Nur eine Erzählung und ein Lied werden auch im jüdischdeutschen Dialekt mitgeteilt. Eine Sammlung von Legenden der Chassidim nebst der Biographie des Stifters ihrer Sekte u. d. T. „Sefer Kahal Chassidim“ ist 1875 in Lemberg in jüdischem Dialekt mit hebräischen Buchstaben gedruckt erschienen. Die erste Ausgabe soll schon 1815 erschienen sein.

als die „Aufgeklärten“ und die Freigeister, wissen freilich nichts von Heiligen und wollen nichts von ihnen hören, aber der eigentümlichen ausserhalb Polens und Russlands so wenig gekannten abergläubischen Sekte der „Chassidim“ ersetzt der „Zadik“, der „gute Jud“, der Wunderrabbi die Heiligen. An seine Wunderkraft glaubt der „Chassid“ unerschütterlich, an ihn wendet er sich in allen seinen Nöten und Gefahren mit solchem Vertrauen, wie irgend ein neapolitanischer oder spanischer Katholik an die heilige Jungfrau oder seinen speziellen Patron im Himmel.

Und der Rabbi verrichtet dieselben Wunder wie die Heiligen. Wie diese mitunter einen armen Sünder, der sich dem Teufel verschrieben hat, aus dessen Klauen retten und dem Erzfeinde den mit Blut geschriebenen Vertrag entreissen oder mit List abgewinnen, so weiss auch der heilige Rabbi von Sadagura (unweit Czernowitz) in der einundzwanzigsten Erzählung „O tem jak Zadyk żyda ze szpon djabla wyratowal“ der ganzen Schaar Teufel, die den ihnen kontraktlich Verfallenen abzuholen kommt, das Versprechen zu entlocken, den armen Sünder in Ruhe zu lassen bis er seine Pfeife zu Ende geraucht habe. Dann macht er die Pfeife unbrauchbar und die ehrlichen Teufel, bei denen noch ein Mann ein Wort gilt, ziehen mit langen Nasen ab. In einer andern Erzählung (Nr. 26) befreit eine Frau durch genaue mutige Befolgung der ihr vom Rabbi gegebenen Unterweisung ihren Mann aus der Gewalt des Teufels. Man entgeht aber dessen Schlingen, wenn man so vorsichtig ist, ihm nie eine gerade Zahl zu nennen. Das wusste ein gescheiter Jude, dem der böse Feind in der Gestalt eines deutschgekleideten Mannes erschien (Erz. 27), den er aber trotz der Verkleidung erkannte. Auf dessen Frage: Wieviel Monate hat das Jahr? antwortete er: Das Schaltjahr hat (nach dem jüdischen Kalender) dreizehn, das gewöhnliche einen Monat weniger. Der Teufel frug weiter: Wie alt bist du? und der Fünfzigjährige antwortete: Vor fünfundzwanzig Jahren war ich fünfundzwanzig Jahre alt. — Wieviel Kinder hast du? Drei Mädchen und einen Knaben.

Andere Erzählungen der Chassidim sind wieder nur unsere altbekannten Märchen in sonderbarer Verkleidung oder Umbildung: Des Fischers Frau wird bei Grimm (K. u. H. Märchen, Nr. 19) von dem dankbaren Butt nach und nach bis zum Papst befördert. Als aber Frau Ilsebill „as de lewe Gott“ werden will, da hat die ganze Herrlichkeit ein Ende. In der jüdischen Erzählung (Nr. 30) macht der Prophet Elias einen armen Juden nach und nach zum Gastwirt, zum Pächter, zum Gutsbesitzer, zum steuerfreien Herrn und endlich zum souveränen Fürsten. Als aber der nie Zufriedengestellte auch allwissend werden will, da macht ihn der Prophet wieder zum armen Dorfjuden.

In unsern Märchen wird der in ein Schwein, in eine Schlange oder in ein anderes scheussliches Tier von einer bösen Hexe verwandelte Prinz durch den Kuss einer mutigen Jungfrau erlöst. Der

Chassid (Erz. 16 bei Segel) erlöst den in einen Hund verwandelten grossen Sünder und Geizhals, indem er ihm einige Tropfen von dem Wein zu trinken und einige Bissen von dem Brot zu essen giebt, worüber er am Sabbat den Segen gesprochen. Der wieder Mensch Gewordene verschafft seinem Erlöser einen grossen Schatz.

In einem Märchen aus dem schottischen Hochland[1]) borgen sich die Elfen ein Scheffel Mehl von einer Bäuerin aus, bei Segel (Nr. 24) kauft ein Teufel bei einem Juden in Danzig Getreide, lässt es in die Weichsel werfen, von wo es in die unterirdischen Speicher der Teufel gelangt. Gezahlt wird mit einem Wechsel, den dann ein anderer Teufel in einer Ruine in guten Goldstücken ausbezahlt, dabei nur die Bedingung stellend, dass von dem Gelde kein Almosen gegeben werden solle.

Die neunundzwanzigste Erzählung von dem Juden, der sich auf Edelstein, Pferde und — Bastarde verstand, ist der zweiten Novelle der Cente novelle antiche sehr ähnlich.[2]) Die zweiunddreissigste gehört zu dem umfangreichen Kreise der Erzählungen von der verleumdeten und verfolgten unschuldigen Frau, die, zur berühmten Heilkünstlerin geworden, ihre Verläumder zu Geständnissen zwingt.[3])

Nr. 33. „Von dem Juden, welcher dem Kaisersohn die Prinzessin mit dem Goldhaar brachte“ gehört zu den Märchen, in denen schwere Aufgaben mit Hülfe dankbarer Tiere gelöst werden.

Nr. 34. „Von dem Mädchen, welches den Prinzen aus dem Zauberschlaf weckte“ hat viele Aehnlichkeit mit der Rahmenerzählung von Basile's Pentamerone.

Am Schlusse der ersten Abteilung werden noch allerlei Schildbürgergeschichten aus der guten Stadt Chelm und die Eseleien Chojseks, eines Gegenstücks zu Eulenspiegel, erzählt.

So könnte ich noch manche andere Parallelen, auch aus den Volkliedern, anführen; aber ich glaube, das bisher Gesagte wird genügen, um den grossen Wert des Büchleins für Volk- und Märchenkunde zu beweisen. Ich kann es mit gutem Gewissen allen jenen empfehlen, die sich für diese Fächer interessiren und — polnisch verstehen.

---

11. Zur Volkkunde palästinischer Juden.

Ein Bericht von Benjamin Wolf Schiffer.

II. Die Gräber Isak Lurias und seines Schülers Chaïm Vitals, des Begründers der jüngern Kabbalah, sind nicht minder ein Gegenstand des Cultus. Das Grab des Erstern befindet sich in Lephath unweit von der Grabstätte des Joseph Caro, des Verfassers des Schulchan

[1]) Thomas Keightley, The fairy Mythology, London 1860, S. 389. S. auch Brüder Grimm, Irische Elfenmärchen, Leipzig 1826, S. XCVI.

[2]) Vergl. Liebrechts Uebers. von Dunlops Geschichte der Prosadichtungen, Berlin 1851, S. 212.

[3]) Vergl. Von der Hagen, Gesammtabenteuer, Crescentia I, S. C—CIV und 129.

Aruch. Als im Jahre 1865 dort die Pest wütete, feierte man zwischen den Gräbern jener beiden Heiligen die Hochzeiten mehrerer Pare Waisen, die man auf Kosten der Gemeinde ausgestattet hatte. Dieses Mittel gegen die Pest wird auch in Europa von den Juden angewendet; bemerkenswert ist die landläufige Deutung, dass nämlich die Toten angesichts der Bekundung von Lebenslust der Lebenden gerührt, und zu einer Fürbitte vor Gottes Thron bewogen werden sollen.

Eine hübsche Sage knüpft sich an das angebliche Grab Salomo ibn G'ebirols, des berühmten Dichters und Philosophen aus Spanien. Ihn hat nach der Ueberlieferung nach nämlich ein Türke aus Neid getötet und in seinem Garten unter einem Feigenbaum bestattet. Der Baum erblühte vorzeitig und trug gar wunderbare Früchte; als der König dies hörte, verdächtigte er den Türken der Zauberei und liess ihn geisseln. Der Mörder gestand auf der Tortur seine Tat in der Meinung, die Tötung eines Juden würde ungestraft bleiben. Der König jedoch, der den Dichter sehr hoch schätzte, liess den Mörder hinrichten.

Ehrwürdig ist das Grab des R. Joseph Saragossa, genannt der „Weisse Rabbi“, K. J. Halavan. Ueber ihn berichtet die Legende: Einmal befahl der Pascha, die Juden sollten ihm eine sehr grosse Anzahl schneeweisser Hennen bringen, sonst würde er sie Alle sammt und sonders hinrichten lassen. In ihrer Verzweiflung — denn es war um keinen Preis möglich, eine solche Zahl weisser Hennen aufzutreiben — gingen die Juden an das Grab des R. Joseph und flehten dort zu Gott. In der Nacht zeigte sich der Rabbi im Traume dem Gemeinde-Aeltesten und empfahl, die geforderte Anzahl Geflügels, von welcher Farbe immer, zusammenzubringen. Kaum waren die Hennen beisammen, da wurden sie alle schneeweiss.

Das angebliche Grab eines berühmten Thanaiten, namens Elieser ben Arach, bedeckt ein grosser Stein. Diesen sollen einmal Türken geraubt und in die nahegelegene Mühle getragen haben; über Nacht verschwand er jedoch und morgens fand man ihn auf der alten Stelle.

Von den im heil. Lande üblichen Volkbräuchen verdienen nachstehende hervorgehoben zu werden, weil sie in vielen Punkten von denen der europäischen Juden abweichen. Die Trauung vermittelst Ringes wird schon, wie einst in thalmudischer Zeit, bei der Verlobung vorgenommen; aber bei der eigentlichen Hochzeit die Ceremonie wiederholt. — Am Samstag vor der Hochzeit (in Europa heisst dieser Tag „Vorspiel“, auch „Aufrüfens“, weil man den Bräutigam feierlich zur Thorah aufruft) wird im Bethaus an der Ostwand ein Baldachin errichtet, worunter der Bräutigam mit seinen „Führern“, (denen die Ehre zu Teil wird, den Bräutigam zur Trauung zu geleiten) Platz nimmt. Von dort begleiten sie ihn, sobald er zur Thorah „aufgerufen“ wird, und nach der Beendigung des Schlusssegens liest ihm der Vorleser noch Gen. 24, 1—8 vor.

Inzwischen reicht der Synagogendiener Rosenwasser herum. Auch im Hause des Bräutigams wird an der Wand ein Baldachin errichtet,

und dort traut am Hochzeittage der Bräutigam die Braut zum zweiten Male. (In Polen und Russland begeht man die Hochzeit in der Regel im Hause der Braut). Nach vorgenommener Trauung wird um das Paar ein Talith (blaugeränderter Gebetmantel) geworfen, und in dieser Stellung verharren die Neuvermählten gegen fünf Minuten. Der Hochzeitschmaus währt nicht wie in Europa die ganze Nacht, sondern nur eine Stunde lang. Musicirt wird dabei wenig; nur die Frauen nämlich führen einige Tänze auf in Begleitung der Handpauke, aber im Hause der Braut. — In ganz Palästina, erzählt unser Verfasser, befindet sich keiner, der die Violine zu spielen verstände; denn man hat dort mit diesem Handwerk kein Glück; einer, der aus Europa gekommen war, spielte einige mal die Violine auf Hochzeiten bei den „Aschkenasim", (die europ. Einwanderer, im Gegensatze zu den eingeborenen Juden, die „Sephardim" genannt werden) starb aber bald darauf; und so überzeugten sich die Leute, dass kein Jude in Palästina die Violine spielen darf (wegen der ewigen Trauer um die verlorene Herrlichkeit). Das Haar der neuvermählten Frau wird stehen gelassen, und nicht, wie bei den europäischen Juden, kurz geschoren, oder gar rasirt; aber der Schleier der Frau verdeckt es vollständig. (Ueber den Ursprung dieses Brauches bei den europäischen Juden, der noch heute bei den Orthodoxen meist in voller Kraft besteht, wurde viel geschrieben, ohne jedoch die Sache zu klären; die Annahme, er sei auf eine Stelle im Sohar zurückzuführen, scheint angesichts der Thatsache, dass er den palästinischen Juden unbekannt ist, unhaltbar; denn im entgegengesetzten Falle müssten ihn gerade die palästinischen Juden, die Anhänger der Kubbalah sind, am eifrigsten beobachten.)

---

12. Holsteinische Kinderspiele.

Von Ludwig Frahm.

I. Seit einem Zeitraum von 30—40 Jahren sind manche Kinderspiele wie von der Bildfläche hinweggefegt, und andere gehen dem Aussterben entgegen. Nicht nur die „Alten", sondern auch manche Lehrer klagen: „Unsere Kinder verstehen gar nicht recht mehr zu spielen!" Doch die Prüfung dieses Ausspruches mag hier unterbleiben. Unsere Pflicht ist es zunächst, die alten Spiele hier dingfest zu machen, und ich erlaube mir vorläufig folgende vorzuführen:

1. Himmelhakenhoch. An diesem Spiel müssen sich zwei, können sich bis 6 Kinder beteiligen. Man schneidet einen geraden Stab mit recht vielen, ziemlich regelmässig sich abzweigenden Aesten. Die Hainbuche ist besonders geeignet. Die Aeste werden bis auf Fingerlänge abgeschnitten und der Stab wird dann senkrecht in die Erde getrieben. Jeder Mitspieler schneidet sich dann einen Haken und legt ihn vor den „Himmelbaum". Nun wird die Folge der Spieler ausgemacht; es wird an der Hand eines Abzählreimes "abgemeilert". Dieser Ausdruck kommt daher, weil die meisten Reime mit den

Worten „Eiler meiler“ beginnen. Der Erste begann das Spiel, nahm ein offenes Taschenmesser, fasste es bei der Spitze und warf es 1—1½ Meter empor. Lag nun die Seite des Messers oben, wo die Kerbe ist, in welchen man zum Zweck des Öffnens den Daumennagel einsetzt, so konnte der Spieler seinen „Himmelhaken“ an den ersten Ast hängen und konnte so lange fortwerfen, so lange das Glück ihm hold war. Lag aber die andere Seite oben, so „war er ab“, und der zweite Spieler begann. Brachte der seinen Haken höher, als der erste, so ging letzterem nicht nur der Vorrang verloren, sondern er musste seinen Haken um so viel Stufen niedriger hängen, als ihn der zweite übertraf. Wer zuerst seinen Haken in die letzte Gabel brachte, der rief „Himmelhakenhoch!“ und war Sieger.

2. Mudder Ros. „Dem Anger, dem bin ich hold.“ — Wo sich ein dichtbewachsener Rasen fand, da war die Spielstätte. Die 6—10 Spieler knieten im Kreise herum und jeder schnitt ein Loch von Faustgrösse aus dem Boden und legte das herausgeschnittene Rasenstück daneben. Dann wurde die Reihenfolge durch Losen oder Abmeilern bestimmt und der erste Spieler setzt sich an das Loch des zweiten, nahm ein Messer oder messerartig geschnittenen Spahn oder Pflock zur Hand, holte tief Atem und wühlte vom Loche aus so viel Grasnarbe und Erde heraus, als er erlangen konnte, indem er rief und summte: „Mudder Ro — — — — o — — — o — — — s! War sein Atem zu Ende, so musste er aufhören. Nun setzte der zweite Spieler sein Minirungwerk beim Loch des dritten fort u. s. w. Waren alle 1—3 Mal daran gewesen, so wurden die Löcher mit dem gewonnenen Material ausgefüllt, wer sein Loch füllen konnte, war frei; wer Erde übrig hatte, aber war Sieger; derjenige oder diejenigen aber, deren Löcher nicht voll wurden, waren unterlegen. Der Unterlegene musste nun auf allen Vieren knien, und sein Rücken wurde ihm mit den überflüssigen Soden der andern Spieler bepackt. So musste er als Lasttier nach einem Ziele, Mal, kriechen. Mit jeder Sode, die er auf diesem mühseligen Gange verlor, wurde er geworfen. War er am Ziel, so war er ledig aller Pflicht, und das Spiel war zu Ende.

---

13. Magyarische Hochzeitgebräuche.

Von Anton Herrmann in Budapest.

III. Pográny bei Neutra. In der Zeit von der Ernte bis zur Weinlese pflegt sich der Bursche ein solches Lieb zu suchen, das er zu heiraten gedenkt, was ihm zu finden stets gelingt, auch ohne dass er ein dem Volkglauben nach glückverheissendes vierblättriges Kleeblatt (hier gyetyelina, genannt = lóhere) vorher gefunden hat. Ist der Freier seiner Sache sicher, so begiebt er sich mit dem von ihm gewählten Brautbitter (násznagy) zu den Eltern der Maid, und freit um sie. Verlobung und Ringwechsel geschieht in der

Kirche, und nach dreimaligem Aufgebot wird die Hochzeit abgehalten. Zur Trauung gehen die Brautleute jedes für sich in Begleitung seiner Verwandten. Treten die Brautleute aus der Kirche heraus, so werden sie mit Musik und Gesang begrüsst. Die Braut begiebt sich nun mit ihrer Begleitung in ihr Elternhaus, während der Bräutigam mit seinen Verwandten und Gästen in sein Haus einzieht. Die Brautleute halten nun abgesondert, jedes in seinem Heim, den Hochzeitschmaus ab. Abends holt sich der Bräutigam die Braut ab, die in gereimter Rede von ihren Eltern, Verwandten und Freundinnen Abschied nimmt. In ihrem neuen Heim angekommen, streut sie Feldfrüchte im Hofe aus, damit ihr Geflügel sich vermehre. Dies Getreide aber wird von den Maiden bis auf's letzte Körnchen aufgelesen, damit sie auch so glücklich werden, wie die Braut es geworden ist. Betritt nun die Braut die Küche, so legt sie auf den Deckel eines jeden Topfes einige Geldstücke als Entgelt für Mühewaltung der Köchin. Auf die Zimmerschwelle legt sich dann ein Knabe hin, über den die Braut in die Stube treten muss, um auch einen Knaben zu gebären. Dann blickt sie in den Rauchfang hinein, damit ihr Kind „schwarzäugig“ werde. Bevor sie sich zum Schmause hinsetzt, verteilt sie unter die Gäste die mitgebrachten Geschenke, die aus selbstgenähten Hemden, Unterhosen, Tüchern und dergleichen bestehen. Kurz vor Beginn des Mahles deckt eine sich lahm stellende Frau einen Tisch und stellt vor die Gäste hölzerne Messer, Gabeln und einen leeren Trog hin, zwischen zwei grosse Schüsseln zwängt sie eine Katze ein, und nötigt unter allgemeinem Gelächter die Gäste zum Essen, während die Burschen die Füsse der Gäste an die Tisch- oder Stuhlfüsse binden, ihnen an die Kleider Knochen, Hölzer, Stroh und dergleichen heften. Der Schmaus wird gewöhnlich auch durch Rätselfragen gewürzt; z. B.: „Wann sprach der Esel?“ — Als er mit Bileam redete. „Wo ist der Himmel am höchsten?“ — Dort, wo sich die Krone der heiligen Dreifaltigkeit befindet. — „Wann schien die Sonne auf den Meergrund?“ — Als Moses über das rote Meer zog. — Am nächsten Tage geht die junge Frau mit einigen Weibern zur Kirche, wo sie vom Pfarrer nochmals gesegnet wird.

In neuester Zeit gehen nach der Trauung die Brautleute mit allen Gästen zum Hochzeitschmaus in's Haus der Braut, wo ihnen vor der Hausthüre Zucker und Honig überreicht wird, damit sie sich auch in der Ehe lieben sollen. Am nächsten Tage wird die Hochzeit im Hause des Bräutigams fortgesetzt; dies nennt man kárlátó (Schadensehen). Nach der Hochzeit wird die „Braut vertrunken“ (menyasszonyt beinni); die junge Frau wird in die Schenke geführt und muss dort vier Liter Wein zahlen.

14. Die Lösung des Zungenbändchens.

Eine Umfrage von M. Höfler in Tölz.

I. Dr. Chervin, Direktor des Stotterer-Institutes zu Paris (Avenue Victor Hugo 82) richtet an die Folkloristen in einem Appell sechs Fragen: 1) Wann wird das Zungenbändchen gelöst? 2) Wer macht diese Operation? 3) Wie wird sie vorgenommen? 4) Ist dabei eine Art von Ritus oder Incantation mit verbunden? 5) Giebt es Märchen, Lieder, Sprichwörter, Schauspielfiguren etc., die auf diese Sitte Bezug haben? 6) Giebt es Krankheitdämonen, Amulete, Pflanzen, welche Sprachfehler bedingen, verhüten oder vertreiben sollen?

Diese Umfrage ist begleitet mit einer kurzen, aber lehrreichen Beantwortung der Frage: „Faut il couper le frein de la langue?“ die er mit richtigstem Verständnis dahin beantwortet, dass zur Heilung des Stotterübels diese Operation vollkommen nutzlos ist. Der dieser Antwort vorangehende folkloristische Exkurs lehrt uns, dass an dem Unfuge dieser heute auch von einzelnen Aerzten noch geübten Operation der von den Anatomen geschaffene Ausdruck „Bändchen“ (frenulum) die Schuld trägt; wie man auch in der Volkmedizin so und so oft findet, dass der Name der Krankheit die Behandlungart beherrscht und vorschreibt, so ging es selbst den berühmten Chirurgen Velpeau, Dupuytren, Dieffenbach etc., welche (verleitet durch die Strabismus-Operation-Erfolge) die Zungenfesseln der Stotternden lösen wollten durch die sectio frenuli linguae, während das gläubige Volk zum Kettenheiligen St. Leonhard die stotternden Kinder brachte, um beim grossen „Entbinder“ auch die Zungenfesseln lösen zu lassen. In altgermanischen Zeiten mag man sich wohl schon des Fingernagels zum Einreissen des Bändchens bedient haben; der Frosch (Ranula-Geschwulst unmittelbar neben dem Zungenbändchen) wurde wenigstens (im 16. Jahrhundert noch) bei Pferden „gerissen“; ob aber dieses Einreissen des Bändchens mit dem Fingernagel, nicht durch römisch-griechischen Schuleinfluss veranlasst war, ist eben noch fraglich; einheimische, diesbezügliche Krankheitsschelme, Pflanzen, Besegnungen etc. würden wohl Aufschluss geben können; bei Sprachfehlern z. B. legte man früher ein Stück der Eschenrinde (Schwindholz) unter die Zunge, damit die Zunge als Sprachorgan nicht „schwinde“; die Beschneidung des frenulum praeputii ist wohl, wie die des frenulum linguae, erst auf weiten Umwegen zu den deutschen Aerzten des Mittelalters gelangt, ursprünglich aber kaum indigen gewesen, so wenig wie die Castration, welche Kunst die Familie der „Nonnenmacher“ traditionell fortbetrieb bei der Castration der Tiere in Analogie zu den persischen Barbieren zweier kleiner Städtchen im Districte von Semnan und Firouz-Kouh, welche ausschliesslich die Excision des Gaumenzäpfchens vornahmen als Vorbeugungmittel gegen Halsentzündungen, die in diesen hochgelegenen Orten besonders häufig sind (Chervin, S. 9). Es würde sich gewiss empfehlen, wenn die von Herrn Dr. Chervin aufgeworfenen Fragen einer recht zahlreichen Beantwortung gewürdigt würden.

15. A-B-C-Spiel.[1]

Eine Umfrage von H. A. Carstensen in Achtrup.

V. Mein Landsmann Christian Jensen teilt in seinem, an volkkundlichem Material sehr reichen Buche: „Die nordfriesischen Inseln Sylt, Föhr, Amrum und die Halligen vormals und jetzt" auf Seite 255 drei Textunterlagen für das A-B-C mit, eine von Silt und zwei von Föhr. Es sind zumeist Reihen von Personennamen. Sie lauten:

1. Anna Boyken, Christian Dojken, Erkel Fredden, Gondel Hansen, Jens Kuk, Lorenz Mommen, Niels Otten, Peter Quotten, Rink Swennen, Theide Uwen, Volkert, Wilhelm exerzére. (Silt.)

2. Arest Buhn, Cike Duhn, Ehlen Frödden, Girre Hayen, Ingke Kayen, Lurenz Munje, Nahmen Ott, Peter Quott, Rekkert skär, Trintje un, qui weg, x, y, z. (Föhr.)

4. Antje brawt, Cesele drug, Ehlen fald, Göntje holp, Ingke knäd, Lena mäd, Nahmen Okken, Peter Quast, Rörd Rütjer, Sab Sütjer, Sönk Stien, Thur Ordert, Wögen Wuhllet, Yng Zuhlet. (Föhr.)

---

16. Anfragen.

I. Mit dem Studium der gediegenen Schriften von Karl Friedrich Flögel (1729—88, gestorben als Professor der Ritterakademie zu Liegnitz) und dessen Biographie beschäftigt, frage ich hiermit nach etwaigen Mitteilungen über diesen geistreichen Kenner und Darsteller der komischen und volktümlichen Litteraturen an und wäre für Bekanntgabe solcher sehr dankbar.

Dr. Ludwig Fränkel, Hochschuldocent.
München, Liebigstrasse 1½.

II. (Aus einem Briefe an die Redaktion.) Sind Ihnen Gebräuche und Sprüche beim Buttern bekannt? Haben Sie z. B. gehört, dass am Grund des Buttertopfes der Hexe eine Kröte sitzt! In der Priegnitz soll stellenweise auf den aus einer Hasel geschnittenen Butterstöcken eine runenartige Figur einer Kröte eingeschnitten sein?

Hier in Holstein weiss ich nur, dass man ein rotes Tuch über das Butterfass legt, wenn man nicht abbuttern kann — dass man beim Buttern das Eintreten gewisser Personen fürchtet, denen es anhaftet, dass man dort, wo sie erscheinen, nicht abbuttern kann, und dass die Butterscheibe von Vogelbeerholz gemacht wird.

Für Bräuche und Glauben, die sich auf das Buttern beziehen, wäre ich sehr dankbar. J. Mestorf.

---

[1] Siehe Am Ur-Quell, Bd. IV, S. 55, 150, 260; V, S. 114.

17. Bastlösereime.[1]

Eine Umfrage von O. Schell. Beitrag von F. Kunze in Suhl.

42. Gerate, Gerate, Saft
Ich geb dir eine Wafft.
Ich geb dir eine tote Maus,
Wirf sie übers Hirtenhaus.
Drübe nei in Grabe
Fressen dich die Roppe (Raupen) on die Rabe.
(Themar im Meiningschen.)

43. Eh' die Katze den Baum nauf steigt,
Eh sie wieder runter geht:
Muss mein Pfeifle fertig sei.
(Eisfeld im Meiningschen.)

44. Woppe[2]) Woppe, Saft,
Gieb mir deinen Wafft (?)
Gieb mir eine tote Maus,
Wirf sie übers Hirtenhaus.
(Heinrichs. Reg.-Bez. Erfurt.)

45. Wupple, Wupple, Weide
Mei Herle[3]) fuhr in Kreide.
Bringt er mir a Weckle mit.
Stieg ich auf'm Hollerbusch:
Schrien sie alle: Husch, husch, husch.
Fiel ich roa nei in Katzendreck.
Miele, Miele, nach mich räe;
Wenn ich hem komm, krieg ich Schläe.

46. Pfeifle, Pfeifle, willst geroat.
Da obe kommt der Pfarr
Mit sei'n lange Heppelsbort[4]):
Wenn du nicht gerat'st
Schmeiss ich dich auf die Stai (Steine).
Brichst du Hals on Bai (Beine).
(In Dörfern des Thür. Waldes.)

47. Huppe, huppe, gerote!
Witte nich gerote,
Schmiesse ich dich in'n Born,
Frisst dich der Worm,
Schmiesse ich dich in'n Tiech,
Frisst dich der Wiech.
Schmiesse ich dich in Graben:
Fressen dich de Motten un de Maden.
(Landkreis Nordhausen, meine Heimat.)

---

18. Geheime Sprachweisen.

Eine Umfrage von Krauss.

173—178. Zu den von mir und Dr. Ivan Franko voriges Jahr mitgeteilten kleinrussischen geheimen Sprachweisen (Am Urq. B. IV. H. III.) gebe ich hier noch vier neue Varianten, die der ethnographischen Studie des kleinrussischen Belletristen Ivan Neczuj Levickij („Humoristen und Lustigmacher in der Ukraina" Pravda Monatschr. f. Polit. u. Lit. Lemberg 1891. B. IV. H. X. S. 190—191.) entnommen sind. Der nachstehenden Sprachweisen bedienen sich Dorf-Burschen, um von Mädchen nicht verstanden zu werden oder sie zu necken.

1) Ein jedes Wort bekommt vor einer jeden Silbe das Element chyr. Z. B. Chyr O — chyrle — chyrna chyrdur — chyrna w. h. Olena durna (Helene ist dumm).

2) Nach einer jeden Silbe nava, in dem aber die Vokale immer mit dem Vokal der vorangehenden Silbe übereinstimmen müssen. Z. B. Vanava — rkanava — hunuvu — banava — tanava, w. h. Varka hubata (Barbara hat dicke Lippen).

---

[1]) Vrgl. U.-Q. III, 203—204, 254—255, 294—295, 324; IV, 26—27, 172—173, 198. [2]) Huppe. [3]) Grossvater. [4]) Ziegenbart.

3) Die Silbensprache (rozmova po składach) besteht darin, dass einzelne Wortsilben erst nach der kirchenslavischen Benennung aller Laute, aus welchen die Silbe besteht, ausgedrückt werden. Bei dieser Silbensprache werden sogar die kirchenslavischen Halbvokale, die man nicht mehr ausspricht, benannt. Da die Sprache aber zu complicirt und zu gelahrt erscheint, so bedienen sich ihrer nur Leute, die wenigstens mit dem Lesen der kirchenslavischen Schriften vertraut sind. Z. B. Vidy-az-Va — ircy-kako-az-rka — dobro-uk-du — ircy-nasz-az-rna — ja-kako-erk-jak(ů) — kako-on-ko — ircy-on-ro — vidy-az-va w. h. Varka durna jak(ů) korova (Barbara ist dumm wie eine Kuh).

4) Die jüdische Sprache (po żydiwśky) besteht in der Ausstattung aller Worte mit schwäbisch-jüdischen Endungen auf ele und im Gebrauch einzelner jüdischen Worte und Phrasen, die einen dunklen Sinn haben, oder mit dem Inhalt des Gespräches in keinem Zusammenhang stehen. Z. B. A hira schwarz jur,[1]) Tetianele vezorale, hersz tu,[2]) menele pociluvele, w. h. Tetiana mene vezora pociluvala (Tatianne hat mich gestern geküsst) u. s. w. Es versteht sich von selbst, dass diese Sprache allen noch mehr imponirt, als die gelahrte, kirchenslavische Sprachverhudlung.[3])

Wasyl Ščurat.

A CURIOUS instance of child language, has come under my own observation. It was invented and used by my brother-in-law, Mr. Philip E. Brodt, now a student in Columbia College, when he was about five years of age and living in Dansville, N. Y. While several of the ordinary forms of secret language were known to the children of that town, this language, so far as is known, was a pure invention of Philip, devised probably for his own amusement. No one spoke it but himself, though other members of the family learned to understand it. The boy spoke ordinary English like the other children, and when five years old he spoke fluently this language in addition, when it pleased him to do so. Mr. Brodt still remembers the language, and has kindly transcribed in English and his own language some verses which he was in the habit of repeating at that time.

[1]) Judendeutscher Fluch: Af ihr a schwarz Jahr, d. h. Unglück möge sie (jene) heimsuchen.

[2]) d. h. hörst du.

[3]) In Volhynien und in Galizien pflegen sich die Häftlinge durch die Zellenwände, oder wenn sie einander durch die Fenster sehen können, vermittelst Klopfens zu verständigen. Ein eigener Name für diese Verständigungart ist mir nicht bekannt. Obgleich sie streng genommen nicht zu unserer Umfrage gehört, will ich sie hier beschreiben. Die Korrespondenten vereinbaren unter einander ein Alphabet nach nebenstehender Tabelle:

	1	2	3	4	5
1	a	b	c	d	e
2	f	g	h	ch	i
3	j	k	l	m	n
4	o	p	r	s	t
5	u	w	x	y	z

Will z. B. der Gefangene A dem Genossen B in der anderen Zelle telegraphiren, so klopft er, um ja (ich) auszudrücken, zuerst einmal an die Wand. B weiss nun, dass der Buchstabe in der ersten Zeile von oben nach unten sich befinde. Darauf pocht A noch dreimal rasch hintereinander und zeigt damit an, dass der Buchstabe in der dritten Langzeile gemeint sei u. s. w.

Hillie wad pa urpmle onkey
Climbup ing ye allsto wick;
Sen he whucked pe thaint aff oll
Mit ade dim heathsi lyck.
En whin dys hiing clour he hasped
Me thonkey in hand his
Band ade warefell wo tearth frand iends
Wand ent tino ba ettler and.
Mo nore she'll hoot lis hittsle ister
Ith whis gnden woon,
Mo nore pe'll hull ke thittty's ail
Mand ake yer howl fun for.
Ke thittty's ail stow nands strup aight
Ge thun lis aid saïde,
Me thonky cloes not dimb mo such
Lince sittle Dillwie ied.

Willie had a purple monkey
Climbing up a yellow stick;
When he sucked the paint all off
It made him deathly sick.
When in his dying hour he clasped
The monkey in his hand
And bade farewell to earth and friends
And went into a better land.
No more he'll shoot his little sister
With his wooden gun,
No more he'll pull the kitty's tail
And make her yowl for fun.
The kitty's tail now stands up straight,
The gun is laid aside,
The monkey does not climb so much
Since little Willie died.

While the verses have the appearance and sound of gibberish, it will be seen that the modified words are formed from those in the original by simple transpositions of the consonantal sounds beginning adjoining words or syllables, and sometimes of similar vowel or syllabic interchange, with a few minor modifications apparently for euphony. (Science 26. I. 94. Nr. 573.)

New York. H. L. Taylor.

---

19. In des Gartens dunkler Laube.[1]

Von F. Krönig in Bremen.

9. Das Lied ist schon nach den Freiheitkriegen in meinem Heimatdorfe Niedergebra im nördlichen Thüringen erklungen und wird noch heute gesungen.

In des Gartens dunkler Laube
Sass ein Liebchen ganz allein;
Tritt der Ewald, treu und mächtig,
Zu des Gartens Thür herein.

„Liebe Ida,“ sprach er tröstend,
„Liebe, lass dein Weinen sein.
Eh' die Rosen wieder blühen,
Werd' ich wieder bei dir sein.“

Und drauf zog er fort zum Kampfe,
Fürs geliebte Vaterland.
Er gedachte stets an Ida,
Wenn der Mond am Himmel stand.

Es war kaum ein Jahr verflossen,
Als die Himmelsknospe brach;
Trat der Ewald, treu und mächtig,
Zu des Gartens Thür herein.

Und was sah er schon von ferne?
Eines Grabes Leichenstein,
Und auf Marmor stand geschrieben:
„Ida ist ja nicht mehr dein.“

Und er ward betrübt und traurig,
Dass nun die Geliebte ruht.
Ich, Geliebte, bin gekommen,
Finde dich im Grabe schon.

Und drauf zog er fort zum Kloster,
Legte Schwert und Panzer ab,
An des Friedhofs dunklen Mauern
Gruben Mönche bald sein Grab.

---

[1]) Siehe Am Ur-Quell IV, 71, 144 f., V, 93—95.

20. Reime galizischer Judenkinder.

Mitgeteilt von M. Berkowicz.

Reime der Kinder im Cheder beziehen sich zumeist auf gewisse Vornamen (s. Am Ur-Quell IV, 214—215), dienen aber auch zum Verspotten und Verlachen. So z. B.:

1) Wird dem Knaben, der das Unglück hatte, vom Rebbe oder dessen Belfer geschmissen (gepeitscht) zu werden, auf dem Heimwege aus dem Cheder vorgesungen:

Geschmissener Datsch,
Mit der langer Batsch (Peitsche);
Hoj'ch gischossin,
Blüt gigossin,
Dus benkil steit
Der Rebe schmasst
O wei, der Tuchis basst!

2) Die Kinder, die öffentliche Schulen besuchen (besonders in Lemberg), rufen den ihnen in polnisch-jüdischer Kleidung begegnenden Kindern zu:

Chussid'l, peic, bim bom bom!
Dir a make, ün mir a flom! (Pflaume.)

3) Der arme Kleine, der Brotreste aufsammelt, um seinen Hunger zu stillen, bekommt von seinen Genossen, indem sie die Zeigefinger übereinander reiben, zu hören:

Schub (Schabe), schub, messeril
Talmüd — tojre — fresseril!

4) Folgende Antwort geben die kleinen, das Cheder besuchenden Mädchen, wenn ihnen geflucht wird:

Sei die kapure far mir,
ün far man Schwieger's Schnür,
ün far man chussins kale,
ün far üns alle!

(Dies hörte ich oft auch in Lemberg von erwachsenen Mädchen.)

5) Wenn die Kinder auf dem Heimwege aus dem Cheder einem Hunde begegnen, so glauben sie ihn durch den Spruch einzuschüchtern:

Hünd, hünd, dü bist Eisof's Kind,
ün ech bin Jankef's Kind,
as dü west mech well'n bassen
wet dech man tati Jankef ausrassen!

6) Ein Kind, das seinem Genossen ein Stück von seinem Apfel versagt, deutet mit seinem Finger abwechselnd auf sich und seinen Genossen und singt dabei:

Ech schnad dem Kügel, du leck dus messer,
dir is wojl, ün mir noch besser! [1])

7) Oefter hört man Mädchen singen:

Hört nor zü man lieber Schwehr:
Ihr hot mir gigebin a man a bär,
a man a bär, a man, a byk (Polnisch)
nemt ehm züm schwarzin Juhr züryk! [2])

8) Mit Bedauern und Kopfschütteln ruft man einem Narren nach:

Tati jojny,
Host a sach (viel) asojny?!

9) Als Andeutung, dass in Geldangelegenheiten nicht auf's Wort hin geglaubt wird, dient das in ganz Galizien bekannte:

Ryby — Fisch,
Geld of'n tisch!

---

[1]) Bildet auch den Schluss mancher Mährchen.
[2]) Aus einem Volklied.

21. Warum gehen Spukgeister kopflos um.

Eine Umfrage von H. F. Feilberg.

XII. Für diese Frage scheint mir folgende Ueberlieferung aus Galizien (Rohatyn) nicht bedeutunglos zu sein:

Auf einer öden Heide stand ein Wirtshaus. In einer stürmischen Nacht pochte ein Wanderer an die Thüre, und als sie der Wirt öffnete und das Licht der Laterne auf den Fremden fiel, konnte man erkennen, dass es ein alter ausgedienter Soldat war.

Der Wirt nahm den Alten freundlich auf, denn er wusste, dass Soldaten freigebig wären; er setzte ihm auch das Beste aus Küche und Keller vor, weil er wohl daran dachte, dass ein Krieger nicht ohne reiche Beutegelder vom Kriege heimkehre. Als es ans Zahlen kam, da klingelte denn auch wirklich der Soldat froh mit seinem vollen Beutel, und warf mit Gold- und Silbermünzen umher. Der böse Wirt beschloss aber seinen Gast zu töten und sich seines Geldes zu bemächtigen. Als daher der müde Wanderer sich zu Bette gelegt hatte und laut zu schnarchen begann, da schlich sich der räuberische Wirt in die Stube und hieb ihm den Kopf ab.

Jahre waren vergangen. Da fuhr an einem prächtigen Sommerabende eine Kutsche vor das Wirtshaus. Ein Herr stieg aus und schritt der Thür zu, bemerkte aber zu seinem Unwillen, dass sie der Wirt geschlossen hatte und sich zum Weggehen rüstete. „He, Wirt, wohin geht ihr denn, wenn Gäste bei euch Herberge suchen?“ „Herr, antwortete der Wirt und bekreuzte sich, wer in meinem Hause über Nacht bleibt, zählt nächsten Morgen zu den Toten. Ich selbst muss das Gebäude zur Nachtzeit verlassen und kann auch Gästen nicht gestatten, daselbst nächtlicher Weile zu bleiben.“

„Schämt euch, Mann; ich will euch beweisen, dass ihr nicht recht bei Sinnen seid, lasst mich hier über Nacht; ich fürchte nicht.“

Der Wirt wollte davon nichts hören. Doch da der Herr ihm schliesslich ein recht ansehnliches Geldgeschenk bot und er auch hoffen durfte, wenn Herr und Knecht der geheimen Macht unterliegen würden, sich ihrer Habe zu bemächtigen, öffnete er wieder die Thür, setzte den Angekommenen Wein und Braten vor, und ging sodann fort.

Der reiche Reisende und sein Kutscher liessen es sich wohl schmecken; und da sie glaubten, der Wirt hätte ihnen eine Lüge gesagt, um sein Fortgehen zu entschuldigen, trafen sie sorglos Anstalten, um zu Bette zu gehen. Da sie aber lange dem Weine zugesprochen hatten, so schlug es schon Mitternacht, als sie sich niederzulegen anschickten.

Da öffnete sich langsam die Thür, und hinein schwankte ein alter Soldat; den Kopf hatte er unter dem linken Arme, in der Rechten hielt er ein blutiges Messer. So kam er auf die erstaunten Männer zu, stellte den Kopf auf den Tisch, und winkte den Beiden, dass sie auf den Stühlen Platz nehmen. Darauf rasierte er ihnen

den Bart, nahm den Kopf wieder unter den Arm und ging; Herr und Diener ruhten aber, nachdem sie sich vom Schrecken erholt hatten, ungestört die ganze Nacht.

Wie erstaunte am Morgen der Wirt, als er beide Gäste unversehrt fand. Er hatte sich schon grosse Hoffnungen gemacht und nun sah er sich völlig getäuscht. So konnte es nicht fehlen, dass der Wirt sich viele Mühe gab, die Gäste zu überreden, damit sie auch die nächste Nacht in seinem Hause verbleiben möchten. Er machte sich Hoffnungen, dass in der zweiten Nacht der Todengel den Reisenden erscheinen würde; diese aber waren auf das Gespenst und sein Treiben neugierig, schlugen ein und blieben.

Um Mitternacht wiederholte sich dieselbe Scene, wie sie in der ersten Nacht sich zugetragen hatte. Der alte kopflose Soldat erschien, rasierte die Gäste und ging fort. Diese liessen sich aber vom Wirte überreden, auch die dritte Nacht zu bleiben.

Sobald die Mitternachtstunde herankam, erschien abermals der Krieger und wiederholte sein Gebahren von gestern und vorgestern. Als er aber den Herrn rasierte, da machte sich dieser ein Herz und fragte die Erscheinung, was das alles bedeuten solle. Kaum war diese Frage gethan, da atmete der abgeschnittene Kopf, der am Tische stand, schwer auf und sprach die Worte: „Euer und mein Glück ist es, dass ihr nach meinem Begehren fragtet; hättet ihr dies auch in dieser Nacht unterlassen, so würde ich euch getötet haben. Nun aber vernehmet: Der Wirt dieses Hauses schnitt mir den Kopf ab, als ich einst bei ihm einkehrte und nahm mein Geld; mich vergrub er aber im Gastzimmer unter dem Fussboden. Seit jener Zeit irre ich als Gespenst umher und treibe, was ihr kennen gelernt habet. Von euch, Fremdlinge, aber, die ihr als die ersten von da mit dem Leben davonkommt, fordere ich, dass ihr mich aus der ungeweihten Erde ausgraben lasset und mir ein christliches Begräbnis veranstaltet; der Mörder soll sodann zur Verantwortung und Bestrafung gezogen werden. Dir aber, der du die Frage getan hast, werde ich, wenn deine Sterbestunde schlägt, erscheinen.“ Damit verschwand der Nachtwandler. Die Reisenden taten aber, was ihnen derselbe aufgetragen hatte und nahmen sodann ihre unterbrochene Reise wieder auf.

Nun hatte der reiche Herr zu Hause eine junge Frau gelassen und diese hatte sich, als ihr Gemahl zu lange fern blieb, mit einem Andern vermählt. Als nun eine Dienerin die Botschaft brachte, dass der erste Mann soeben heimgekehrt sei und gleich erscheinen werde, drückte die Frau ihrem gegenwärtigen Manne einen Dolch in die Hand und verbarg ihn in einen Kasten; selbst legte sie sich aber in das Bett und stöhnte und seufzte. Da trat der erste Mann in das Zimmer und sobald er seine Frau krank darniederliegen sah, weinte er sehr und beugte sich zärtlich über sie, um nach ihren Schmerzen zu fragen. Und siehe! im selben Augenblicke erschien dort in der Ecke die Gestalt des Soldaten. Der Herr erschrack,

doch es fiel ihm nicht ein, woher der Tod drohe. Plötzlich traf ihn meuchlings ein Dolchstoss und tot brach er zusammen; der zweite Mann hatte ihn getötet.

Czernowitz. Dr. R. F. Kaindl.

XIII. Ohnekopf. Eine Kutsche, mit vier feurigen Rossen ohne Köpfe bespannt und ein Junge ohne Kopf, auf einer Mulde sitzend erscheinen in einer Schatzgräbersage bei Grässe, Sagenschatz des Preussischen Staates II. S. 949, Müller u. Schambach, Niedersächsische Sagen S. 948.

1) Vor Jahren ist's beim Zellerfelder (Bergstadt im Ober-Harz) nicht richtig gewesen. — Auch hat der Nachtwächter hier manchmal einen Mann ohne Kopf herumgehen sehen. Wenn man dergleichen sieht, muss man still vorübergehen, sonst giebt's einem den Rest. Harrys, Niedersächs. Sagen Bd. II, S. 21, Grässe, Sagenbuch des Preussischen Staats I, 635.

2) Auf dem Mühlenkulke bei Wernigerode spukt ein Schimmel ohne Kopf. — Pröhle, Harzsagen, 2. A. 1886, S. 28.

3) Ein Reiter ohne Kopf spukt beim Teiche am Wolfsholz. Ebd. Nr. 46. R. Sprenger.

---

22. Vom Büchertische.

Spitzer, Dr. Samuel: Der Brief bei den alten Völkern, namentlich Hebräern, Römern und Griechen. Kulturgeschichtlich dargestellt. Victor Fritsche, Essek. 1894. 239 S. Kl. 8°. Ueber den Brief und das damit unzertrennliche Verkehrleben der Völker, über die Schrift und sonstige Verständigungmittel ähnlicher Art, giebt es schon eine bedeutende Literatur, namentlich sind wir über das „Altertum" der Römer durch Stephan, Hudemann, Mommsen u. A. gut belehrt worden. Trefflich ist auch R. Andree's Studie über Merkzeichen und Knotenschrift (Ethn. Par. I). Eine wichtige und äusserst schätzenswerte Ergänzung liefert unabhängig von den gedachten Vorarbeiten Dr. Spitzer mit dem vorliegenden Werke, auf das die Aufmerksamkeit unserer Leser hingelenkt werden soll, damit es nicht unbeachtet bleibe. Als Erforscher altjüdischen Volktums hat Dr. Spitzer durch seine Arbeiten über die jüdische Ehe, das Mahl bei den alten Völkern, über Baden und Bäder, über die Uhr, über Sitte und Sitten der alten Völker u. M. A. seine innige Vertrautheit mit und sein tiefes Verständnis für die Volkseele an den Tag gelegt. Das neue Werk weist alle Vorzüge der älteren auf, aber auch den empfindlichen Nachteil, dass der Verfasser einsam und fast weltvergessen abseits von der breiten Heerstrasse neuzeitiger ethnographischer Forschung einzig und allein auf sich angewiesen, die Wissenschaft pflegt. Auch verunzieren das Buch so viel Druckfehler, als ob es von der Krakauer Akademie herausgegeben sei. In gedrängter Kürze reiht der Verfasser Mitteilung an Mitteilung, doch alles hübsch klar und übersichtlich. Er behandelt den Brief im Allgemeinen, den Sofer, den B. als Kesawmichtov, den B. unter Igereth-igarta, Dasko und schtar, Namen und Bedeutung verschiedener Briefarten, das Schreibmaterial, Schreibgeräte, Schwamm, Gummi, Pinsel, Petschaft, Schreibestoffe, Stil, Schrift, Handregeln, Briefboten u. s. w. Man schöpft aus der Lektüre reichliche und nützliche Belehrung; das Werk vertieft nach verschiedenen Richtungen unsere Einsicht in die Entwicklung des Weltverkehrs, in dem den Juden durch ihre geschichtliche Entwicklung eine nicht unbedeutende Rolle zugefallen war und ist. Krauss.

Beiträge zur Volkkunde der Deutschen in Mähren. Gesammelt und herausgegeben von Willibald Müller. Wien und Olmütz, Verlag von Carl Graeser. 1893. Gr. 8°. 443 Seiten (und 3 ungezählte).

Der Olmützer Bibliothekar, der uns diesen starken, sowohl dem prächtigen und hochwichtigen Probleme wie dem Eifer mitsamt der leitenden Gesinnung würdig ausgestatteten Band beschert, ist kein Neuling auf den hier betretenen Bahnen. Seine „Sagen und Geschichten der Stadt Olmütz" (1892) waren bloss ein Glied in der Kette gediegener Darbietungen, mit denen er einerseits für Vergangenheit und Gegenwart dieses seines zweiten Heimatortes, andererseits für die früheren und jetzigen Zustände seines engeren Vaterlandes sachkundige Wegweiser lieferte. Aber nicht nur Sachkenntnis zeichnet die einschlägigen Arbeiten des trefflichen Gelehrten aus: Dicht daneben steht eine innige Liebe zu dem stammbrüderlichen Wesen, das sich unter den Fortschritten der sogenannten „höheren Bildung" und der leidigen Verschärfung der nationalen Gegensätze immer mehr in die unteren Schichten zurückzieht, weil der feinen Welt und den Phrasenhelden der modernen „Civilisation" Lust und Verständnis für die alte schöne Art, die in tausend kleinen Zügen noch dem Volkkörper anhaftet, abhanden kam. Müller betont in Einleitung und Schlusswort jenes Absterben der Neigung, beklagt aber diesen Mangel nicht griesgrämlich, wohl aus der wahren Ueberzeugung heraus, dass bei solchen Abtrünnigen doch ein für alle Mal nichts Wertvolles mehr zu holen sei. Er verdammt keinen einzelnen Interesselosen, aber er mahnt zur ernsten Einsicht, ehe es zu spät sei für die Rettung der gemach verschwindenden Denkmale der unverfälschten Menschennatur, soweit erstens Märchen und Sagen (17 „allgemeine" — die ich etwa geschichtlich-novellistische nennen möchte — und Burgsagen; 55 Ortssagen), sodann die nach Sprachform, Umfang und Uebung jetzt sauber geschiedenen Mundarten, endlich Brauch, Sitte, Tracht, Lied, Spruch — so teilt er seine Darlegungen ein — von ihr zeugen. Verbittert klingt sein Aufruf zur Einkehr ebensowenig wie sein Deutschtum etwa chauvinistisch; kaum zufällig lautet der Titel seiner ältesten bezüglichen Schrift, die ich kenne: „Das romantische Mähren" (1892). Gleichwohl ist das vorliegende Buch mit dem Herzblute seines Erzeugers getränkt, und ich möchte die ergreifende Wärme der vorausgeschickten und angehängten Erwägungen, trotzdem sie sich mehrfach wiederholen, allen Pfadsuchern angrenzender Felder, dazu aber säntlichen, die für die hier vorgetragenen Dinge noch Auge und Ohr besitzen, dringend empfehlen, nicht nur zur theoretischen Nachahmung, nein, auch zum Ablernen, zur tatsächlichen Nutzanwendung auf den Bezirk ihres Wirkens.[1]) Denn, was in der Volkkunde eine Gemeinschaft bescheidener Kräfte bei Sicherheit des Ziels und geregelter Leitung zu Tage fördern kann, beweist die Angabe Müllers über die Beihilfe seiner uneigennützigen Berichterstatter aufs neue.

Es erscheint mir nicht am Platze, die Reihe der vorgeführten Volkpoesien und Kulturbelege, so leicht es auch fällt, durch Parallelen zu glossieren, und so weise ich nur zum erstnacherzählten Märchen, dem von der Fischschwanznymphe Melusina, auf K. Biltz jüngste Abhandlung „Zur deutschen Bearbeitung der Melusinasage", in der Hildebrand-Festschrift der „Zeitschrift für den „Deutschen Unterricht" (1894), S. 1—15, hin und gedenke der Varianten zu der Leonoren-, der Kaiser Josef- und der, vom abgetanen Pfuscher Veckenstedt 1888 („Rübezahl, eine slavische Fischgottheit") blöd missdeuteten und nun wieder klar erkennbaren Rübezahlsage. Darauf kommt es meines Erachtens in diesem Falle überhaupt gar nicht an, dass wir der etwaigen Verwandtschaft mit ähnlich begründeten Zügen in anderen Strichen deutscher Zunge oder bei allerhand fremden Nationen inne werden, wenn auch die (S. 20 f.) nach der Steiermark mit ihrem

---

[1]) Aus den Einzelbetrachtungen seien die dem sogenannten Kuhländchen gewidmeten (S. 211 ff. über den Dialekt, S. 334 ff. [im Inhaltverzeichnis, Druckfehler 234] über die ausgedehnte dichterische Tradition) hervorgehoben, weil mit den im Jahre 1817 durch Professor Joseph Georg Meinerts erläuterter Liedersammlung „Fyelgie" dieser sangfrohe, schon in des „Knaben Wunderhorn" verewigte Landstrich schon früh den deutschen Folklorestudien als unbezahlbares Terrain erstand.

besonders übereinstimmenden Material geschlagene Brücke mancherlei Aufhellung verheisst, vielmehr auf das eindringliche Verständnis der eröffneten ausserordentlichen Fülle von urvolktümlichen Resten, wie sie Müller's überaus gelungene Wiedergabe vermittelt. Dazu gehört freilich reinstes Versenken, sinnige Nachempfindung wie bei ihm selbst. Ein leuchtendes Vorbild wissenschaftlich-nationaler Pflichterfüllung winkt aus diesen Blättern entgegen. Drum schon, so möchte ich wünschen, überrasche ihn die, durch die Menge stetig zuströmender Ergänzungen, zweifellos erstaunlich auswachsende zweite Auflage lange vor dem erhofften Termine 1902!

München. Dr. Ludwig Fränkel.

Karl Kiesewetter, Faust in der Geschichte und Tradition. Mit besonderer Berücksichtigung des occulten Phänomenalismus und des mittelalterlichen Zauberwesens. Als Anhang: Die Wagnersage und das Wagnerbuch. Mit 33 Abbildungen. Leipzig, Max Spohr. 1893. XXIII, 567 S., gr. 8°, 10 Mk.

Diesen dickleibigen Band möchte ich hiermit allen denen mit Nachdruck nennen, die für die Faustfabel, für Zauber- und Geisterwesen, Spuksagen und sogenannten transcendentalen Aberglauben Sinn und Teilnahme besitzen. Ohne auf die teilweise spiritualistische Tendenz des übrigens auf diesem Sondergebiete weit berufenen Verfassers mich einzulassen, empfehle ich diese Leistung erstaunlichen Fleisses, die ein äusserst lebendiges Gemälde des breitspurigen Faust-Themas entrollt, zu gründlichster Einsichtnahme, und dies umsomehr, als ein Anonymus unter der, dem Kenner freilich durchsichtigen, Chiffre K. S. sich bemüssigt fand, in der 298. ‚Beilage der (Münchner) Allgemeinen Zeitung' eine vielfach ungerechte Kritik („Faust der Occultist") vorzulegen. Kiesewetters Werk, das Ergebnis langjährigen schwierigen Sammelns und Nachdenkens, verdient eine ernste Hingabe. Ist es doch, trotz aller kleinen Mängel im einzelnen, die erste deutsche Zusammenfassung über den Faust-Stoff. L. Fränkel.

A Unter dem zu viel sagenden Titel: **„Ein Deutsches Beschwörungbuch,** aus der Handschrift herausgegeben", veröffentlichte **Dr. R. F. Kaindl** in der Zeitschrift für Ethnologie und nun im S. A. bei H. Pardini in Czernowitz. (Preis 1 Mk.) Das Heft enthält auf 28 Seiten 38 Zauber- und Heilsprüche, die dem Kenner dieser Literaturgattung ausnahmlos in Varianten geläufig sind. Man vrgl. z. B. die Parallelen bei Höfler in der Volkmedizin in Bayern. Kaindl meint, seine Vorlage sei die Abschrift eines älteren Manuscriptes. Das ist sehr wahrscheinlich, aber es ist auch unschwer nachzuweisen, dass die „Urschrift" doch nichts anderes gewesen sein kann, als nur eine für den Hausgebrauch bestimmte Compilation aus Druckwerken. Zibert hat derartige Elaborate in čechischer Sprache aufgefunden. K.'s Publikation ist von Wert, doch liegt der anderswo, als K. anzunehmen scheint.

23. Nachrichten.

Volkwissenschaftliche Sammlungen in Bayern und Baden. Dem Beispiele einsichtiger Forscher in anderen deutschen Ländern folgend, hat sich soeben auch in Bayern eine Vereinigung gebildet, die möglichst lückenlose Sammlungen der Volküberlieferungen in Sitte, Glaube, Sprache, Lied und Mähre anstreben, beziehentlich anregen will. Ihren Mittelpunkt besitzt sie in Würzburg. Kürzlich sind Aufrufe zu eifriger Mitwirkung, sowie geschickt gefasste Fragebogen in Umlauf gesetzt worden. In den leitenden Kreisen rechnet man namentlich auf den Beitritt der zahlreichen historischen und verwandten Vereine im Königreich, die das begünstigen mögen. Daneben sollten aber alle Schichten der Bevölkerung dem frisch angelegten Unternehmen, das allseitigste Beachtung verdient, ihre lebhafte Teilnahme widmen. Kann man es doch im Ernste als im höheren Sinne gemeinnützig bezeichnen. — In Baden ist man mit dem gleichzielenden Vorgehen schon weiter fortgeschritten, indem die von den Universitätprofessoren Fr. Kluge und E. H. Meyer samt dem Universitätbibliothekar Dr. Fr. Pfaff in Freiburg i. B. ausgefertigten Fragebätter versandt sind. Sie sind abgedruckt in der, jetzt von Pfaff herausgegebenen „Alemannia" XXI, 301—304.

München. Ludwig Fränkel.

Δ Aus dem von R. Wossidlo in Waren versandten zweiten Bericht über eine Sammlung mecklenburgischer Volküberlieferungen entnehmen wir folgende Mitteilungen: Zu den 230 Beiträgen aus den beiden früheren Jahren sind im Laufe des Einen Jahres 275 neue hinzugekommen, darunter zahlreiche grössere Sammlungen von hervorragendem Werte. Nunmehr liegen im Ganzen von 270 Helfern 550 Beiträge vor, ein Erfolg, wie er irgend ähnlichen Unternehmen in Deutschland bisher nicht geworden ist. Vor Allem der heimischen Lehrerschaft gebührt warmer Dank für opferwillige, treue Hülfe. Auch eine grössere Zahl von Frauen hat hingebende Teilnahme bekundet.

Ich nenne an erster Stelle die Herren Kantor Schnell und Lehrer Breest in Mirow (Strelitz), die in der Umgebung ihres Wohnortes wiederholte, von schönem Erfolg gekrönte Wanderungen unternahmen und auch sonst unermüdet für die liebgewonnene Sache wirkten. Zum grössten Teil durch sie gewonnen haben auch andere eifrige Sammler auf dem von der Forschung bisher fast unberührten Strelitzer Boden reiche Ernte gehalten. Wenig erforscht ist die Gegend Fürstenberg—Feldberg—Woldegk, und aus dem Ratzeburger Lande ist bedauerlicher Weise zu dem einzigen früher erwähnten Beitrage kein neuer hinzugekommen.

Im Schweriner Lande ist auch diesmal die Ostseeküste — in weiterem Umfange genommen — am besten vertreten. Die Insel Poel, die, wie ich von früheren Wanderungen her weiss, viel alte Ueberlieferungen birgt, ist leider nicht vertreten. — Auch aus dem Süden des Landes sind wieder umfassende Sammlungen eingegangen. — Einzelne Landstriche, so die Gegenden Wittenburg-Gadebusch-Rehne und Gnoien-Tessin-Marlow-Sülze sind kaum berührt, und aus der ganzen, auch von mir selbst bisher wenig durchforschten Gegend, die von den Städten Schwerin-Crivitz-Goldberg-Krakow-Bützow-Warin-Brüel-Sternberg umschlossen wird, liegt nur ein einziger Beitrag des Herrn von Bülow-Trummer auf Wamekow vor. Ich richte die dringende Bitte an die Lehrerwelt dieser Gegend, mir zur Ausfüllung dieser bedauerlichen Lücke hülfreiche Hand zu leisten.

Aus dem Seminar in Neukloster ist mir von einer grösseren Zahl von Seminaristen und Präparanden recht brauchbares Material zugegangen.

Ich selbst habe es an Versuchen, durch Aussendung des von mir entworfenen ausführlichen Fragebogens sowie durch persönliches Werben der Sache neue Förderer zu gewinnen, nicht fehlen lassen. Der Erfolg meiner Fahrten wächst von Jahr zu Jahr, je mehr ich den ganzen, so unendlich mannigfaltigen Stoff beherrschen lerne. Dabei erkenne ich immer mehr, dass wiederholte Rückkehr in bekannte, vertraut gewordene Gegenden volleren und vielseitigeren Ertrag gewährt, als ein flüchtiges Durchstreifen des Landes, das doch immer auf Raubbau hinauslaufen muss. Die reichste Ausbeute ist mir denn auch in meinem Wohnorte und seiner nächsten Umgebung zugefallen. Hier in Waren pflege ich in bestimmten Zwischenräumen eine grössere Anzahl von Männern und Frauen aus dem Arbeiterstande, die auf dem Lande gross geworden sind, in den Wohnungen der Einzelnen bei einem Glase Bier oder Punsch zu versammeln und mit ihnen einzelne Gebiete an der Hand meiner Fragebücher durchzugehen. Alle Vierteljahr etwa muss nach frischem Nachwuchs Umschau gehalten werden. Die Leute sind mit voller Lust bei der Sache; zimperlich oder gar empfindlich darf man natürlich dabei nicht sein.

Ich zähle zur Zeit an Rätseln, Liedern, Reimen, neuen Sagen u. s. w. insgesammt nahezu 20 000 Varianten.

Das Rätselbuch ist in den letzten Jahren in erfreulicher Weise gereift und verspricht selbst hochgespannte Erwartungen zu übertreffen. Nach der Veröffentlichung meiner 17. Skizze „zum Rätselbuch“ bin ich von Germanisten mehrfach auf die enge Berührung unserer mecklenburgischen Volkrätsel mit dem mittelalterlichen Volktum hingewiesen: eben darin zeigt sich ja der unschätzbare Wert der heimischen Ueberlieferung. Gillhoff's Buch, so tüchtig es ist, hat den Besitz unseres Volkes nicht im Entferntesten erschöpft. Allein durch Hülfe von Schulkindern läst sich das in Winkeln versteckte Erbgut nicht ans Licht ziehen; dazu bedarf es eigenen Suchens, bei dem man dem Gedächtnisse der Alten nachzuhelfen, schlummernde Jugenderinnerungen hervorzulocken vermag. Das zeigt sich natürlich gerade für die wertvollsten und ältesten Rätsel am deutlichsten: während z. B.

die Rätselmärchen und Verbrecherrätsel des Gillhoff'schen Buches in 53 Varianten über die Latendorf'schen Funde nicht wesentlich hinausgehen, liegen nunmehr nahezu 500 verschiedene Fassungen dieser fast ausnahmlos in hohes Alter zurückreichenden Gebilde vor. Noch in der allerletzten Zeit sind mir völlig neue, ungewöhnlich schöne Stücke in die Hände gefallen. Auch an solchen, das Kennzeichen besonderen Alters an sich tragenden Rätseln, an deren Schluss ein Preis für die Lösung ausgelobt wird — z. B. wer dieses kann raten, der soll's haben, wer dieses kann denken, dem will ich mein herz schenken; wer's kann wissen, der soll die goldne jungfrau küssen; wer's kann erdenken, dem will ich eine weinkalteschale schenken u. s. w. — ist eine grosse Zahl bekannt geworden.

An Tiersagen, Deutungen von Tierstimmen u. s. w. ist viel Neues und Hübsches hinzugekommen. Sinnvollen Glauben aus dem Tier und Naturleben hat das Strelitzer Land in Fülle geliefert In den bildlichen Ausdrücken über Wind, Gewitter, Schnee, Wolken, Regen u. s. w. hat sich alte mythologische Auffassung mit wunderbarer Frische erhalten. Seltene Tier- und Pflanzen-Namen sandte u. a. Herr Stensloff in Neubrandenburg. Für Mitteilungen über die Namen des Enterichs, ob arpel (erpel) oder waedick, waeding, waenke, waetk, wäpk, und des Sperlings, ob nur sparling oder auch lünik, lünk mit genauer Angabe der Standorte der Namen würde ich sehr dankbar sein.

Meine im ersten Bericht ausgesprochene Bitte, zur Ergänzung des Materials über Stand und Gewerk mitzuhelfen, hat guten Erfolg gehabt. So sind alte Zunftgebräuche, Schildreden u. s. w. eingegangen, u. a. von den Herren Drechslermeister Berg in Wismar, Büchsenmachermeister Schmidt in Schwerin, Rademacher Meyer in Cleve, Lehrer F. Krüger in Stargard, Pastor Krüger in Kalkhorst. Aehnliches ist sicher noch vielfach in Handwerker-Familien-Papieren verborgen. Auch an allerhand Neckspruchen über die einzelnen Gewerke und sonstigen Reimen ist viel Neues an den Tag gekommen. Neben dem Schäferstand, der sich den ersten Platz bewahrte, ist auch der Schneider als der Held zahlreicher Reime und Lieder hervorgetreten.

Nach Spottversen auf Städte und Dörfer, Teterower Stückchen, gereimten Zusammenstellungen der Bauern, Büdner, Häusler, Tagelöhner eines Dorfes, der Bewohner einzelner Strassen u. s w. habe ich überall gesucht. Krugnamen, Namen einzelner Gehöfte, Häuser, Ackerstücke u. s. w. sind willkommen: es wird Alles einmal seinen Platz finden.

Wertvolle Leberreime haben die Herren Dröge in Ahrensberg, Grebbin in Granzin, Gosselk in Stresendorf, sowie Herr cand. theol. Clodius in Lenschow mitgeteilt.

Die Erntekranzsprüche, 65 an der Zahl, weisen manche neue anmutende Züge auf. Hervorhebung verdienen die Sprüche, die in Strelitz beim Bringen des Ollen üblich sind. Auch vom Hochzeitbitterspruch liegen über 50 Fassungen vor. Die Anreden an den Ruklas, klingklas, rumpsack, rumprecker, kinnjees, Kannjees, Hele Christ verdienen sorgfältigste Sammlung. Die Bettellieder, wie sie früher überall von armen Kindern bei ihren Umzügen auf dem Lande gesungen wurden, bergen bemerkenswerte Reste alter geistlicher Liederdichtung, wie die erfreulichen Funde des Herrn Dunze in Bartelshagen zeigen. Fastelabendlieder scheinen sich nur auf Poel und dem Fischlande erhalten zu haben. Eine vollständige Aufzeichnung des alten Wettgesangs zwischen Winter und Sommer, von dem bisher nur kleine Bruchstücke aufgefunden sind, würde mit lebhaftem Dank begrüsst werden.

Kinderreime, Reime aus der Kinderstube, Spielreime, Abzählreime u. s. w. sind durch etwa 1000 Nummern in nahezu 4000 Varianten vertreten. An Tanzliedern, soweit sie mir als solche ausdrücklich bezeichnet wurden, zähle ich 180.

An sonstigen mundartlichen Liedern und Reimen der verschiedensten Art sind etwa 500 Stück in ca. 2500 Fassungen zusammengekommen. Da sind neben den alten Volkreimen und Volkliedern Kalender-Reime, Umgestaltungen bekannter Kirchenlieder, Reimsprüche aus der Land- und Hauswirtschaft, Dienstboten-Reime, Spinnstuben-Reime, Trinklieder, Kettenreime, Häufungreime, Kinderpredigten, Neckmärchen u. s. w., u. s. w. Das Gemisch der Abarten der älteren wertvolleren Reime zu entwirren, wird ernste Schwierigkeiten bereiten. So sind von dem Ver-

wunderunglied nunmehr 137, von dem Hausstandreim 128 Fassungen in meinen Händen, d. h. mehr als bisher aus dem ganzen übrigen Deutschland zusammengenommen veröffentlicht sind. Eine reinliche Scheidung der einzelnen Reime wird vielfach unmöglich sein. Das greift hinüber und herüber, oft hat man ein seltsames Gemisch zertrümmerter Reste altererbter Dichtung vor sich, die sich um einen dem Verderben länger trotzenden Kern krystallisirt haben.

Auf einem Gebiete ist der Stoff seit der Veröffentlichung meines ersten Berichts um mehr als das Fünffache gewachsen. Durch die Funde der Mitarbeiter in Strelitz, wo die beim Bandalieren der Tabackblätter üblichen Zusammenkünfte alte Dichtung in lebendigem Brauch erhalten haben, aufmerksam gemacht, habe auch ich in den letzten Jahren nach hochdeutschen Volkliedern fleissig geforscht und dabei entdeckt, dass es auch auf diesem Gebiete nur darauf ankommt, die rechten Quellen zu finden. Balladen und Liebelieder sind bereits in Fülle beisammen. Auch an historischen Liedern und Reimen ist Manches Beachtenswerte zum Vorschein gekommen. Soldaten-, Matrosen-, Fischer-, Handwerkburschenlieder werden weiterer Sammelarbeit zur Beute fallen.

Aber auch nach einer anderen Richtung hin haben die letzten Jahre mir grosse Ueberraschungen gebracht. Das Material an Sagen, Märchen, Erzählungen, abergläubischen Meinungen u. s. w. wächst bei tieferem Eindringen immer mehr über das Werk von Bartsch hinaus. Allein aus dem Munde von vier in Waren und dessen nächster Umgebung gebürtigen Männern konnte ich über 80 belangreiche Sagen aufzeichnen, die bei Bartsch fehlen. Aehnlich wird es an anderen Orten sein; hier ist freilich mehr denn sonst langsames, vorsichtiges Vorgehen von nöten, um das Vertrauen der Gewährmänner zu gewinnen und sie zu rückhaltloser Hergabe ihres Wissens zu bestimmen.

Ich hebe aus den neuen Funden hervor: wichtige Teufel-, Hexen- und Kobold-Sagen, zahlreiche Sagen von der Siebfahrt des Mort nach Engelland, für die sich bei Bartsch kein Beispiel findet, neue Sagen vom drak, vom snakenkönig, von Pumpfuss, vom Blick in's Paradies, von der Strafe derer, die ewig zu leben wünschten, neue Freischützsagen u. a. m. Auch der aus der Polyphem-Sage bekannte Zug, das Herbeirufen von Helfern seitens des Gegners durch Entstellung des eigenen Namens zu vereiteln, ist in bedeutsamer Weise mehrfach hervorgetreten. Die Gudrunsage dagegen hat sich bisher noch allen Nachstellungen entzogen.

Wichtige Sagen vom Wold hat Herr Schröder in Völkhagen mitgeteilt und Herr Kantor Schnell spürte in Granzow bei Mirow sichere Zeugnisse für eine mimische Darstellung von Fru Goden auf, deren Bekanntwerden bei den Mythologen Aufsehen erregen wird. Die Verteilung der verschiedenen Namenformen Wold, Waur, Fru Goden, Fru Gosen, Fru Wans u. s. w., die Abgrenzung des Bezirkes, in dem ein bestimmter Name für den wilden Jäger überall nicht auftritt, bedarf näherer Feststellung, die sich vielleicht im Zusammenhang mit der Untersuchung über waedick und arpel für die Kolonisation-Geschichte unseres Landes bedeutungvoll erweisen wird. Das Märchenbuch wird reichen Inhalt zeigen; einzelne Erzähler haben sich einen ganz erstaunlichen Besitz bewahrt.

Auch sinnreiche Erzählungen sind in grosser Zahl ans Licht gekommen, so von Gotjed, der sich aufhängen wollte, von dem, der das Weltende suchte, von dem, der die Gottheit ergründen wollte, von Gottlob und Gottsleider, von den drei Christen an der Himmelthür u. s. w. Auch die Gruppe der lieben „Anekdoten" und Schnurren" hat ansehnliche Bereicherung erfahren. An Sympathieformeln, Himmelbriefen, Diebsegen, Feuersegen u. s. w. liegen etwa 400 Nummern vor.

Herausgeber: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12.

Verwaltung in Lunden in Holstein.

Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben
von
Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen."

V. B. IX./X. H.	Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 5 Kronen.	1894.

1. Teufel-Namen.

Von Dr. M. Höfler in Tölz.

I. Man kann aus dem Munde gewöhnlicher Menschen öfters den Fluch hören: „In drei Teufelnamen!" als ob der Teufel nur drei Namen hätte, oder es drei Teufel gäbe, während man doch nur von dem einen, aller Welt bekannten Teufel weiss, der aus dem (latein. griech.) Diabolus zum (goth.) Diabaulus wurde und durch gothische Vermittelung mit anderen Worten (z. B. Taufe, Pfaffe, Kirche, Heide, Samstag, Engel etc.) ins Althochdeutsche gelangte als Diufal (Kluge 353); der Gothe war also der „Gode" (Taufpathe), als die germanische Unholda zum christlich-deutschen Teufel umgetauft wurde (5.—6. Jahrh.) Von Geburt aus wäre der Teufel nach Johannes Scherr allerdings ein Perser, durch Adoption ein Jude, durch Erziehung Christ oder, wenn man will, Antichrist. Der persische Shoithra-paiti (= Herr der Provinz) ist der biblische Satrapas-Teufel (Zeun. Voc. 1481), wie der phönikische Baal-Sebub (= Fliegengott, Mistgott) oder der syrische Beel-Dbobo (= Herr der Verläumdung) dem biblischen Beelzebub, Belzebul oder Belzebug, Belczebugk (German. XVIII, 98) entsprechen, die in Analogie mit anderweitigen Gottheiten bei den Hebräern zu dämonenhaften Abgöttern herabsanken. Das feindliche Prinzip wurde im Satanas (= Widersacher, Feind des Guten) personifizirt, den die Bibel-Uebersetzer mit widerflîz (Notcker, 9. Jahrh.) (Widerfleiss, Widersacher) schriftdeutsch machten, wie sie auch den Lucifer und Meister Urias als Teufel-Namen schufen. Jedes Volk malt eben seinen Teufel in besonderen Farben an die Wand; in germanischen Zeiten war das feindliche Prinzip, wie erwähnt, als (goth.) unhulþô benannt, die im Gegensatze stand zu den (mhd.) guoten holden (= penates) (Wichtlein), während

das christlich gewordene deutsche Volk sich den Teufel vorstellte als einen alten Mann (Simr. D. M. II, 957: „der Alte“), gehörnt (Gehirntlate, Schmeller I, 1165), voller Zotten (Schmeller l. eod.) und rauher grauer Haarlocken [„Rauwuckl“ (Schmeller I, 847; I, 3), Grauwutzl oder Gawützl (Schm. I, 966) oder auch Auwuckl (Schm. I, 3)], als ein „Graumännlein“ (Gr. D. M. II, 945 oder „Graug“ (Schm. I, 992) mit grauem Bocksbarte (Teufelbart = Anemone vernalis), von unsauberem, schmutzigem Aeusseren („unsauberer Geist“, „garstiger Unflat“ (Gr. W. IV, I, 1377), in fetziger Gewandung („Fetzel“, „Höllfetzel“; Schm. I, 1080. Gr. W. III, 1576), „eines Spüllumpen-Reiters“ (Schwaben), bald dick (Gr. W. II, 1084), bald dünn (Gr. W. II, 1746), also ganz „leibhaftig“ (Gr. W. VI, 602), wie ein „Menschenteufel“ (Gr. W. VI, 2089), mit Säcken behangen („Sackhanns“, (Bavaria IV, 2, 342); er hinkt einher (Hinkerer, Höllehinker), er fegt einher wie ein Wischlappen (Fegeteufel, Fegteufel (1561) Fehhteufel (Schm. I, 699. Gr. W. III, 1417), er hutscht auf dem Gesässe einher (Hutschehe(r), Schm. I, 1193), schleicht listig wie ein „Fuchs“ (Gr. W. IV, 1, 339) oder muckelt einher (Mucksel, Schm. I, 1561. Gr. D. M., 955) um einen abzuraufen, zu „teufeln“ (= prügeln), obwohl er ein „alter Krackler“ ist (Kärnthen), der nur keuchend vorwärts kommt; er trägt ein Hemd („Teufelhemd“) (Vierthalers Reise durch Salzburg 174) aus (Teufel-) Zwirn (= Lycopodium), darüber ein Hosenband („Teufelhosenband = Lycopodium); als „Hosen- und Ehe-Teufel“ wird er 1551 von Andreas Musculus erwähnt, und der Unterrock der Weiber, der in Bayern der „Hannsel“ genannt wird, heisst im Schwäbischen direkter noch der „Teufel“ (C. von Schm. schw. Wörterbuch).

Aus der Hose lässt er als „Blaustrumpf“ (blau = schwarz, Gr. W. II, 85“) unvermerkt den schwarzen Bocks-Fuss sehen; seine Atmosphäre riecht nach Schwefel (Teufelgestank) und Katzendreck („Katzendreckler“); (Schwaben) Asa foetida = Teufeldreck). Meist erscheint er nur als „der Schwarze“ (Gr. W. II, 85) „schwarzer Köhler“ (Gr. W. IV, 1, 1377) „schwarzer Kaspar“ (C. v. Schm. 381) „alter, schwarzer Kobel“ (1578) (Gr. W. V, 1539) „schwarzer Peter“ und „Höllenmohr“ (bei Walther v. d. Vogelweide) (Gr. W. VI, 2473); im Aargau als „Rothgugger“ (Zeitschr. f. d. Mythol. IV, 105) mit roten Triefaugen (Cyclamen europaeum = Teufel-Auge, ebenso Hyoscyamus, Primula farinosa, Adonis vespernalis). Der „Kratz-Teufel“ oder „Grappala“ hat Krallen an den Fingern (Teufelkrallen = Phytheuma), weshalb er auch der „Kasperl von Krallenhofen“ heisst; an den Füssen trägt er Klauen (Teufelklauen = Lycopodium clavatum); als „Kratz-Büchse“ zeigt er seine Hände und Finger (Teufelfinger = Gymnadenia) hackenförmig gestaltet („Hegel“, Zeitschr. f. d. Mythol. II, 74); er hat auch Gedärme (Teufeldarm = Convolvulus arven.) und ein Teufel-G'säss, mit dem er auf Steinen sitzt (F. Dahn I, 269), wie er auch auf Teufelkanzeln steht. In Hexenprozessen dagegen erscheint er meist in amabili forma venatoris (Freitag, Bilder d. Vergangenh. I, 322) als der „grüne Jäger“

„grüne Peter“, „Junker Hans“ (Wuttke) „Feder-Hans“ (mit der Barett-Feder), auch als „Fleder-Wisch“.

Der Teufel des Volkglaubens sah demnach eigentlich recht menschlich aus, bis ihn die späteren Missionäre und deren Nachfolger zum Höllenfürsten machten und damit unbewusst zum Mittelpunkte, um den sich allmählig vielfache heidnisch-germanische Reminiscenzen anlagerten; denn alles, was ehemals dem Heiden als hochheilig galt, wurde ihm nun als höchst verdammenswert, abscheulich, teuflisch hingestellt; so kommt es, dass der Teufel geradezu zum Ur-Quell des altgermanischen Heidentums wurde, indem sich im Teufelglauben nicht blos der biblische Beherrscher der Hölle als helleherr, hellegot, hellegeist, hellegraf, höllenfürst, hellescherge, hellepeiniger wiedergab (der Bauer nannte den Höllen-Teufel einfacher wie einen Hofnachbar blos „Höllerer“), sondern auch ein gut Teil des heidnischen Kultglaubens sich in ihm widerspiegelte. Das Volk geht bei seinen Vorstellungen über die Alltagwelt nicht leicht hinaus; wie es für den Chemismus des menschlichen Körpers aus der Küche seine Begriffe und für seine Organ-Namen Vergleiche mit den Hausgeräten schuf, so war für den Bauern ehemals auch der Teufel ein „Höllerer“ und die Hölle ein bewohnbarer Hof, in welchem die „Höllenmutter“ (Ellermutter = Teufel-Grossmutter, die erste Hexe), die „Teufelin“ (Hellriegel mit der Riegel, Kopfputz) und das „Höllenkind“ (= Wechselbag) hausten; vor dem Höllenhofe lag der „Höllenhund“, „Höllewolf“ (Simrock, D. M. 198—479. G. D. M., 948, 949), wie ein Drachen „Höllendrachen“; des Teufels russiger Bruder war der „Höllewart“ (H. Z. XX, 255), wie er selbst auch den hausväterlichen „Höllenwirt“ spielte. Das Volk stattete diesen Höllenhof auch mit Gesinde aus; Hexen und Truden kehren ihn mit Besen aus; der „Höllenrabe“ (Gr. D. M. II, 949), der „Höllenbock“ (Gr. D. M. II, 947) und die „Höllenkatze“ (diu helleclichiu Katze) wurden auf dem Höllenhofe ebenso angenommen, wie die „höllische Kuh.“ (Gr. W. V, 2550. (Gr. D. M. 630. H. Z. IV, 504); sie gehören zum Hofe wie der Bankert.

(Schluss folgt.)

2. Der Selbstmord bei den Tschuktschen.

Von Adolf Skrzynecki, Missionar in St. Louis.

Das Ritual, das mit diesem Brauche verknüpft ist, erweist sich bei allen Tschuktschen als gleich, mögen sie am Schelagschen-Kap, am Flusse Tschann hausen oder Nossowje (vom Ostkap oder Noss) oder Tabunje (Herden —) Tschuktschen heissen. Als Veranlassung zum Selbstmord dient der Glaube ans jenseitige Leben, der bis zum Fanatismus gesteigert, im Wunsche gipfelt, schneller die verstorbenen Verwandten wiederzusehen. Die Seelen der verblichenen Tschuktschen werden als Beschützer der Familie verehrt. Verschiedene Mühsale, Unglückfälle und Unpässlichkeiten schreibt man dem Einflusse der Verstorbenen, zusammen mit den bösen Geistern zu. Den verstorbenen Verwandten und bösen Geistern zu Gefallen, opfern die Tschuktschen

ihr eigenes Leben, zumal bei Epidemien und schweren Drangsalen. Der Tschuktsche, der entschlossen ist alle irdischen Bande und Rechnungen zu zerreissen, eröffnet solches seinen nächsten Verwandten, und diese Nachricht wird bald den benachbarten Tschuktschen, Jukagiren, Lamuten und Russen mitgeteilt.

Die Nachbarn und besonders die Verwandten beginnen den Fanatiker zu bereden, seinen Vorsatz hinauszuschieben, sie nicht zu kränken. Doch nichts fruchtet, der Mann besitzt seiner Ueberzeugung nach wichtige Gründe zur Vollführung seines Vorsatzes, er bezieht sich auf Tote, die ihn quälen, auf Teufel und Verwandte, die ihm im Traume erscheinen und ihn zu sich rufen. So beginnt denn die Vorbereitung auf den Tod. Dazu wird eine neue Kleidung (pyshik) für ihn aus weissen Renntierfellen hergestellt, ein neuer Schlitten und Geschirr für die Renntiere, auf denen die Reise ins Jenseits angetreten werden soll. Alles dies geschieht langsam, wenigstens im Laufe von zehn bis fünfzehn Tagen. Endlich kommt der Tag, der zu seinem Tode bestimmt ist. Es versammeln sich die Verwandten und Nachbarn. In deren Gegenwart zieht der sich dem Tode Widmende die neue Kleidung an und setzt sich in die Ecke der Jurte. Das Werkzeug zu seiner Tötung befindet sich in den Händen seines nächsten Verwandten. Es pflegt in diesem Falle dreierlei Art zu sein: Ein Speer, Messer und Riemen. Wenn er mit dem Messer getötet zu sein wünscht, halten ihn zwei seiner Verwandten an den Händen, während der Dritte ein scharfes Messer von der Gurgel in der Richtung zum Herzen einführt. Wenn er erstochen zu werden wünscht, wird ihm durch eine Oeffnung in der Wand ein Speer gereicht, es gegen das Herz richtend, giebt er ein Zeichen, dass man ihn ersteche.

Wenn aber der Fanatiker erdrosselt werden will, ziehen zwei Verwandte, nachdem sie ihm um den Hals einen Lasso gewickelt, solchen nach entgegengesetzten Seiten, bis sie ihr Opfer erdrosseln.

Des Tschuktschen Wille ist erfüllt. Den Getöteten tut man auf den vorbereiteten Schlitten in halbliegender Stellung und führt ihn an den bestimmten Ort weg. Hier müssen die Begleiter von ihm scheiden.

Die Renntiere, die ihn hergebracht, ersticht man. Dem Toten nimmt man die Kleidung ab, zerschneidet sie in kleine Stücke und lässt sie liegen, während man ihn selbst, an Händen und Füssen gefesselt, auf einen Scheiterhaufen bringt und verbrennt. Die Teilnehmer der Leichenfeier wenden sich, nachdem sie ihr Antlitz und ihre Hände mit dem Blute des Verstorbenen beschmiert, an ihn während des Verbrennens mit der Bitte, sie nicht zu vergessen. Hierauf nach vollendeter Verbrennung der Leiche, nachdem blos die Asche übrig geblieben, begeben sich alle nach Hause. Dieser von Alters her erhaltene Brauch wird bis auf den heutigen Tag 1894, mit derselben Genauigkeit befolgt, wie solches vor der Einführung des Christentums dorten geschah.

---

3. Drei alte Rechtbräuche von der Insel Rügen.

Von Dr. A. Haas in Stettin.

„Am Ur-Quell“ V, S. 141 ff., teilt Prof. A. Wiedemann ein Aktenstück aus dem Jahre 1669 mit, welches sehr genaue und überaus lehrreiche Details über die Besitzergreifung zweier Höfe in der Rheinprovinz enthält. Aus Pommern ist mir ein ähnlicher Brauch bekannt, der in dem „Wendisch-Rügianischen Landgebrauch“ überliefert ist. Dieses für die Lokalgeschichte wichtige Rechtbuch ist in den Jahren 1540—1550 von dem rügenschen Landvogte Matthäus von Normann auf Befehl des Herzogs Philipp I. kompilirt worden, und hier wird in dem Kapitel: Van der Vorlatinge der Höfe, Erve, Katen und Afflatinge der Buhren in Ruigen (tit. 105, ed. Gadebusch) etwa folgendes berichtet:

Die „Vorlatinge“ ist die Gebühr, die der Käufer eines Hauses, Grundstückes oder Gutes an die Grundherrschaft, falls diese nicht selbst Verkäuferin ist — alsdann fällt die Vorlatinge fort — zu zahlen hat. Die Höhe der Vorlatinge beläuft sich auf zehn Prozent der Kaufsumme, und sie wird gezahlt für die von der Grundherrschaft erteilte Bewilligung des Kaufes oder, wie es im Wend.-Rüg. Landgebrauche heisst, dafür, „dat em (sc. dem Käufer) de Herrschop den Hoff, Erve edder Katen tho buwende, tho besittende und alss Buhrrecht tho hebbende, uth einem sittenden Gerichte up Afflatinge des Vorköpers vor sick und sine Erven deme Köper und sinen Erven, ahne Nadeel eines idern Gerechticheit, vorlet (und) in den Besitt wiset.“ Diese Einführung in den neuen Besitz von Seiten der Herrschaft war nun mit einer ceremoniellen Handlung verbunden, die von Normann als „Antastinge eines Hodes, Kagel edder Bonits“ d. i. Anfassen eines Hutes, einer Kappe oder Mütze bezeichnet. Diesen Hut musste der Käufer mit einem Schilling, dem sogenannten Vorlatel-Schilling, einlösen, damit er später beweisen konnte, dass ihm das Grundstück rechtmässig überlassen sei (rei traditio sive translatio usus fructus).

Wenn der Verfasser des Wend.-Rüg. Landgebrauches hinzufügt, dass die alten Rechtbräuche zu seiner Zeit immermehr ausser Uebung kämen und speziell in dem oben angeführten Kapitel klagt: „Itzundt deit men, wat men will“, so ist das doch wohl nicht so ganz wörtlich zu nehmen, denn noch aus dem Jahre 1580 ist mir ein Fall bekannt, wo der hier mitgeteilte Brauch geübt wurde. Am 29. März 1580 wurde Heinrich von Krassow mit den Gütern seines verstorbenen Vetters Jacob von Krassow belehnt, und damals „hat Melcher Krassow vor sich und im Namen seiner Brüder wegen der samenden Hand (d. i. Gesamthand), so Ime mit vorliehen, mit an den Hut gegriffen“ (von Bohlen: Geschlecht Krassow II, S. 215).

Ein anderer Brauch, durch den man die unrechtmässige Aufführung eines Gebäudes zu hindern suchte, war die nuntiatio novi

operis per jactum lapilli, ein durch das römische Recht vorgeschriebenes Verfahren, das darin bestand, dass man in den eben begonnenen Neubau ein Steinchen hineinwarf oder hineinwerfen liess. Dieses Verfahren befolgte der Schaproder Pleban Wulfard, um gegen den Bau des Hiddenseer Klosters Einspruch zu erheben, da die Insel Hiddensee zu seiner Parochie gehörte; das geschah im Jahre 1296 oder 1297. Zwei Jahre später aber bereute der Pleban sein Vorgehen gegen das Kloster und nahm seinen Einspruch zurück (Fabricius U. B. III, Nr. 462). Der Rechtbrauch ist näher erörtert bei Höfer und v. Medem: Zeitschrift für Archivkunde, Diplomatik und Geschichte I, S. 319 ff.

In Bezug auf den Steinwurf möchte ich bei dieser Gelegenheit noch auf eine andere „alte Gewohnheit" der heidnisch-wendischen Rügianer hinweisen. Wenn sie mit einem feindlichen Volke Frieden und Vertrag abschliessen wollten, so pflegte derjenige, welcher den Frieden machte oder annahm, einen Stein in's Meer zu werfen und dabei den Wunsch auszusprechen, dass derjenige Teil, welcher den Frieden brechen würde, so vergehen sollte, wie der Stein im Meer. — Als der rügianische Unterhändler Dambor im Frühling des Jahres 1160 nach Dänemark geschickt wurde, begehrte er, nach dieser alten Gewohnheit Frieden mit den Dänen zu schliessen. Diese aber verlangten die Stellung von Geiseln, und so zerschlugen sich die Unterhandlungen (Kantzow I, S. 145, ed. Kosegarten).

---

4. Beiträge zur Kyffhäusersage von Kaiser Friedrich.

Von Dr. Ludwig Fränkel in München.

I. Oft genug ist es mir begegnet, dass ich in älteren Büchern, deren Titel ganz gewiss keine volkskundlichen Beiträge verhiess, bei sorgsamem Suchen auf Notizen zur Kenntnis der Sagen und Mären — letztere im weitesten Sinne genommen — stiess, und namentlich waren dies naturgeschichtliche im Stile der „alten guten Zeit". Augenblicklich liegt mir ein, excl. Register 197 Seiten umfassendes Werkchen vor, das folgende Aufschrift trägt: „Einige kleine Schriften theils zur Geschichte der Natur, theils zur Physicotheologie gehörig, ausgefertiget von Friedrich Christian Lesser. Leipzig und Nordhausen. Verlegts Johann August Cöler, privilegirter Buchhändler in Ellrich. 1754." Daselbst findet sich auch eine Auslassung über den Kyffhäuser und die bekannte an ihn geknüpfte Sage, in dem Hauptkapitel des Büchleins, „Nachricht von natürlichen Merckwürdigkeiten der Fürstlich Schwartzburg-Rudolstädtischen Unter-Herrschaft Franckenhausen" eingefügt. Sie gelange nebst andern Nachträgen zu den Belegstellen, die die umfängliche Litteratur über „die deutsche Kaisersage" bietet, zum Abdruck. Andre Sagen aus jenem Büchel s. Ztsch. d. Ver. f. Vlkskd. 1894, S. 227.

„(S. 72.) Es hat die güldene Aue auch gegen den Mittag eine Reihe Berge, von welchen ich nur diejenigen anmercke, welche in die Fürstliche Unterherrschaft Schwartzburg gehören. . . . . (S. 73.) Insbesondere aber ist der Kiphäuser-Berg vor denen andern merckwürdig. Er lieget zwischen Franckenhausen und Kelbra bey nahe 3. Meilen von Nordhausen, ist ziemlich hoch und kahl von Bäumen, dahero mann von denselbigen eine ungemeine schöne Aussicht in die umliegenden Gegenden hat. . . . . . . Wenn mann auf dem verwüsteten Schlosse bey dem so genannten Erfurther Thore gegen Mittag siehet, kann man Erfurth (S. 74) sehen, welches bey nahe 7. Meilen darvon liegt. Die Hirten treiben sehr gern ihr Vieh an denselbigen herum, und haben bemercket, dass zwar die Kräuter auf dieser kahlen Kuppe kleiner sind, als in den Thälern, aber weit mehrere Kräfte haben, dass Vieh zu sättigen und zu stärcken. Ausserdem findet man allerhand gesunde Kräuter, welche in der Artzeney zur Gesundheit der Menschen dienlich sind. Sonderlich soll sich die so genannte Spring-Wurtzel auf diesem Berge finden, von welcher der ehemalige Nordhäusische Physicus, *D.* Georg Henning Behrens in s. *Hercinia* cur. im VI. Cap. *N.* III. p. 151. also redet: Einige Schatzgräber und Ertz-Betrüger geben vor, dass Kayser Friedrich der erste, der Rothbart zubenahmet, sich selbst mit etlichen der Seinigen in diesen Ort verfluchet habe, auch dieser wegen mit ihnen daselbst auf der Banck, an einem steinern Tisch sitzend, und den Kopf in der Hand haltend, ruhe oder schlaffe, dem Käyser aber sey sein rother Bahrt durch den Tisch bis auf die Füsse gewachsen, nicke stetig mit dem Kopfe, und zwinckere mit den Augen, als wenn er etwa nicht recht schlieffe, oder bald wieder aufwachen wolle; denn sie in denen Gedancken stehen, als wenn derselbe vor dem Jüngsten Tage wiederum aufwache, und sein verlassenes Kayserthum auf das neue antreten und bestätigen werde. Will nun dieses ein Verständiger denen gemeinen Leuten nicht zu geben, so wollen sie solche Fabel gar mit einer Begebenheit bekräftigen, und geben (S. 75) vor: dass, als einstmals ein Schäfer auf dem Kieffhäuser Berge ein Liedgen gepfiffen habe, solches dem Kayser so wohl gefallen, dass er denselben durch einen Zwerg zu sich hätte beruffen, und ihm davor zur Danckbarkeit, aus Freygebigkeit, von dem daselbst vergrabenen reichen Schatze viel Geld geben lassen, wobey er den Schäfer gefraget: Ob die Raben noch um den Berge herum flögen? Und da derselbe ja geantwortet, hätte der Käyser gesagt: nun müste er daselbst noch hundert Jahr schlaffen. Andere setzen hinzu: Das Anno 1669. ein Bauer aus dem im Riethe gelegenen Dorffe Reblingen den Käyser, noch unbeweglich und schlaffend gesehen habe, denn als er Willens gewesen, einen Wagen voll Korn nach Nordhausen, zu feilem Kauf, zu führen, sey derselbe von einen kleinem Männichen gebethen worden, die Frucht auf den Kiphäuser Berg zu führen und davor so viel, aber nicht mehr, Geld zu nehmen, als dieselbe nach der damahligen theuren Zeit werth wäre, welches

er auch gethan, und bey dieser Gelegenheit den Käyser zu sehen bekommen, habe allerhand Gepräge gehabt, und sey darunter eine alte Müntze angetroffen worden, auf dessen einer Seite *,Tiberius'*, hingegeben auf der andern, *,halber Secel'* gestanden. Sie mögen aber solches beschönen, womit sie wollen, so ist und bleibet es doch ein wahrhafftiges lächerliches Gedichte, massen aus beglaubten *Historicis* bekannt ist, wie vorgedachter löblicher und tapferer Käyser schon vorlängst gestorben sey, denn als derselbe (S. 76) einen Feld-Zug in das gelobte Land wider den *Saladinum* und die Saracener gethan, und öfters wider dieselben gesieget, hat er sich einesmahle grosser Hitze wegen, in Cilicien in den Flusse Cydno baden und abkühlen wollen, ist aber darinnen ertruncken, oder hat davon, wie einige wollen, eine tödliche Kranckheit bekommen, die ihm das Leben genommen, biss hieher *D.* Behrens.[1]) Mir hat ein alter verständiger Bergmann versichern wollen, dass vor langen Zeiten auf dem Kipphäusser Berge eine ergiebige Silber-Grube gewesen seyn solte, welche nach Bergmännischer Gewohnheit einen besondern Nahmen bekommen, und Kayser Friedrich genennet worden. Nachdem aber die Grube so wohl, als ihr Gedächtniss verloschen, habe ein leichtfertiger Scheckerer obiges Mehrlein erdichtet. Inzwischen wollen doch Betrüger, die aus einfältiger Leute Beutel Schätze graben, einfältigen und leichtgläubigen Leuten vorschwatzen, wie der Käyser Friedrich mehr als zu gewiss in dem Kieffhäuser Berge sey, und daselbst einen unsäglichen Schatz vergraben habe, wovon ein jeder ein ziemliches bekommen könte, wenn er nur die alhier wachsende und ihnen allein bekante Spring-Wurtzel hätte, denn in derselben eine solche Krafft stecke, dass auch davon (S. 77) die grösten vor denen Schätzen liegenden Schlösser augenblicklich aufspringen müsten, so bald man nur solche daran hielte; bey welcher Erzehlung sie weiter vorgeben: dass man solche Spring-Wurtzel von sich selbst nicht finden könne, sondern es müsten vorhero die Geister von ihnen mit einer in den Kreis gelegten Summe Geldes beschworen werden, wo die Schätze vorhanden wären, und was dergleichen Ueberredungen mehr sind, wodurch manche Schatzgierige Leute betrogen worden, massen man etliche alhier bekannte Exempel hat, dass sie dieselben mit dem Gelde in einen Kreis gestellet, und ihre Beschwerungen zu lesen angefangen haben, es sind aber darauf keine Geister, sondern verkleidete, und vorher hierzu bestellte Männer aus einem nahe dabey liegenden Busch-Wercke kommen, welche, an statt der Spring-Wurtzel blosse Degen in den Händen gehabt, und sie nicht allein aus dem Kreis springend gemacht, sondern auch alles, was dieselben an und bey sich getragen, weggeraubet haben.[2]) Schade, dass dieses Vorgeben eine Lüge ist. Denn wenn es wahr wäre, so wäre diese Spring-Wurtzel das beste Kraut auf dem gantzen Berge. . . . .

---

[1]) *Conf. Christiani Weberi Rect. quondam Nordhus. progr. de vero mortis genere, quo Frideric. I. Imperator obiit. Nordhusae 1737.*

[2]) Behrens *l. c. p* 153.

.... (S. 78.) Sonst dienet dieser Berg denen Anwohnern an statt eines Wetter-Glases, welcher durch sein Rauchen und Brauen, wie sie es nennen, Anzeige giebt, wenn es regnen will. Wie etwa gemeiniglich ein Regen erfolget, wenn die Küchlein pipen, die Schwalben und Buttervögel niedrig fliegen, die Endten sich oft einduncken, die Tauben sich baden, die Pfauen schreyen, die Wölfe heulen, die Ochsen blöcken, die (S. 79) Schweine sich lange im Kothe wältzen, die Hunde die Erde aufscharren, die Fische über das Wasser springen, die Fliegen und Mücken heftig stechen und Erd-Würme aus der Erde kriechen; so kan mann auch an dem Rauchen der Berge abnehmen, dass von ihnen viel Dünste in die Höhe steigen, die einen Regen drohen. Es ist also der Kipphäuser Berg denen benachbarten eben so wohl ein Regen-Prophete, als denen Wernigerödern der Brocken, den Schlesiern der Zo[b]tenberg, den Sinesern der Berg Locüng[?], den Africanern der Tafel-Berg, und den Americanern der Berg Fapnaquilla[?]. Ist hergegen heiter Wetter auf dem Berge, so zeigt es an, dass die Dünste gefallen, und mann sich auf gut Wetter Hoffnung machen könne. Daher reimen die Land Leute von ihm:

Steht Kayser Friedrich ohne Huth,
So wird gewis das Wetter guth,
Ist er mit dem Huth zu sehn,
Wird das Wetter nicht bestehn.

Das ist: Wenn der Kipphäuser Berg, worauf Kayser Friedrich wohnen soll, ohne Nebel ist, so wird gutes Wetter, ist er aber mit Nebel bedeckt, so regnet es. Was sonst denen Schifffahrenden nach Africa das Gebürge der guten Hoffnung, das ist denen Nordhäusischen Kaufleuten, wenn sie von der Leipziger Messe wieder zurück kommen, der Kipphäuser Berg. Denn wenn sie über der Heide auf Allstedt zu wieder zurück reisen, und denselben wieder erblicken, so (S. 80) schmeicheln sie sich mit der guten Hoffnung, dass sie mit Gottes Hülffe glücklich wieder nach Hause gelangen werden, da sie das meiste des Heim-Weges wieder zurückgeleget.“

Ich verzichte, diesen originellen Bericht im einzelnen mit den bisher verwerteten Mitteilungen über dieselbe Sache zu vergleichen und verweise statt dessen auf die äusserst übersichtliche Anordnung und wohl abschliessende Behandlung unseres Themas in Richard Schröder's vorzüglicher Schrift „Die deutsche Kaisersage“ (Heidelberg 1893; vgl. Urquell IV, 176).

In Fr. Chr. Lessers Büchel auf S. 97 findet sich noch folgende Notiz:

‚Beckmann führet in seiner Historie des Fürstenthums Anhalt, in dem VI. Capit. des III Buchs des V Theils p. 887 an, dass die Anhaltischen Printzen, als sie anno 1649 unter andern Merckwürdigkeiten des Hartzes, auch den Kipphäuser-Berg, und die darauf befindlichen Gebäude besichtiget, sie unten am Berge einen Birn-Baum angetroffen, dessen Wurtzeln gleichsam zu Stein worden. Nun hat zwar mein werther Freund, Herr Albert Ritter, wohlverdienter emeri-

tirter Prorector zu Ilfeld, denselben mit Fleiss gesuchet, aber ihn eben so wenig, als den Kayser Friedrich mit seinen Schätzen finden können, weil er ihn nur vielleicht am Fusse des Berges gesucht.' — In meinem Exemplar des Büchleins ist auf die Innenseite des hinteren Deckels, sichtlich nach einer alten Vorlage, mit Bleifeder ein Brustbild gezeichnet, das die Unterschrift ‚Keiser Friedrich 1192' trägt.

II. In einer erst neuerdings hervorgezogenen[1]) volkstümlichen Prosadichtung Ludwig Uhlands, „Fragment aus dem ‚Ersten Nachtblatt'", ist folgender Passus enthalten:

Die beste Kraft der Erde schläft. Tief unter ungeheuren Gebirgen liegen die Titanen, der Erde kräftigste Söhne. Nur zuweilen ein glühendes Aufatmen, eine Bewegung im Traume, uns vulkanischer Ausbruch, uns Erdleben, verrät ihr Dasein. Auch du, Deutschland, mein Vaterland, bist kräftig, aber deine Kraft schlummert. Tief in einer dunklen Bergkluft sitzt schlafend dein Kaiser Friedrich, der einst herrlich hervorgehen wird als Herrscher des tausendjährigen Reiches.

III. Gustav Meyer verflicht in einem seiner klassischen Folklore-Beiträge, die seine ausgezeichneten „Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde" Bd. I (1885) enthält, „Rip van Winkle", den „Kaiser-Friedrich"-Stoff mit verwandten:

(S. 279). Nach lebendiger deutscher Volkssage ging einst ein armes Brautpaar hinauf in den Kyffhäuser und wurde dort zur Hochzeit reichlich beschenkt; als es aber aus dem Berge zurückkam, waren 200 Jahre vergangen. Ein Hirt, der beim Suchen einer verlorenen Ziege in die Gesellschaft der Ritter des Kaisers geräth und mit ihnen trinkt, findet bei seiner Rückkehr, dass er zwanzig Jahre dort zugebracht. Ähnlich ist die Sage von (S. 280) einem schwäbischen Bauer, der Abends seine Rosse sucht, dabei in einen Berg entrückt wird und mit den Bergrittern Wein und Meth trinkt; als er nach einigen Stunden heimkehrt, sind alle seine Freunde und Angehörigen todt und sein Eigenthum ist im Besitze eines unbekannten Verwandten, denn er ist vierzig Jahre im Berge gewesen. Ebenso verbrachten zwei schottische Geiger im Berge bei den Unterirdischen von Tomnafurich eine lustige Fastnacht; es waren hundert Jahre. Als sie in die Kirche gingen, zerfielen sie beim ersten Worte des Predigers in Staub. Auch in einer Sage aus Wälschtirol, in einem altfranzösischen Roman u. s. w. wird ähnliches erzählt. Aber solche Sagen sind weit über die Grenzen unseres Erdtheiles verbreitet.[2])

---

[1]) Uhlands Werke. Herausgegeben von Ludwig Fränkel (Leipzig 1893), Bd. I, S. 470 ff.; das Angeführte S. 473. Der Schwank stammt aus dem Februar 1808. Vgl. zum Obigen Freiligrath's „Deutschland ist Hamlet." Nach meiner Uhland-Ausgabe II, S. 280, Anm., änderte U. die alte Sage vom Dänenkönig Harald Hyldetand (vrgl. Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage IV, 234 ff.) nach den Berichten über Friedrich Barbarossas Fortleben, als er das episch-dramatische Stimmungbild ‚Harald' schrieb.

[2]) In der zugehörigen Anmerkung auf S. 410 verweist Meyer ausser auf die guten Schriften von E. Koch (1880) und Häussner (1882 und 1884), die jetzt freilich Schröders Abhandlung (s. o.) fast entbehrlich macht, auf Wilh. Hertz, Deutsche Sage im Elsass (1872).

IV. F. Liebrecht, Zur Volkskunde. Alte und neue Aufsätze (1879), S. 92 unter „Sicilische Sagen“: „in einer derselben, Lu bancu di Ddisisa („Der Schatz von Ddisisa“), wird erzählt, dass der türkische Kaiser stets frage, ob gewisse drei namhaft gemachte Schätze schon gehoben seien, und auf die Antwort „Nein“! ausrufe: „Dann ist Sicilien noch arm“! Dies erinnert lebendig an die Sage von dem im Kyffhäuser schlafenden Kaiser Friedrich und seine Frage, ob die Raben noch immer um den Berg flögen, sowie an seinen Ausruf (Grimm D. S. No. 29)“. Eine teilweise dieser in Pitrè's „Fiabe, Novelle e Racconti popolari siciliani“ (Palermo 1875) enthaltenen Variation verwandte grusinische Prometheussage bringt Liebrecht in Anlehnung hieran aus L. Waldemar, „Von Moskau nach Tiflis“, bei.

V. A. Reinbrecht schreibt in seiner Göttinger Doktordissertation „Die Legende von den sieben Schläfern[1]) und der anglonormannische Dichter Chardri“ (1880) S. 5 f.: „Auch sonst wird oft erzählt, dass Menschen als Jünglinge weggegangen und als Greise wiedergekehrt seien, nachdem sie, ohne es zu wissen, einen langen Zeitraum durchlebt. (Vrgl. Gerv. v. Tilbury, Otia imperialia, Dunlop pag. 501 und Nachtrag p. 543. Grimm, Irische Elfen p. XXIII. Washington, Rip van Winkel. Karl Goedeke, Mittelalter p. 227 (Chuni Hamaagad im Talmud). Auch das Predigtmärlein von Moritz von Sully, welches Paul Meyer nach 15 Hs. in der Romania 5, 473 abgedruckt hat, passt hierher. Ferner der deutsche Knabe, der 49 Jahre schlief (Mone, Anzeiger 7, 54, n. 12), sowie auch manche Sagen vom Kiffhäuser.“

VI. Einen knappen Blick auf den in der „Kaiser Friedrich“-Sage liegenden Gedanken, mit Anführung vieler Varianten des Stoffes, liefert O. Schwebel's (anregendes, wenn auch etwas zu populär gehaltenes) Buch „Tod und ewiges Leben im Deutschen Volksglauben“ (1887), S. 311 f. Veckenstedt's „Die Kyffhäusersage und Frau Holle“ (1891) ist eine Sudelei. Dagegen bietet Menzel, Gesch. d. dtsch. Dchtg. I., 187—189, viel Material. H. F. Massmann's Vortrag „Kaiser Friedrich im Kyffhäuser“ (1850) ist veraltet.

---

5. Wie sich Volkmärchen verbreiten.

Von H. F. Feilberg.

II. Noch giebt es eine dritte Klasse von Vermittlern der Verbreitung von Volktraditionen; es sind allerlei Arten von losem Gesindel, Bettler, Umtreiber, unter denen sich auch hin und wieder Menschen vorfinden, die sich auf die eine oder die andere Weise mit der bürgerlichen Gesellschaft entzweit haben und sich ohne Haus und Heimat und ohne Familienbande herumtreiben. So ist es in unserem Lande gewesen. Leute der Art fanden immer unter den Bauern willige Aufnahme, und es wurde früher als eine grosse Sünde angesehen, wenn ein Bauer nach dem Sonnenuntergange einen armen

[1]) Vgl. Uhlands Werke, herausg. v. Fränkel I, 470, A. 2.

Menschen, Mann oder Weib, von seiner Thüre ohne ihnen Quartier zu geben, wegjagte. Wo ein solcher armer Schuft einmal freundliche Aufnahme gefunden, da kehrte er immer zurück, oft erst nach Jahren. Meistens besassen diese Vaganten nur den Bettelsack als ihre einzige Habe in dieser Welt, und die Fetzen, die sie am Leibe mit sich herumtrugen und die nach und nach durch Gaben erneuet wurden. In den alten Bauernwohnungen fand sich meistens ein Bettlerbett, „Stakkelseng“, in irgend einer Ecke des Hauses, und es gehörte zur Nachtordnung, dass der Bauer solchen Umzüglern Gastfreiheit erwies. Alte Leute erzählen noch, dass, wenn der Tisch am Weihnachtabende gedeckt war, ein brennendes Licht in ein Fenster gegen die Landstrasse gestellt wurde, um irgend einem heimatlosen Wanderer den Weg dahin zu weisen, wo er eine freundliche Aufnahme, Essen, Wärme, Bett für die Festtage finden würde. So ist es alte fromme Sitte unter uns gewesen. Viele aus Norwegen und Schweden gehörten unter diese Umstreifer, und besonders waren alte, tabackrauchende norwegische Weiber willkommen. Sie verstanden über krankes Vieh zu „lesen“, wussten Krankheiten sowohl unter Tieren als unter Menschen zu besprechen. Und viele unter diesem losen Gesindel konnten erzählen und singen, so lange der Winterabend dauerte. Eine solche willkommene Unterhaltung wurde als guter Ersatz für gastliche Aufnahme angesehen. Auf solche Weise erhielt immer der Fond von volktümlichen Traditionen neue Zuschüsse.[1]) In Schweden, wohl auch in Norwegen bestanden ganz ähnliche Verhältnisse. In seinem schon erwähnten Buche, Gammeldags Seder oek Bruk, erzählt ein bejahrter Mann, J. Sundblad, dass das Märchenerzählen zum Heimatleben der schwedischen Bauern gehörte, besonders war es in den Waldgegenden der Fall, das Volk war dort mehr wach, mehr reich an Phantasie; auf der waldlosen Ebene, wo man Mangel an Feuerung und Licht hatte, verschlief man, wenn möglich, die finstre Zeit. Anders unter dem Waldvolke. Die Männer taten gemeiniglich, als ob sie sich um solche Kindereien wenig kümmerten, wenn aber die Erzählungen sich dem entscheidenden Punkte nahten, und die Spannung am höchsten war, konnte man sehen, wie der eine nach dem andern die Axt herabsinken liess, und wie sie mit halboffenem Munde der Erzählerin lauschten. Wenn dann ein altes Weib zu Besuch kam oder eine Bettlerin anklopfte, um Nachtquartier zu erhalten, gewann man einige Abwechslung. Denn die Frau wusste sich auf jede Weise angenehm zu machen und hatte kein besseres Mittel um die Kinder und dadurch das Herz der Hausmutter zu gewinnen als Märchen zu erzählen, und von solchen wusste sie meistens eine Unzahl, und bald sammelten sich die Kinder um sie, um ihre Geschichten anzuhören. Aehnliche Verhältnisse haben sich wohl in früheren Zeiten an vielen Orten vorgefunden. Einer von denen, der mit diesen Sachen in unserem Lande besser als

---

[1]) J. Kamp, Danske Folkeaeventyr I, 211.

jemand Bescheid weiss, Hr. E. T. Kristensen, der ungeheure Sammlungen von allerlei Volktraditionen zuwege gebracht hat, schreibt irgendwo, dass ausser den Bettlern, besonders wenigstens im letzten Jahrhundert, andere Leute unter den ärmsten Volkklassen, Schneider, Seiler, vielleicht auch Zigeuner die wichtigsten Verbreiter von volktümlichen Erzählungen gewesen sind. Dazu kommen noch in den Wachtstuben die Soldaten. Der eine hat ein Lied gewusst, der andere ein Geschichtchen. „Erzähl mal etwas, ich gebe dir für zwei Schilling Tabak!“ spricht der Feldwebel, so wird der Soldat sein bestes tun! solche Erzählungen werden wiederum nach der Dienstzeit nach Hause gebracht und können wohl bei der gemeinschaftlichen Arbeit in Strick- oder Kardenstuben wiederholt worden sein.

Denn hier ist noch eine Institution, jetzt verschwunden allerdings, die aber grosses geleistet hat, wenn es sich um die Erhaltung und Verbreitung von Volkerzählungen handelt. Es sind die gesellschaftlichen Zusammenkünfte zur gemeinschaftlichen Arbeit, die Strickstuben, die Kardenstuben und noch mehrere dergleichen. Besonders haben in unserm Lande die Strickstuben in fern von der Kultur liegenden Gegenden eine besondere Berühmtheit erlangt; denn es war in den Gegenden, wo sie vor fünfundzwanzig Jahren noch gehalten wurden, dass mein Freund, der früher genannte Volkschullehrer E. T. Kristensen, seine grossen Funde von bisher unbekannten Volk- und Ritterliedern machte. Vor einem Menschenalter wurden sie noch gehalten, jetzt ist wohl jede Spur von ihnen wie sie in älterer Zeit üblich waren, verschwunden. In der Winterzeit sammelte sich Jung und Alt in Hammerum Harde, einem entlegenen Distrikt von grossen Haiden umgeben, in einer unfruchtbaren Gegend, sparsam bevölkert. Sie suchten sich Platz, wo eine verhältnismässig grosse Stube zu finden war; alle hatten sie ihre Strickstrümpfe mit sich. Durch Stricken nährten sie sich, darum wurden die Kinder früh in dieser Arbeit ausgebildet und erreichten mit der Zeit eine sehr grosse Fertigkeit in der Benutzung der „fünf Stricknadeln“. Man wetteiferte, wer die meiste und beste Arbeit liefern konnte, und es war eine Ehre als der beste Stricker, oder wie sie sagten: „Binder“, angesehen zu werden. Für jede Person wurde gleich viel von dem dicken wollenen Garne ausgemessen, mehrere hunderte von Ellen, und am Ende des ausgemessenen Stücks einen Knoten mit einer Schleife. Die Garnringel lagen auf dem Tische vor dem Platze jedes Anwesenden, alle die Fäden wurden über einen in der Decke angebrachten S förmigen Haken geführt, und so ging die Arbeit los. Wie fleissig sie nun auch arbeiteten, die Gedanken brauchten nicht die Finger zu begleiten, da wurden die alten Lieder von Rittern und ihren Knappen gesungen, neue Lieder wurden erlernt, Volkmärchen, Kinderpredigten, Rätsel vorgetragen, und die Zeit wohl manchmal bis spät in die Nacht mit Gesang und fröhlichem Gespräch zugebracht. Ein solcher Abend ist von dem nationalsten unter unsern Dichtern, Steen Blicher, in einer kleinen Schilderung, „die Strickstube“, auf eine Weise ver-

ewigt, die seinen Namen, so lange unsere Sprache klingt, unsterblich machen wird. Wenn der Winter zu Ende ging und der letzte Abend, da Licht angezündet wurde, kam, und die Jungen sich das letzte mal versammelten, galt es immer, nicht der Letzte, der durch die Thür ausging, zu werden. Die Hausmütter ergriffen einen Brand aus dem Feuer, und wer der letzte war, ihm wurde der Brand an den Hinteren geworfen und er musste bis zum nächsten Jahr den Spitznamen „Brand-Arsch“ tragen.

6. Mitteilungen aus dem Bremischen Volkleben.

Von Dr. Albert Hermann Post.

VII. Das Essen spielt bekanntlich bei den Niedersachsen eine grosse Rolle. Es hat daher auch seine Volkreime. Die Kinder erhalten nicht reine Milch, sondern Milch und Wasser. Daher sagt der Volkreim: „Melk wat, Water satt.“ Gegen übermässiges Essen richten sich folgende Sprüche: „Dar wer't kin' Freters gebaren, se wer't'r to maakt, oder „Kinner-Mate un Kalver-Mate möt't ole Lüe weten.“ Gegen Kinder, welche sich beim Essen vordrängen, richtet sich der Spruch: „Erst Oom, denn Ooms Kinner.“ Kinder, welche zu schnell essen, werden ermahnt mit den Worten: „It langsam, langsam leve Jan, du weest nig, wat en denn laten kann.“ Auf Kinder, welche beim Essen zu spät kommen, wird keine Rücksicht genommen. Daher der Spruch: „Wer nig kumt to rechter Tied, de is siner Maaltied quit.“ Das Abendessen wird eingeleitet mit folgendem Verse: „De Sunne geit unner, Use Lief dat wart dunner, De Koie sunt satt, Nu kum herin un itt watt.“

Arme Kinder beklagen sich über mangelhaftes Essen in folgenden Reimen:

Wenn't Sundag is, wenn't Sundag is,
Denn kaakt min' Moder Hering,
Min Vader krigt dat Middelstuk
Min' Moder krigt den Kopp un Steert,
Wi Kinner krigt den Rögen.

Diermissen, S. 16 u. s. w.; Raabe, S. 105.

Oder auch so:

Bald is Freemarkt,
Denn geit Moder na'n Markt.
Denn kofft se'n suren Hering,
Krigt Vader en Stuk,
Krigt Moder en Stuk,
Wi Kinner krigt den Rögen,
Den kön wi god verdrägen.

Aehnlich auch folgender Vers:

Karnmelk un Kartuffelbree.
Dat et't wi alle Dage.
Det Sundags sunt wi ok nig free,
Van Karnmelk un Kartuffelbree.

Oder auch so:

> Wat süst du denn so suur ut?
> So seh' ik von Natuur ut.
> All Dag, all Dag Kartuffelns'laat
> Un Sundags tor Verännerung
> Kartuffeln mit Mundirung.

Die Schule spielt in der Bremischen Volkdichtung eine sehr untergeordnete Rolle. Damit die Kinder trocken zur Schule kommen, wird der Regen in folgendem Verse beschworen:

> Schuur Regen, Schuur Regen, laat avergaan,
> Laat use litjen Kinner nar Schole gaan,
> Laat se wat leeren,
> Laat se bookstaveren,
> Laat se den Pukkel blau verhören.

Das Kind, welches von einem andern etwas nachsagt, wird mit folgendem sehr originellen Reim gestraft:

> Pliffat[1]) — lopt ut der Stad,
> Makt den Buur sin Hus natt,
> Makt et wedder reine,
> Bit de Klokke teine.

Im Uebrigen sind von den im niedersächsischen Gebiete verbreiteten zahlreichen meist entsetzlich platten Schulversen in Bremen nur sehr wenige heimisch. Es liegt kein Interesse vor, sie anzuführen, da sie gar nichts Volkmässiges an sich tragen. Volkmässig sind nur noch folgende Buchstabirscherze:

> A b, ab, Mester gif mi'n Klapp
> A b c, Katte lopt in'n Snee,
> O p q, Schelm bist du.
> D a s, das, Margarethe Pottas,
> D e r, der, Sunt Martens Karkdör,
> B e l, bel, Balbeergesell.

Die Volkpoesie hat auch für alle möglichen Situationen des Lebens ihre Sprüche. Hat ein Kind sich an den Kopf gestossen, so tröstet man es mit dem Spruche:

> Ik wol um dusend Daler nig,
> Dat mi de Kopp af wer',
> Sus bummeld' (stummeld') de Rump alleen herum
> Und wust' nig wo he wer'.

Diermissen, S. 7; Raabe, S. 107.
Ein fleissiges Mädchen wird gerühmt mit dem Verse:

> Litje Deeren van veeren
> Kan spinnen, kan tweren,
> Kan strikken, kan neien,
> Kan Sulverdraat dreien.

---

[1]) Pliffen ist ein Bremischer Dialektausdruck für denuncieren.

Ein Mädchen, welches besondere körperliche Vorzüge nicht aufzuweisen hat, tröstet sich mit dem Spruche:

Lang un small
Het kin Gefall,
Kort un dik
Het kinen Schik,
Averst en Mäken von miner Mate,
Dat ziert de Strate.

Diermissen, S. 41; Raabe, S. 168; Dirksen, 14, 15.

Wenn Jemand seinen Platz verlässt, so kann ein anderer sich darauf setzen. Dies bezeichnet der Spruch: Upsteit — Platz (Stä) vergeit.

Kehrt der Mann von der Reise zurück, so heisst es:

Heidewidewum, min Mann is kamen,
Heidewidewum, wat het he brocht,
Heidewidewum, en Schipp vull Plummen,
Heidewidewum, wat kost't dat Pund,
Heidewidewum, dat Pund dre Grote,
Heidewidewum, dat is to veel.

Diermissen, S. 7; Frischbier, S. 41, Nr. 157; Raabe, S. 172; Wegener III, S. 304, Nr. 1045—1048; Tuxen, 67; Heimat II, S. 42.

Nach dem Wetter für den folgenden Tag wird ausgesehen mit dem Reime:

Jan, kiek ut der Luken, is de Lucht noch rein,
Morgen will wi Haver sai'n.

Siehe Wegener III, 278, Nr. 978.

Abends heisst es:

To Bed, to Bed,
Wer'n Schätzschen het.
Wer kin't het,
Mot ok to Bed.

Tuxen, 67; Schütze I, 76.

Die gewöhnlichen Beschäftigungen der Bauern haben ebenfalls ihre Reime. So hat das Melken den Vers:

Stripp, strapp, strull,
Bit de Ammer vull.

Wegener II, S. 223, Nr. 723; Woeste Wörterb., 259.

Die Fahrt nach der Mühle hat folgenden Reim:

Zuk, zuk, na'r Mälen,
Beke up der Gelen
(oder: up dat Fälen),
Janmann up der bunten Ko,
Zuk, zuk, zuk, na'r Mälen to,
Mit'n Schepel Weten,
Laat'n mi tersteten.
Muller hau du dissen Steen,
Maal mi jo den Weten kleen,
Smiet den Weten up den Rump,
Denn geit de Mäle plumplumpump.

Vrgl. Diermissen, S. 10; Wegener I, 36; Nr. 119—121; Tuxen, 66.

Sehr bemerkenswert ist die Behandlung der einzelnen Gliedermassen des menschlichen Körpers durch die Volkdichtung. Sie haben ihre besonderen Benennungen. So werden z. B. die Teile des Kopfes folgendermassen bezeichnet:

Kinne Wipken (Kinn),
Munne Fleerken (Mund),
Rode Leerken (Wangen),
Näse Piepken (Nase),
Oge Tränken (Auge),
Wiem-Bränken (Augenbrauen),
Tipp, tipp, tipp, Hänken (Haare).

Die Finger heissen: Litje Finger, goldne Finger, Langelei, Botterlikker, Lüseknikker.

Diermissen, S. 11; Frischbier, S. 32, Nr. 124; volktümliche Lieder I, 45, Nr. 155; Woeste Wörterb., S. 82; Ur-Quell II, 80; III, 198.

Die Finger haben auch ihre besondere Poesie; sie werden personifiziert und haben ihre Rollen, wobei der kleine Finger stets der Schlauberger und Denunciant ist. Derartige Fingerpoesien finden sich in grosser Anzahl in Niedersachsen verbreitet. In Bremen sind folgende bekannt:

Dümerling woll na'n Melken gaan,
Fingerling woll't nig liden,
Langvatt stund vor'm Brodschap,
Goldfinger sä: giv mi wat af,
Litje Finger sä't alle na,

und

De (der Daumen) is in't Water fallen,
De het 'n wedder 'rut kregen,
De het 'n to Bedde legt,
De het' n warm todekt,
Un de litje Schelm het et an Vader un Moder nasegt.

Dr. Fölsing, S. 117; Diermissen, S. 11 ff.

Der zu erwählende Lebensberuf wird an den Knöpfen abgezählt nach folgendem Verse:

Edelmann, Bedelmann, Doktor, Pastor,
Kramer, Höker, Wintapper, Major.

Diermissen, S. 44.

Die Lebensalter werden in folgender Weise charakterisiert:

Zehn Jahr ein Kind,
Zwanzig Jahre Junggesind,
Dreissig Jahr ein Mann,
Vierzig Jahre wohlgethan,
Fünfzig Jahre Stillestaan,
Sechzig Jahr fängts Alter an,
Siebenzig Jahr ein Greis,
Achtzig Jahr schneeweiss,
Neunzig Jahre Kinderspott,
Hundert Jahre Gnad' bei Gott.

7. Zungenübungen aus Preussen IV.

Von A. Treichel.

174. Herzog Ferdinand Albrecht I. von Braunschweig, ein kurioser Herr, liess seinen Schlosshof mit 706 Leichensteinen pflastern, was er in folgendem Sinngedicht verherrlichte:

„Siehe, Solche Steine Sind Siegel Steter Sterblichkeit;
Stündlich Sterben, Seelig Sterben! Seelen Schadet Sicherheit.
Sanftes Scheiden Schicket Sich. Sonder Sünden Schweren Stein
Sollen Seligmachers Schätze Solcher Seelen Sänfte Sein.

Aus Illustr. Sonntagsblatt, 1874.

175. Leu's Bierspruch. Keine Reklame. Biedere brauchbare baierische Bier-Brauer bereiten beständig bitteres braunes Baierisch Bier. Bekanntlich besonders beliebtes billiges Bedürfnis begnügsamer brüderlich behaglich beisammen bleibender Bürger. Bethörte Bierfeinde (Bacchus-Brüder) behaupten bisweilen bestimmt: Baierisch Bier berausche bald, befriedige blos Bauern, beraube besseres Bewusstsein, beschränke blühende Bildung, begründe breite Bäuche, befördere blühenden (blinden) Blödsinn; Bacchus begeistere besser; bleibet beim Besseren, besinget Burgunder, Bordeaux, Brausewein. — Bethörte Bierfeinde beschimpfen boshaft Baierisch Bier. Biedere Bürger Berlins! Bevor Beweise Besseres bewähren, bleibt beigesellt beim braunem Becherwinken, bleibt Baierisch Biertrinker beim Bierwirth beziehungsweise Bierhändler. (Leu.) — Schützenstrasse 31, im 31. Stadtbezirk. — Vor Nachdruck wird gewarnt; denn: „Gefährlich ist's, den Leu zu wecken.“ Schiller.

176. Hottentottenthaten! In dem wilden Land der Kaffern, Wo die Hottentotten trachten Hohe Hottentottentitel Zu erwerben in den Schlachten, Wo die Hottentottentaktik Lässt ertönen fern und nah Auf dem Hottentottentamtam Hottentottentattratah; Wo di Hottentottentrotteln, Eh' sie stampfen stark und kühn, Hottentottentätowirung An sich selber erst vollzieh'n, Wo die Hottentotten tuten Auf dem Horn voll Eleganz Und nachher mit Grazie tanzen Hottentottentotentanz, — Dorten bin ich mal gewesen Und ich habe schwer gelitten, Weil ich Hottentotten trotzte, Unter Hottentottentritten; So 'ne Hottentottentachtel, Die ist nämlich fürchterlich Und ich leid' noch heute an dem Hottentottentatterich! (Aus einer belletristischen Zeitschrift, deren Titel vergessen ist.)

177. Ein grosser Wagnerianer oder ein grosser Woll-Jägerianer muss ein Weissbierwirt in Königsberg i. Pr. sein, der sein Lokal mit einem Plakat geschmückt hat, welches folgendermassen lautet: „Willkommen! Wer wirkliches Weissbier wünscht! — Weissbier werden wohl wenige Weise wie wertvolle Waare wahrhaft würdigen. — Weshalb? Wisse, weil weizenes Weissbier wunderbar wirkt, Wittwen wie Waisen wohlthut, wilden Weltschmerz wegnimmt, weihevolle Wehmuth, witzig wechselnde Worte, wohlgefällige Werke, wie würzige Wallungen weckt, Wangen wunderbar wärmt. — Welch' wünschenswerthe Wohlthat! Wer wird Wasser würdigen wollen? Während wüste Wein-

trinker wanken, wackeln, wirbeln, wie weiland Wendenkönig Wenzel, Waila weia wimmern, werden wir Weissbiertrinker wie Wagner's Walküren. — Weichliche Waschweiber wünschen Wohlgeschmack, während Waldmeisterbowle wabbeliges Warmbier. — Wir würdigen winterkühles Weissbier, warme Wiener Würste, Würzburger Wildbraten, Wachholder wie Wermuth! — Widrigenfalls — Wichse!“ Der letzte Satz ermuthigt alle Freunde anderer Getränke gerade nicht zum Besuche des betreffenden Lokals! — so schreibt die „K. A. Z.“

178. Wohlwollende Widmung. Werthgeschätzte Weltenbürger! — Wer wohlauf weltein will wandern, — Werde Wollner, wie wir Weisen, — Werfe weg, was wohlfahrtswidrig, — Wähle wollne Weberwaaren, — Wollnes Wams, wie woll'ne Wäsche! — Wolle wirkt wahrhaftig Wunder: — Weder Wüstling, weder Weichling — Wird, wer wollumwoben wallet; — Wäss'rig widerliche Witt'rung — Weicht, wie Wolken Winden weichen, — Widerstandslos Wollenkleidern, — Während wunderbarer Weise — Wohlgerüche willig weilen. — Wahrer Welten Wohlfahrt wegen — Wünschen wir, wir wollnen Wesen: — Wolle werde Weltbekleidung, — Weltenwahlspruch Wollapostels — Wort: „Wer weise, wählet Wolle!“ (Der kleine Jäger.)

179. Aus dem Worttexte eines Couplets aus „Ein gebildeter Barbier“: Mut muss der Mutige haben, wenn der Mutige dem Unmutigen Mut zuzumuten den Mut haben soll. (Fleischer.)

180. Hühnersupp', Hühnersupp'. (Zu hören ist immer: Supphühner, Supphühner.)

181. Herr, pst! ruft der Gast im Wirtshause dem Kellner zu, als dieser dessen erstes Pst! überhört hatte, und bekam die erstaunte Antwort: woher wissen Sie, dass ich Herbst heisse?

182. Hei sött am Tisch on Schött. (Er sitzt am Tisch und Schött (Eigenname). (Fr. in Altpr. M. S. Bd. 28. Nr. 168.)

183. Ich fuhr zu Thee. (Auch Fr. in Altpr. M. S. Bd. 28. Nr. 170.)

184. Der Marquis of Lorne, Vicekönig von Kanada, sass eines Tages bei sich im Bade, als auf Grund einer plötzlichen Bewegung des Wassers sein Diener das Wort Horrow water zu verstehen glaubte und ihm in Folge dessen Selterswasser überbrachte.

185. Hietsch, hietsch, hietsch! (Fr. in Altpr. M. S. Bd. 28. Nr. 170.)

186. Der Mensch heisst Braun. (Fr., Altpr. M. S. Bd. 28. Nr. 171.)

187. Hiersch heisst Einer. (Fr., Altpr. M. S. 28. Nr. 173. Auch als Rebus: Hirsch, Ei, Steine, R.)

188. Bösch heisst der Mann nicht. (Auch Fr., Altpr. M. S. 28, Nr. 172.)

189. Eck, Besch, Iht und Emm sollen zu Zeiten eines Bürgermeisters X. in Neustadt, W.-Pr., die vier Nachtwächter geheissen haben, und wenn er sie alle zusammen haben wollte, so rief er nur: Eck, Besch, Iht, Emm!

190. Ist hier ein Herr, der Reinsch heisst? fragte ein Hausknecht, als er einem Reisenden dessen Cylinder in das Gasthaus nachtrug.

191. Halt, Herr Kondukteur, min Manschêt! min Manschêt noch! rief eine Frau, welche ihre Manschette im Wartesaal vergessen hatte, dem Kondukteur zu, als sich der Omnibus bereits in Bewegung setzte.

192. Näge mal Pölz om, Pölz öm. (Fr., Altpr. M. S. 28. Nr. 175.)

193. Gieb uns Graup' uns. (Fr., Altpr. M. S. 28. Nr. 169.)

194. E Pund Seep. (Fr., Altpr. M. S. 28. Nr. 174.)

195. Woldemar Schmidt, Luftventilation. (Fingirte Geschäftsfirma, wie die folgenden.)

196. Schiet, Meier u. Söhne.

197. Handlung von A. R. Schloch.

198. Wenn ich Amors Flügel hätte! (Einem Schwaben in den Mund gelegt).

199. Generalmarsch blasen.

200. Seminarstrasse.

201. Ach, Karlinchen lass mich, lass mich nur dies eine Mal noch — ins Wirtshaus gehen.

202. Er hat ja so re—ine Manschetten (statt Recht)!

203. Er hat ja so Limp—recht!

204. Du bîst (Biest) wie eine Blume.

205. Läuse flöhen meine Lieder; wanzen (wann seh'n) wir uns wieder.

---

8. Zur Volkkunde palästinischer Juden.

Ein Bericht von Benjamin Wolf Schiffer.

III. Die Bigamie wird bekanntlich von den palästinischen Juden noch heute geübt (denn das Verbot des R. Gerson Maôr ha-Golâh hatte für Palästina keine Geltung), jedoch nur, wenn die erste Frau keine Kinder oder doch keine männlichen Nachkommen hat; auch ist hiezu die förmliche Erlaubnis der ersten Frau nötig. Auch die Leviratehe besteht in Palästina in Kraft.

Bei einer Wöchnerin wird die ganze Woche gewacht; am Bette sitzen Frauen, und in einem andern Zimmer bringen Männer die Zeit mit dem Lesen geheiligter Bücher zu; denn man hält es für sehr gefährlich, die Wöchnerin während der ersten Woche auch nur für einen Augenblick allein zu lassen.

Aus dem Hause der Wöchnerin wird während der ersten Woche nichts fortgeliehen, am wenigsten darf man Feuer aus dem Hause nehmen lassen. Während des ersten Monats nach dem Gebären dürfen zwei Wöchnerinnen einander nicht besuchen, am wenigsten mit dem Kinde am Arm; auch neuvermählte Frauen dürfen es nicht.

Schwangere Frauen messen mit einem Seidenfaden die Tempelmauer, und winden ihn um ihre Hüften, um den „Segen des Leibes“ nicht zu verlieren. Auch ist der Gürtel einer Thorah-Rolle dazu

gut; manche hängen an ihren Hals ein Schloss, dessen Schlüssel sie weit wegwerfen. Kinderlose Frauen trinken, um Kinder zu bekommen, Wasser, worin Moos, das man an den Ruinen der Tempelwand gepflückt, gekocht wurde.

Die Sephardim bereiten ein Heil-Mittel aus dem Pulver der Knochen, die man unter dem Wüstensand findet. Diese Knochen rühren meist von den Pilgern her, denen der Samum im glühenden Wüstensand ein Grab bereitet. Die gesammelten Knochen werden zerrieben und in die Apotheken verkauft. Man bereitet daraus ein Tränklein für solche, die mit einer langwierigen Krankheit behaftet sind; man schüttelt nämlich das Pulver in Met, und reicht ihn ab und zu dem Kranken, den man zuvor gewaschen, und in weisses Linnen gewickelt hat. In das Zimmer des Kranken dürfen keine menstruirenden Frauen kommen, auch darf sich darin kein lebendiges Tier befinden.

Zwei Familien dürfen in Palästina nicht ein Haus (?) bewohnen. Sobald eine Epidemie ausbricht, oder sonst ein Unglück geschieht, wird aufs strengste untersucht, ob nicht gegen diesen Brauch verstossen wird, oder ob nicht sonst welche Sünden begangen werden, die man dann exemplarisch bestraft.

Manche Häuser werden nicht bewohnt, aus Scheu vor den darin hausenden unreinen Geistern. Die Furcht vor dem bösen Auge ist sehr verbreitet; man malt an der Wand zum Schutze mit roter Farbe eine Hand; den Kindern wird um den Hals eine goldene oder silberne Hand gehängt.

Sobald jemand erkrankt, wird sofort der Beschwörer, oder die Beschwörerin gerufen; Sephardim, deren Viele darin sehr kundig sind, streichen über das Haupt des Erkrankten mit einem Kamme oder einem Messer, während sie die Namen der Patriarchen, Abraham, Isaak, Jakob, oder auch den Namen Mosis geheimnisvoll aussprechen. (Von berufmässigen Beschwörern wissen die osteuropäischen Juden nichts.)

---

9. Zur Volkkunde der Juden Böhmens.

Von S. Schweinburg-Eibenschitz in Wien.

II. So du lasst den Minheg hinter sich /
so ist das Gehinom[1]) für dich /
Aso will ich anheben mit Gottes Macht /
Den Minhag von Schabes zur Nacht /
Dieweil man hübsch in der Wuchen /
Die Nacht zum Tag thut suchen /
Drauf jetzunder die Woche ganz und gar /
Darnach die schabossaus vom ganzen Jahr /
Keseder dann rosch chodesch /
und darnach vom ganzen chodesch /
Dann will ich anheben rosch chodesch nissen /

---

[1]) Moses Minz G. A. 53a ed. Lemb. 43 + 66 Resp. erklärt sehr geistreich, dass „Minhag“ und „Gehinom“ aus denselben Buchstaben gebildet seien.

wo man werd hören manchen guten Bissen /
Dann die 12 chadeschim vom Jahr /
oder 13 ungefahr /
Und andere Sachen /
was mer thut dannoch machen /
und bin auch mekabel kinjen /
euch lassen zu wissen, wie man urt minjan /
Drum lernt die Minhagim unverzagt /
Denn sie sein Nutz bei Tagt u. Nacht /
Zu Leben u. zu Leid /
sein se immer bereit /
Gott jissborach soll uns abhüten vor allem Bösen /
Und sein Volk Israel aus dem Golus derlesen /

Nach diesem „gereimten“ Titelvorworte beginnt der Verfasser mit der Aufzählung aller Sitten, Gebräuche und Verbote an Wochen- und Festtagen, welchen wir folgende interessante Notizen entnehmen:

Fol. 3a: Man soll den Sabbatausgang singend feiern und mit einer hübschen, langen Melodie, weil die Frevler und Sünder um diese Zeit in das Gehinom zurückkehren müssen. Man dehne deshalb alle Wörter des Abendgebetes, damit die Frevler mehr Zeit gewinnen.

Fol. 4b: Am Sabbatausgang soll der Vorbeter das Adonai elauhechem emess laut und kräftig recitiren, weil er dadurch bewirken kann, dass die 248 Glieder des menschlichen Leibes in der kommenden Woche gesund bleiben.

Fol. 5a: Nach Habdalah verlässt man den Tempel mit der angenehmen Hoffnung, dass der Prophet Elijahu kommen werde; denn es ist verheissen, dass er am Mozi schabos oder Mozi jaumtauw kommen müsse. Am Schabes schreibt Elijahu alle sechujaus von Israel auf und sitzt dabei unter dem Baume der Erkenntnis im Paradiese!

Fol. 6: Beim Hawdalahgebet rieche man sehr oft zu den Besomim[1]), weil man dadurch bethätige, dass die Schabes-Seele ausziehe, die den Menschen festlich gestimmt habe; denn der Mensch habe an Wochentagen eine ganz andere Seele als am Sabbat in sich!

Man halte aber die Nase auch deshalb länger bei den Besomim, weil zu Ausgang des Sabbates die Hölle wieder zu stinken anfange und während der ganzen Woche einen solchen Gestank verbreite, dass die Frevler daselbst förmlich ersticken müssen!

Auch soll man nicht vergessen, die Nägel bei der Habdalahkerze zu besehen zum Andenken an das Kleid Adams, das so aussah wie die Nägel; denn Adam nahm beim Ausgange des Sabbats 2 Steine, schlug sie aneinander, es entstand Feuer. Nun besah er sein Kleid, ob es nicht am Sabbat verletzt wurde.

Fol. 7: Die Judenweiber sollen am Ausgange des Sabbats Wasser schöpfen; denn der Brunnen von Mirjam ist im Weltmeere. Am Sabbatausgange vermischen sich alle Gewässer und fliessen dann rascher. Wer das Wasser vom Mirjambrunnen erwischt und rasch trinkt, der wird geheilt, „selbst wenn er schon voller Grind wär.“

Auch soll man nicht maschtin (urinare) sein, nackt vor dem

[1]) Gewürzbüchse.

Bett; denn es ist dadurch für die kommende Woche eine ganze Sündenstrasse eröffnet.

Auch soll man am Schabbes zur Nacht vor dem Schlafengehen die Zizis genau besehen; denn sie sind Zeugen Gottes, die jeden während der ganzen Woche beobachten und vor Fehltritten bewahren.

„Ein talmid chochom hat einer „sauno“[1]) zulieb Schabes zur Nacht einen weiten Weg gemacht, hat ihr viel Geld geschenket, und sie hat ihm alles gezeigt, was sein Aug erfreuet hat, da hat er „wollen sich mit ihr zu schaffen machen, „da haben ihm die Zizis vom Leibzidakel[2]) ins Ponim[3]) geschlagen und da hat“ „er Reue bekommen. Die saunoh wollte nun wissen, welchen Fehler „er an ihrem Leibe gefunden habe.“ Der Talmid chochom meinte aber, dass er kein schöneres Weib auf Erden „gesehen habe, aber die Zizis da haben „meine Handlung beobachtet und werden meinen Leuten Eduss sagen von meiner Sünde. Dieselbe saunoh hat ihr Geld ⅓ dem Malchuss und ⅓ der Zedokoh geschenkt und hat den Talmid chochom nit mehr verlassen, is ihm von einem bess —“ hamidrasch zum andern nachgelaufen, is zuletzt eine Rebezin[4]) geworden „und hat fromme Kinder gehat“!

Fol. 9a: Der Mensch soll sich gewöhnen, am Morgen ein Stückchen Brot zu essen zum „Anbeissen“, denn die Chachomim sagen: „63 Krankheit sein in der Gall und ein Stückel Brot zu morgen und ein weng Wasser treibt sie aweg“ „Raschi aber sagt, besser sei Wein hiefür“.

Fol. 10: Man soll nach der Mahlzeit stets das Messer vom Tische abräumen; denn der Tisch verlängert das Menschenleben, drum soll man „nit“ nach dem Essen betrachten, was das Leben verkürzt!

Fol. 13: Zwischen dem 17. Tamus u. dem 9. Ab. soll der Lehrer nit schlagen den Talmid (Schüler) weil diese Täg sein bereit für chet scholaum uparonus. Auch soll man nit allein gehen über 7 Stunden an diesen Tagen; denn der Ketew meriri[5]) herrscht in diesen nächsten 2 Stunden!

Wer Prozesse hat zu schlichten um diese Zeit, soll sie vertagen; „denn das Masl von Jehudim is nit gut in den Tagen!“

Fol. 15a: Am Erew tischo boow isst man Linsen „als Simon awelaus, zu weisen.“ Das Awelaus geht herum so kugelicht wie die Linsen. (= dass allgemeine Trauer ist!)

Man bläst im Monat Ellul deshalb Schofar, um den Satan im Abzählen der Tage zu verwirren, dass er „nit mekatrig is den rosch haschonoh“!

Fol. 20b: Warum man an den 4 Tekufaus[6]) nit Wasser trinken soll, wegen sekono (Gefahr!):

---

[1]) Dirne. [2]) Ein viereckiges Unterkleid mit Schaufäden, das jeder fromme Jude tragen soll. [3]) Gesicht. [4]) Rabbinerin. [5]) der Zorn des Teufels. [6]) vide darüber Hamburgers Real-Encyclopädie über Bibel und Talmud. Tekufaus sind die 4 Abschnitte des Jahres, in welchen sogar heute noch von hyperorthodoxen Juden ein Stückchen Eisen zu allen Flüssigkeiten gelegt wird, damit kein Bluttropfen hineinfalle!!!

„Tekufas Nissan is verkehrt“ „worden alles Wasser in mizrajim“ zu dam[1]) im selben Rega (Augenblick).

„Tekufas Tamus hat Gott zu Moscheh und Aron gesagt, dass sie sollten reden zum Felsen, Moses aber hat den Felsen geschlagen, „so sein zur selben Zeit“ alle Wasser geschlagen worden!

Tekufas Tischri. In derselben Stund, als Abraham seinen Sohn Jizchak schlachten wollte, kam ein Blutstropfen vom Himmel herab und mit diesem Tropfen vermengten sich alle Meere der Welt.

Tekufas Tebeth wegen des Opfertodes von Jeftas Tochter, von deren Blut sich ein Tropfen mit allen Wassern der Welt vermengte. Man soll während dieser 4 obgenannten Tekufaus im Jahre kein Wasser trinken, weil diese 4 Blutstropfen um diese Zeit im Wasser schwimmen, was jedem Trinkenden schaden kann.

Auch sitzen die Engel während des gantzen Jahres zur Bewachung des Wassers. In diesen 4 Tekufaus wechseln sie ab, das Wasser ist ohne Aufsicht, darum eine „sekono für jeden Trunk in der Tekufazeit“.

Druckfehlerberichtigung: Seite 170 Zeile 9 von unten lies (Anm.) 3; Zeile 11 von oben dürfte. Seite 171 Zeile 20 von oben lies wehurachum.

---

10. Zum Volkglauben der Juden Galiziens.

Von J. Robinson in Brody.

Wie ich einer Notiz des „Wiener Tagblattes“ vom 21. Jänner d. J. entnahm, wird am 22. Jänner im Wienerwalde das Vermählungfest der Vögel unter besonderer Teilnahme der Jugend gefeiert. Dies bringt mir einen Brauch der Juden Galiziens in Erinnerung.

Ungefähr mit dem 22. Jänner fällt, wenigstens in diesem Jahre, der „Samstag des Gesanges“ (Schabos Schiruh) zusammen, so benannt nach dem Liede, das die Juden nach dem Uebergange über das rote Meer gesungen. Dieses Lied ist in dem an diesem Samstage vorzulesendem Thoraabschnitte enthalten, in dem auch zum ersten Male der Manna Erwähnung geschieht. An diesem Samstage wird vor allen Häusern den Vögeln Haidegraupen („Kascha“) gestreut; über die Ursache dieses Brauches erzählt man folgende Sage:

Als Gott den Juden die Manna geschickt, liess er durch seinen Diener Moses verkünden, das am Sabbat keine Manna fallen werde, weshalb Jeder am Freitage Vorrat für zwei Tage sammeln möge. Es fanden sich aber einige böse Männer, die, um Moses Lügen zu strafen, am Freitage Abends Manna ausstreuten, damit sie am nächsten Tage vom Volke gefunden würde. Doch sie hatten die Rechnung ohne die Vögel gemacht; diese waren früher als das Volk aufgestanden und hatten alles fein weggezehrt.

Zum Danke dafür, dass sie einst Moses aus solcher Verlegenheit gerettet, wird ihnen an diesem Samstage vom Volke Kascha gestreut, die ihnen im strengen Januarfroste wahrscheinlich nicht weniger willkommen ist als einst die Manna.

---

[1]) Blut.

11. Die Brautwerber in Masuren.

Von O. Glöde in Wismar i. M.

Kürzlich ging durch die Zeitungen eine Nachricht über die Brautwerber des Landvolkes in Masuren, die namentlich im Herbste nach der Ernte mit Aufträgen oft überhäuft sind und grösstenteils als zuverlässige, ehrenhafte Leute grosser Beliebtheit sich erfreuen. An den Sonntagen pflegen sie ihre Geschäfte zu erledigen. Sie erscheinen im höchsten Staat, suchen sich im Garten einen Kohlkopf und steigen zu Pferde, um das Haus aufzusuchen, in dem ihr Werbetalent entfaltet werden soll. Unterwegs lässt der Freiwerber den Kohlkopf von seinem Pferde anfressen, und betritt nun erst das Haus der ihm von dem Liebhaber bezeichneten Schönen, wo sein Erscheinen meist freudiges Erstaunen hervorruft. Bald nach der Begrüssung knüpft er ein Gespräch an, um in dessen Verlaufe auf den angefressenen Kohlkopf mit den Worten hinzuweisen: „Es ist eine Ziege in unserem Garten gewesen und hat diesen Kohlkopf angefressen, nun habe ich sie gespürt bis hierher und will sie jetzt sehen.“ — Sobald diese Worte gesprochen, lächeln alle: Wissen sie doch, um was es sich handelt. Die betreffende Dorfschöne verschwindet plötzlich, wirft sich in Gala und wird dann wieder herbeigeholt. Auch ihr gegenüber werden die Scherze über den beschädigten Kohlkopf aufgewärmt. Nimmt sie dann den ihr überreichten Kohlkopf entgegen, so ist die Werbung als angenommen zu betrachten und die Hochzeit wird alsbald bestimmt. Während des Trauung-Aktes muss die Braut ihrem Eheliebsten auf den Fuss treten und beim Knieen auf seinem Rock knieen, auch wohl beim Zusammenlegen der Hände ihre Hand nach oben bringen, dann hat sie während der Ehe das Regiment, das sonst dem Bräutigem, wenn er geschickt zu manipuliren und ihren bezüglichen Versuchen zuvorkommen weiss, anheimfällt.

---

12. Biblische Rätsel aus Pommern.[1]

Von Asmus in Zwilipp.

1. „Ick bün eher geboren as min Våte, ick hew eher gesågen as min Mutte. Dåe keim dat drür Deil vare Eer un schlaug mi dod. Daue keim min Grossmutte un sär: Kumm häher mi er Söen, ick bin nah ein regen Jumpfer? Abel, Adam, Eva, Erde und Grab. (Ur-Quell V, 20).

2. Wie heisst der liebe Gott mit Vornamen? Antwort: Ernst. So ihr mich mit Ernst anreden werdet! (Anfang eines Spruches.) (Ur-Quell III, 172.)

---

[1] Vrgl. Ur-Quell III, 33, 170—173, 300—302; IV, 56, 78—79, 84—87, 124, 252—253; V, 20.

3. Wie hiess Jakobs Kutscher? Herzeleid oder Leid; denn 1. Mos. 37, V. 35 heisst es: Ich werde mit Leid hinunter in die Grube fahren zu meinem Sohne. 1. Mos. 42, V. 38. Ihr werdet meine grauen Haare mit Herzeleid in die Grube bringen.

4. Wie heisst der erste Adlige? Der Herr von Ferne. (Ur-Quell IV, 85; III, 171.) (Da sahe der Herr von ferne.) (Ur-Quell III, 170.)

5. Wie heisst Davids Hund? Sela. David musste bekanntlich die Schafe hüten. Dabei pflegte er zu dichten, wobei er dann öfter seine Schafe vergass. Sah er dann plötzlich auf, so bemerkte er, dass die Tiere sich auf dem Acker des Nachbarn gütlich taten. Dann rief er schnell seinen Hund und schickte ihn hin, um die Schafe zu holen. Daher hat er an solchen Stellen, wo er unterbrochen wurde, den Namen seines Hundes hingeschrieben.

6. Wat kümmert nåre (nach) Ewigkeit? Antwort: Amen, d. h. im Vaterunser.

7. Wie heisst Davids Kutscher? Heil. (Heil soll mir widerfahren!) (Ur-Quell IV, 85; III, 171.)

8. Wie hiess Esau als er jung war? E-Ferkelchen. (Ur-Quell III, 172.)

Von Peite Kruse sagt das Rätsel:

Hinna usem Huse,
Pläugt Peite Kruse,
Ahn Plaug und åhn Schåe (Pflug und Schar)
Pläugt doch ein gråd Fåhe? (Furche.) Maulwurf.

U.-Q. IV, 222.

---

13. Volklied der Ofener Schwaben.

Von A. F. Dörfler in Budapest.

Es kumm'n die Soldaten
Und machen a Front.
Behüt di mei Lieb'chen, —
Muss in fremdes Lond!

Der Schnee fällt herunter
Die Weihnacht nu kummt;
Nichts vorn und nichts dahinter
Ob's Weihnacht a kummt.

Drei Jahr' sein vergangen,
Hopsa, mei Lieb!
Und Ostern sind a da, —
Und sein da die Pfingsten,
So kumm ich dir nah!

Hopsa, mein Liebchen,
Pfingsten vorbei!
Und kummt da der Winter,
Mei Schatz ich di frei!

Hopsa, mein Frauchen,
Unt heint is Weihnacht,
Mer haben a Büblein, —
Haben's gut gemacht.

---

14. Holsteinische Kinderspiele.

Von Ludwig Frahm.

II. 3. Kliesch. Einen Stiel von 1/2 Meter Länge steckte man im Winkel von 45° schräge in die Erde. Das obere Ende war eben geschnitten und auf diesen sogenannten „Klieschbock“ wurde nun der mit einer zum Ueberfassen geeigneten Kerbe versehene „Klieschpflock“ gelegt. Dieser war eine Spanne lang und wurde von dem ausgelosten Klieschmeister so weit wie möglich fortgeschlagen. Der Schläger war eine Elle lang und mit ihm mass man die Entfernung vom Pfahl bis zum Niederfall des Kliesch. Wer 1—500 Ellen am ersten voll hatte, der war Sieger. Die Mitspielenden suchten den Kliesch zu fangen. Gelang es einem, so musste der Klieschmeister abtreten und dem Fänger seinen Platz einräumen. Gelang das Fangen nicht, so warf derjenige, der den Kliesch aufgriff, diesen nach dem Pfahl. Nun suchte der Klieschmeister den geworfenen Kliesch zurück zu schlagen, und er konnte sich dann wieder die Ellen der Entfernung gutschreiben. Gelang aber der Wurf, so dass der Kliesch unter einer Ellenlänge bei dem Pfahl lag, so schrieb man dem Werfer die Ellen der Entfernung gut. Und wenn der Wurf dreimal gelang, so musste der Klieschmeister auch sein Amt verlassen. — Im Lauenburgischen nannte man das Spiel auch wohl „Kliew“ (von kleben). Handelmann (Volk- und Kinderspiele, Seite 90, 91,) nennt das Spiel Klinkholz. In Kleinsee in Stapelholm heisst es: „Ähl up'n Wüpp“. (Vrgl. Kinderspiele aus Schleswig-Holstein. Von Heinrich Carstens. Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung VIII.)

4. Såg (Sauspiel). Jeder Mitspieler war mit einem besenstielartigen Stab versehen, und jeder hatte sein Loch. In der Mitte des Zirkels war ein grösseres Loch für die Sau. Der Sauhirte musste nun die Sau, aus einer Holzkugel bestehend, mit seinem Stab „aus dem Dorfe“ hüten, und die Mitspieler trachteten darnach, die Sau möglichst weit fortzuschlagen. Von einer bestimmten Entfernung durfte der Sauhirte die Sau in den Kreis, in das Loch werfen, und stets strebte er darnach, seinen Stab in das Loch eines der Mitspieler zu setzen, wenn dessen Stab beim Ausholen zum Schlage nicht darinnen war. Und hatte er gar kein Glück, so konnte er durch den Ruf: Wesselt dat Lock! (ebenso wie bei „von Baum zu Baum“) die Spieler ihr Loch wechseln lassen und dann mit grösserer Leichtigkeit seinen verhängnisvollen Posten loswerden. — Das Spiel aber war gefährlich, denn es gab oft Hautabschürfungen an Händen und Beinen. Wir wollen seinen Untergang nicht beklagen.

In Stapelholm und zwar in Bergenhusen heisst das Spiel Kuhlsåg (Grubensau) und wird gespielt mit der Klaue von einem Rind. In Ditmarschen, und zwar in der Lundener Gegend, heisst das Spiel Sågjagen. Es wird mit einem Ball gespielt. In Delve trägt es den merkwürdigen Namen Buur-rum. In Nordfriesland

heisst es nach Handelmann (S. 86) Ballünespiel. In Uetersen heisst es Kütt, Kütj; und wird mit einem Spuntholz gespielt.

Das Spiel heisst in England Hawkgame, auch Cat in the Hole (und Cat and Dog?) In der Schweiz das Morentreiben, ebenso romanisch dar la portgia; in Appenzell nennt man den Treiber „Sauätti". Der Name des geschlagenen Hölzchens oder Balles ist in der Schweiz „Mor", auch „Tugge", niederländisch dugge, mlat. dogo (Fassdaube). Auf der Insel Wangeroog trog; auch in Dänemark „So". Zu vrgl. ist auch das Korrespondenzbl. für niederd. Sprachforschung I, 62, 68, 86; II, 14, 59; III, 48; VI, 79.

15. Alte Sprüche.

In einem Herrn Dr. Georg Schad in Schweinfurt gehörigen Sammelbande, der Fischarts Bienenkorb (Ausg. von 1588), Brotkorb (1590) und Neuen Kreuzgang (1590) enthält, sind auf der Rückseite des letzten bedruckten Blattes und auf beiden Seiten des darauf folgenden leeren Blattes von älterer Hand (Ende des 16. oder Anfang des 17. Jahrh.) folgende Sprüche mit Tinte eingetragen:

1. prouerbium.[1])

Morgen rött leuget nicht,
Dickhe maigt treiget nicht,
Ists nicht regen, so ist winndt,
Ist die maid nicht fett, so ist ein kindt.

2. Aliudt.

Keller, holl wein,
Schreiber, schenkh ein,
Edelman, trinckh auss,
Pauer, gieb gelt auss.

3. Item.

Ists du so genest du,
Istu nicht so genestu nicht,
Sieben Pfennig ist mein gewin,
Blass mir im Arsch vnd far dahin.

4. Item.

Stiellschweigen vnd nicht gedenckhen,
Schlaffen auf den hartten Penkhen,
Ist es fürs trauern guett,
So hab ich offt ein guetten muet.

5. Item.

Wenn manche frau soll büssen
Mit jren blossen fuessen,
Wass jr Arsch[2]) het gethan,
Sie müst jr Lebentag barfuss gan.

6. Item.

Zwei hertz inn Lieb verborgen
Leben inn freudt vnd ohne sorgen.

7. Item.

Multitudo temporis facit experientiam.
Philip Melan[chton].

8.

Inn der Kirchen andechtig,
Ann dem Tisch frölich
Vnd im Bett freundtlich.

9. Item.

Herzen ohne Lust,
Drinckhen ohne Durst,
Essen ohne Hunger,
Lebt der lanng, so nimmts mich wunder.

10. Item.

Richt dich nur nach der weldt,
Du kriegest wol[3]) Ehr, hastu gelt.

11.

Lieb haben ohne Danckh
Macht einen die weill lang;
Darumb ist es der beste Rath:
Lass ab, wo man dich nicht lieb hatt.

12. Item.

Wer da will sein vnder dem hofgesindt,
Der henkh den manndl nach dem winndt,
Vnd henckh jm auff beide seiten,
Will er lang zu hoff verweilen.[4])

[1]) Im Original sind die Sprüche nicht numeriert. Die Schreibung gebe ich getreu wieder, dagegen habe ich die Interpunktion geregelt.

[2]) Das Original hat Ah, wenn ich recht lese — offenbar eine Abkürzung.

[3]) vil? (undeutlich.)

[4]) verweilen? — durch Wurmstich unleserlich.

Anmerkungen: 1. Vgl. Fischarts Aller Practick Grossmutter, Scheible, Stuttg. 1847, S. 647. — Frid. Petri, Der Teutschen Weissheit, Hamb. 1605, Bl. Rrr 6a. — Simr., Dd. Sprichw. Nr. 7106.

2. Vgl. den Abzählvers in Simrock's deutschem Kinderbuch, 2. Aufl., Nr. 788:

Wollt ein Schmied ein Pferd beschlagen u. s. w.,
Drei sechs neun.
Jung, hol Wein
Knecht schenk ein,
Herr trink aus,
Du bist draus.

Vgl. ebenda Nr. 778, Dunger, Kinderl. aus dem Vogtlande Nr. 225, 264, Hruschka u. Toischer, D. Volkl. aus Böhmen, Prag 1891, S. 433, 435, 436 und die betr. Anmerkungen, wo man weitere Litteratur findet.

4. Fr. Petri, Bl. Kk 7b:

Ist schweigen für trawren gut,
So hab ich auch ein guten muth.

5. Vgl. Petri, Bl. Ddda.

8. Vgl. Petri, Bl. Kk IVb und Vierteljahrschrift f. Litteraturgesch., 6, S. 442.

9. Petri, Bl. Hh 8b:

Hertzen ohn lust, Trincken ohn Durst,
Beten ohn Innigkeit, Sind drey verloren arbeit.

11. Vgl. Petri, Bl. Mm 6b.

12. Petri, Bl. Lllb:

Wer wil sein der Herrn Hoffgesind,
Der richt den Mantel nach dem wind.

Vergl. auch Simrock, Spr., Nr. 4820. (Wanders Sprichwörterlexikon lag mir leider nicht zur Vergleichung vor.)

München. Anton Englert.

---

16. Helgoländer Sagen.

Mitgeteilt von Heinrich Theen in Söby.

1. In alten Zeiten landete einst ein König, mit Namen Helgo, an der östlichen Küste der Insel, auf welcher eine wegen ihrer Lasterhaftigkeit verrufene Königin Olusa herrschte. Ungeachtet des Ueblen, das er von ihr hörte, hatte Helgo grosse Neigung, sie zu heiraten, aber die stolze Frau wies alle seine Anträge mit Härte zurück; da stiess er so heftige Drohungen gegen sie aus, dass sie endlich darin willigte, ihm ihre Hand zu geben, und der Tag der Hochzeit wurde festgesetzt. Aber die Königin hatte dabei nur eine Hinterlist im Sinne. Beim Mahle, an Helgos Seite sitzend, machte sie ihn besinnunglos trunken, dann liess sie sich eine Scheere bringen und schnitt dem armen Manne, der im tiefsten Schlafe lag, das Haar bis auf die Haut ab. Damit noch nicht zufrieden, liess die boshafte Frau den Kahlgeschorenen in einen Sack stecken und ihn auf sein Schiff bringen.

Helgo war ausser sich vor Wut, als er beim Erwachen sich so

betrogen sah, er schwor, sich zu rächen, und zögerte damit nicht lange. Bekannt mit Olusas schmutziger Habsucht, gewann er einen ihrer Pagen, der seiner Herrin vorreden musste, er habe in dem am Meere gelegenen Walde einen grossen Schatz entdeckt, von dem er noch niemand gesagt.

„Du bist ein wackerer Diener," sprach Olusa erfreut, „und sollst königlich belohnt werden, wenn du das Geheimnis bewahrst und keinem Andern als mir die Quelle der Reichtümer zeigst."

Darauf begab sie sich, von dem Pagen geleitet, in den Wald, wo sie statt des Goldes und der Juwelen einen Verräter fand, der sie entführte und an Helgo auslieferte. Dieser hielt sie in Gefangenschaft, bis ihre Unterthanen das ungeheure Lösegeld bezahlt hatten, welches der Barbar für die Freiheit seiner Gefangenen forderte.

Aber noch war nicht Frieden unter diesen beiden Feinden. Einige Jahre später landete Helgo wieder an der Ostküste und dies Mal führte er eine schöne junge Frau bei sich, welche er anbetete. Ungeachtet seiner zahlreichen Mannschaft, die beständig die ihm teure Frau bewachte, fand Olusa doch Mittel, sie entführen zu lassen und sie durch vergiftete Speisen zu töten.

Helgo konnte sein Unglück nicht ertragen; er tötete sich auf der Insel, die seitdem den Namen „Helgoland" führt.

2. Zu der Zeit, als die Reformation in Deutschland immer mehr Eingang fand, kam einmal auch nach Helgoland ein Mönch und predigte die Lehre des ersten Reformators. Die Helgoländer liessen sich aber nicht überzeugen, führten ihn an die Südspitze und stiessen ihn ins Meer. In der nächsten Sturmnacht löste sich jedoch ein Fels von der Südspitze ab und auf ihm erschien die Gestalt des Mönches wie auf einer Kanzel und fuhr fort, das Evangelium zu predigen, so dass sich viele bekehrten. Noch jetzt lässt er von dort zuweilen seine Stimme erschallen, um zu warnen und zu tadeln.

3. Ueber das plötzliche Ausbleiben der Heringe, welche in früheren Zeiten die Gewässer bei der Insel besuchten, klärt uns eine Sage also auf: „Einst kamen die Heringe in solchen Massen, dass sie bei einer Hochflut in allen Gassen des Unterlandes herumschwammen. Ein altes Weiblein, von dieser Menge der Fische belästigt, kehrte sie bei zurücktretender Flut von ihrer Schwelle mit einem Besen weg. Ueber diese Behandlung waren die Heringe so empört, dass sie nie mehr zurückkamen."

4. Der Glaube an Hausgeister war auch den Helgoländern eigen; sie nannten sie „Aennerbansken", was auch zugleich der helgoländische Ausdruck für Ameisen ist. Die Aennerbansken wohnen unter der Treppe, tragen rote hohe und grüne Kappen und helfen über Nacht den fleissigen Hausfrauen. Auf der höchsten Erhebung der Insel, wo der alte Feuerturm steht, tanzen die Hexen in der Walpurgisnacht. Ebenso wie auf dem Brocken werden auch hier nach Einführung des Christentums der Heiden ihre Osterfeste gefeiert und so zu der Sage Veranlassung gegeben haben.

---

17. Kleine Mitteilungen.

Sammeln russischer Volklieder. Die deutsche „St. Petersburger Zeitung" meldet Ende Mai, dass das Sammeln altrussischer Volklieder in den nördlichen Gouvernements diesen Sommer durch eine besondere Expedition der Kaiserl. Russ. Geograph. Gesellschaft fortgesetzt wird. Da sich Ljapunow von der Teilnahme an den Arbeiten der Expedition lossagte, wo er die Musik vertrat, hat die Gesellschaft den Präsidenten des Ausschusses für das Liedersammeln, T. J. Fillippow, bevollmächtigt, nach Gutdünken einen Ersatzmann zu wählen. L. Fränkel.

Die Totentänze des Mittelalters heisst der umfängliche, schwierige und dankbare Stoff, den der Königl. Bibliothekar zu Berlin Dr. Wilhelm Seelmann sich vor einer Reihe von Jahren zur Behandlung erkor. Die 80 Druckseiten einnehmenden Ergebnisse seiner sehr gründlichen und ganz Europas Völkerschaften berührenden Forschungen erschienen im XVII. Jahresbande des „Jahrbuchs des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung", darauf auch in Sonderabdruck in Diedr. Soltau's Verlag zu Norden 1893. Da Thema und Seelmann's Ausführung für unsere Bestrebungen von Wichtigkeit sind, ich aber nirgends einen gebührenden Hinweis fand, so sei hiermit darauf aufmerksam gemacht. L. Fränkel.

Die an dieser Stelle mehrfach erwähnten **Steinaufhäufungen** sind in Mittelschlesien kaum mehr bekannt, dagegen mögen sie früher stattgefunden haben, denn A. Gühmann ebenso wie Roland erwähnen in ihren Büchlein über den Zobten nach Sadebeck, dass die Passanten ehedem auf das bekannte uralte Steinbild „die Sau" bei Striegelmühte unfern Zobten a. B. Steine warfen mit den Worten: „Sau, da hat du ein Ferkel!" Wie mir bejahrte Leute berichten, pflegte man in der guten, alten Zeit auch noch ein Gleiches am „Füllengraben" bei demselben Orte zu tun, um den dort hausenden wilden Jäger (cf. Bd. II) zu bannen.

Im Isergebirge ist der Brauch dagegen heut noch gang und gäbe, so versicherte mir wenigstens letzthin mein Onkel A. Kn., Lehrer in Hartha b. Greiffenberg, an Stellen, wo ein Mord verübt wurde. Man will dort ebenfalls dadurch böse Einflüsse von sich abwehren. K. Knauthe.

---

18. Vom Büchertische.

Δ In einer überraschend kurzen Zeit hat die Volkkunde als Wissenschaft eine Ausbreitung und Vertiefung erfahren, die jeden Freund des Fortschritts mit Befriedigung erfüllt. Die nahe liegende Besorgnis, dass durch Spezialisirung in Sondergebiete eine Zersplitterung der Kräfte eintreten werde, hat sich als unbegründet erwiesen. Im Gegenteil, gerade in dem ausserordentlichen Fleisse, den einzelne Forscher in ihren eigenen „Provinzen" bekunden, beruht die sichere Gewähr für die Festigung des Errungenen und für den weiteren Ausbau der Wissenschaft. Namentlich ist hervorzuheben, dass die wahren Volkforscher aller Völker und Länder einig in ihrer Gesinnung und ihren Zielen zu gemeinsamer, einträchtiger Arbeit hinneigen und einander freundschaftlich durch Belehrung und Anregung zu fördern trachten. Es lassen sich unwiderlegliche Beweise anführen, dass die Volkkunde auf ihre Pfleger menschlich veredelnd einwirke; denn sie bildet das Herz und Gemüt, sie erhebt den Geist und klärt die Einsicht in das Wesen der seelischen Erscheinungen. Als vor zwei Jahren O. Knoop und Dr. A. Haas die **„Blätter für Pommersche Volkkunde"** (Stetin, J. Burmeister, ganzjährig 4 Mk.) gründeten, begrüssten wir das neue Unternehmen mit Begeisterung. Die unseren Lesern als Mitarbeiter des Ur-Quells wohlbekannten Herausgeber halten getreulich Wort mit ihren Programmzusagen. Was sie uns nun seit zwei Jahren in ihren „Blättern" an Sagen, Märchen, Sitten, Bräuchen, Schwänken, Liedern, Rätseln und sprachlichen Eigentümlichkeiten aus Pommern darbieten, ist als Reingewinn für die Volkkunde zu betrachten. Sie haben für ihre Zeitschrift nicht bloss Mitarbeiter herangezogen, sondern auch welche dazu erzogen. Sie gewannen und gewinnen den Lehrerstand und die Landgeistlichen für die Volkkunde, und wir wünschten, dass unsere Kundschaften zur Ergänzung des Ur-Quells auch diese Pommerschen Blätter halten würden. Die Einteilung der Monatschrift ist annähernd gleich der unserigen: eine

Sammlung kritisch gesichteter, früher ungedruckter Erhebungen, kleine Mitteilungen und kurze Literaturberichte. An unterhaltlicher Mannigfaltigkeit, an frischer Würze gebricht es den „Blättern“ nicht, wohl aber würde man es gerne sehen, wenn das Blatt mindestens zweimal so stark als bisher monatlich erscheinen könnte. Die Provinzstände oder begüterte Privatleute sollten es als eine Ehrensache betrachten, dieses Unternehmen uneigennütziger Volkforscher mit Geldmitteln zu unterstützen. In slavischen Landen pflegt die Volkkunde solcher Förderung sich zu erfreuen.

Die Basko-slavische Spracheinheit von Johann Topolovšek. I. Band. Einleitung. Vergleichende Lautlehre. Im Anhang: Iro-Slavisches. Wien, K. Gerolds Sohn. 1894. XLII, 25 S. gr. 8°. Preis 8 Mk. Der Verfasser hat kolossalen Fleiss betätigt, wenn er bloss in zehn Jahren, wie er sagt, dieses Buch unendlicher Irrtümer fertig geschrieben. Nach seiner Ansicht hat er sichergestellt, „dass die Basken als sprachliche Verwandte des indo-europäischen Sprachstammes und zwar der Familie der Slaven zu betrachten seien; sie sind also die Repräsentanten des slavischen Volkstammes auf der pyrenäischen Halbinsel.“ (p. XXXI.) „Weiter bekräftigen unsere Ansicht die Denkmäler der baskischen Sprache, nämlich die Sprichwörter und Volklieder, welche mit den slavischen vielfach den gleichen Inhalt haben“ (XXXIX.) „So verhält es sich auch mit den Iberern; sie sind mit den Slaven identisch“ (XLII). „Die vornehmste und eigentlichste Quelle des Baskischen ist die slovenische Vulgärsprache, wie sie heute in Krain, Untersteiermark — gesprochen wird.“ Wenn er wenigstens gesagt hätte: mit der chrowotischen! Das Buch ist um 150 Jahre zu spät erschienen. Topolovšek ist ein Johannes Daniel van Lennep neuer Art. Ob Topolovšek baskisch versteht, könnte uns unser Merkens bescheiden, ich als Slavist meine nur, dass er über die Lautlehre der slovenischen Sprache im besonderen und die der slavischen Sprachen im allgemeinen Anschauungen vorträgt, die im entschiedensten Gegensatze zu den Ergebnissen wissenschaftlicher slavischer Sprachforschung stehen. Vielleicht wird über den II. Bd. erfreulicher zu berichten sein. F. S. Krauss.

Arnold Schröer's Ausgabe der englischen Volkliedersammlung des Bischofs Th. Percy's. Die fleissigen einheimischen Herausgeber alter englischer Literaturprodukte ungedruckter und seltener Art haben uns im Laufe dieses Jahrhunderts mit einer langen Reihe wertvoller Neudrucke beschenkt, deren gebührende Bekanntwerdung und Ausnutzung freilich durch die berüchtigte Exklusivität der „Society“-Veröffentlichungen arg gehemmt wurden. Daher gelangten ja auch die meistens darin enthaltenen bibliographischen Korrekturen oft genug nicht vor die Augen des sehnenden Spezialisten. An eine Neuausgabe der hervorragendsten Wiedererweckung der reichen altbritischen Volkpoesie, „Percy's Reliques of ancient english poetry“, wagte sich erst ganz neuerding ein deutscher Philolog, der treffliche Freiburger Anglicist Professor Arnold Schröer. (Ausführlich angezeigt vom Unterzeichneten „Englische Studien“ XIX, 3. Heft.) Sein 1889 zu erscheinen beginnendes Werk, Karl Vollmöller's Sammlung „Englischer Sprach- und Literaturdenkmale des 16., 17. und 18. Jahrhunderts“ eingereiht (Nr. 6), ist 1893, mittlerweile in den für Literaturstudien warm tätigen Verlag von Emil Felber in Berlin übergegangen, als ein schönes Zeugnis deutscher Strebsamkeit trotz erheblicher Schwierigkeiten in wahrhaft mustergiltiger Weise vollendet worden, ein Band von 1134 Seiten (excl. XXVIII p.), die zur Geschichte des englischen Volkliedes Wichtiges beibringen. An diesem Orte möge nur der ausserordentlichen Bedeutung gedacht sein, die dieser prächtigen Leistung dafür zukommt, dass sie die überaus wichtigen Materialien des volkpoesiefreundlichen Bischofs bequem und mit der ganzen Fülle des Variantenapparats zugänglich macht und dabei nicht nur die Entwickelung dieses für englisches wie deutsches Dichten und Volktum epochemachenden Werkes bibliographisch vollständig veranschaulicht, sondern nicht minder sämmtliche bisherigen Abdrücke durch genaue Kollation entbehrlich werden lässt.

München. Ludwig Fränkel.

Herausgeber: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12.
Verwaltung in Lunden in Holstein.
Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben
von
Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen."

V. B. XI. H.	Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 5 Kronen.	1894.

1. Zwei politische Volklieder.

Mitgeteilt von Heinrich Merkens.

Als die siegreichen Heere der französischen Republik an den Rhein rückten und den deutschen Michel mit der französischen um die deutsche Freiheit — welche allerdings sklavisch genug war — betrogen, wurden sie anfangs in fast allen linksrheinischen Städten als die Beglücker Deutschlands begrüsst. Bald aber gingen doch den Völkern die Augen auf, als die Franken nicht mehr als Wohltäter und Freunde, wovon sie zuerst wenigstens den Schein angenommen, sondern als Räuber erschienen.

Aus jener Zeit sind uns vom Rhein, wie überhaupt nur wenige politische Volklieder erhalten geblieben. Oder liess vielleicht die damals noch nicht genügend überwundene patriotische Schläfrigkeit in der Volkseele den rechten Ton nicht aufkommen? — Wie dem auch sein mag, jedenfalls werden die hier mitgeteilten Blüten der damaligen politischen Volkpoesie Manchen interessieren. Beide, in plattkölnischer Mundart, sind auf dem klassischen Boden der alten freien Reichstadt entsprossen und können zugleich auch als Zeugnis dienen für den urwüchsigen Humor, wie er schon vor hundert Jahren in der „Heiligen" am Rhein geherrscht hat. Die erstere, die ich der freundlichen Mitteilung eines 85jährigen Kölners verdanke, ist bisher noch ungedruckt geblieben, die andere aber hat uns Ernst Weyden in seinem vor 50 Jahren geschriebenen Werkchen: „Kölns Legenden, Sagen, Geschichten etc." erhalten; trotzdem dürfte sie heute selbst in Köln nur noch Wenigen aus der guten alten Zeit bekannt sein. Die beiden Volklieder beziehen sich auf den Einzug der Franzosen in Köln am 6. Oktober 1794.

I.

Alärm, Allärm üvver Gassen un Strosse!
Der decke Pitter vum Wall, dä kresch[1]) üvver de Mosse.
Beginge[2]) un de Münche,
De Paafe un de Knünche,[3])
De Häre un de Bürger,
Sackdräger un Schürger,
De schlogen all de Häng[4]) bovven dem Häuf[5]) beieneín.

Dann glödige Kuggele un Bomben un Kartatsche,
De däten zo Köllen en de Dächer erenn flatsche.
Un we dä Kummandant dat soch,
Säht hä: „Jitz han ich es genog,"
Un kummanderte glich dorop:
„Oem Köllen alle Poozen[6]) op!"

II.

Veerunnüngzig wor et Johr, fidefidefid-fidefum.
Do nohmen se Köllen en förwohr; etc.
Kaum woren se drei Wochen he, etc.
Do hatten se Geld un meer Papeer. etc.

Do han mer och der Dag erläv, etc.
Dat mer dat Geld met Papp gekläv;[7]) etc.
De ganz' Armee, de log em Feld, etc.
Un hatte nix als papeere Geld. etc.

Wer hatt dat Geld dann usgedaach? etc.
'n Nazion vun Lumpe gemaach. etc.
Se ginge domet wahl üvver der Rhein, etc.
De schönste Klöpp,[8]) de brahten se heim. etc.

Scharschant, Major un Kapetein, etc.
De quomen en Köllen ohn' Schohn herein; etc.
Dä Offezeer und General etc.
Hatten kei Geld dazumal. etc.

Karmanjole[9]) stief vun Nester, etc.
Allerhand Westen vun Manchester, etc.
Fraulücksröck zo Bozen[10]) gemaht, etc.
Röck ohne Mauen[11]) wor ehr Draach. etc.

Komen och met Freiheitskappen, etc.
De woren gezeet met allerhand Lappen; etc.
Grosse Höt un kooz·dä Zopp, etc.
Drogen se op ehrem Kopp. etc.

Dä eine grön, dä andre gries, etc.
Dä drette gähl, dä veete wies, etc.
Dä fünfte bloh, dä sechste ruth. etc.
O Gott, helf uns us dieser Nuth! etc.

De Kääls,[12]) de hatten kein Manere, etc.
Sugar och nit em Exerzeere; etc.
Do wor dä Volksrepräsentant, etc
Dä log om Nühmaat[13]) op der Bank. etc.

Des Ovends om Paradeplatz etc.
Trof jeder Karmanjol si Schatz; etc.
De Mädcher hatte keinen Hang — etc.
Papeere Geld hät keine Klang. etc.[14])

---

[1]) weinte. [2]) Nonnen. [3]) Stiftsherren. [4]) Hände. [5]) Haupt. [6]) Thore. [7]) geklebt. [8]) Prügel. [9]) Carmagnole, ursprünglich der Name eines französischen Nationaltanzes, dann Bezeichnung einer Art Jacke und der Soldaten der Revolutionsarmeen. [10]) Hosen. [11]) Aermel. [12]) Kerle. [13]) Neumarkt. [14]) In dem mir vorliegenden Briefe eines Kölner Bürgers (Büttgenbachs) vom 12. Oktober 1815 heisst es: „Denn wenn ich noch dran denke, wie die ersten (Franzosen) in die Stadt eingezogen sind. Das war Euch ein Trubel und ein Lärm auf der Strasse. Und diese buntscheckige Lumpen-Sansculotten-Armee, die man für einen närrischen Fastnachtsaufzug hätte halten können, muss man selber mit angesehen haben, um dran zu glauben. Auf dem Eigelstein sahen wir einen Capitaine zu Pferde, der hatte einen rotgestreiften Weiberunterrock an, und chasseurs à cheval mit Frauenhüten und Kopftüchern. Es war accurat so, wie sie nachher überall gesungen haben hier in Köln: Karmanjole stief voll Nester und allerhand Westen vun Manchester u. s. w."

2. Wie sich Volkmärchen verbreiten.

Von H. F. Feilberg.

III. Kristensen bemerkt: Wären die armen Mütter nicht gewesen, würde ich doch nicht für meine Sammlungen so viel gewonnen haben. Den armen Müttern bin ich am meisten verpflichtet. Wie? fragst du. Ich will dir es sagen. Zu arm, um mit den Hofbesitzern gesellschaftliche Verbindungen zu erhalten und meistens Mütter einer grossen Kinderschar, die sie die langen Winterabende nicht verlassen konnten, sassen sie in der Dunkelheit zu Hause, oft ohne Licht, und strickten, so viele, die es vermochten. Damit aber die Kleinen nicht zu früh schläfrig würden, sang ihnen die Mutter das eine Lied nach dem andern, ja, trug ihnen auch die Lieder zum Auswendiglernen vor; die Kinder mussten sie der Mutter wiederum vorsingen, und auf die Weise wurden die alten Helden- und Liebelieder den Kindern so fest eingeprägt, dass sie nimmer vergessen wurden. Damals hatte man wenige Schulen, das war auch eine Art von Schulunterricht.“

Es gab noch andere gesellschaftliche Zusammenkünfte, „Kardenstuben“, die gemeinschaftliche Flachsarbeit und gewiss noch mehr der Art. Aus meiner eigenen Kindheit, in den dreissiger Jahren dieses Jahrhunderts, in einer entlegenen Gegend, ist es mir noch erinnerlich, wie in der Dämmerung, im Heuhaufen, wenn das Heu vom Wagen abgetragen war, auf regenvollen Tagen während der Erntezeit, wenn wir mit Bändermachen für die Garben beschäftigt waren, immer erzählt wurde. Aeltere haben mir gesagt, dass bei Hochzeiten, Kindtaufen, wenn die Bauernleute im traulichen Gespräch sassen, die Unterredung meistens mit dem Wetter anfing, wie noch immer, dann würden die Viehmarktpreise besprochen, allmählich geriet aber das Gespräch auf das dunkle Land der Spukgeister, der Riesen, „Trolle“ und Unterirdischen.

Auf die Weise ist es leicht begreiflich, dass das Interesse für die Traditionen rege erhalten wurde, der gute Erzähler war überall willkommen. Mit Holstein hat die jütländische Bevölkerung viele Jahrhunderte hindurch wegen des einträglichen grossen Ochsenhandels starken Verkehr gehabt; Jahr um Jahr zogen die Kaufleute und Treiber südwärts, lernten plattdeutsch, brachten allerlei Schnurren und Erzählungen mit zurück. Auch hat ein reger Verkehr mit dem jetzt altmodischen, selten anzutreffenden schwarzen Thonwaren nach Süden stattgefunden, die „Pottkrämer“ sollen gar die Mitte Deutschlands mit ihren Töpfen erreicht haben. Wenn der letzte Topf hin war, verkaufte der Mann Pferde und Wagen und kehrte in seinen schweren hölzernen Schuhen langsam wandernd zurück. Thonwaren führte er aus, Geld und Erzählungen heim.

Hiemit habe ich einige der Wege angedeutet, auf welchen erfahrungmässig Traditionen der Vorzeit erhalten und verbreitet worden sind. Auf ihre Verbreitung durch „Volkbücher“, die auf

Jahrmärkten feil gehalten oder von Hausierern verkauft wurden, weise ich nur hin. Ich habe eine Vermutung, dass allerlei kolorierte Bilder sowohl zu Verbreitung als zu Bildung neuer Sagen das ihre beigetragen; eigne Erfahrungen und Kenntnisse reichen nicht hin, ich habe nur Vermutungen.

Alles ist jetzt anders, die Gesellschaft ist in Umwandlung begriffen; Zeitungen, Politik, öffentliche Vorträge nehmen Interessen und Gedanken gefangen. Wenn jetzt von der Verbreitung von Volkmärchen zu reden sein wird, müssen die mannigfaltigen Märchensammlungen und Kinderbücher mit in Betracht gezogen werden. In einer Schule, wo ich damals in einer Stadt angestellt war, war es Sitte (1865) dass es den Kindern erlaubt war in den letzten Lesestunden vor Weihnachten allerlei zu erzählen. Ich lauschte den Kindern sehr aufmerksam zu, aber unter den vielen Märchen kein einziges, dass nicht irgend einer gedruckten Sammlung entstammte. Neulich habe ich in der englischen Zeitschrift „Folklore" gelesen, dass, wenn Douglas Hyde's, Irish Folktales nach Irland gedruckt zurückkehrten, würden sie unablässig in grösseren oder kleineren Kreisen der Pächter von einem lesekundigen Manne vorgetragen. So fängt manchmal die ursprünglich volktümliche Erzählung einen neuen Lauf, von einer literarischen Quelle anfangend, an. Ein ergötzliches Beispiel einer solchen Neubildung mit gehöriger Umgestaltung führt Dr. Jahn in der Vorrede (pag. XVI) zu seinen Volkmärchen aus Pommern an. Ein Dienstmädchen hatte das alte Märchen von Aladdin mit der Wunderlampe in ihrem Entzücken über die schöne Geschichte auswendig gelernt; sie erzählte sie in ihrem Heimatdorfe wieder, wo es gehört und in Erinnerung behalten von dem Hörer als das schönste Märchen, das er wusste, wiedererzählt ward. Zug an Zug stimmte es mit dem Originale, aber aus Aladdin war der rothaarige, ohne Gottesfurcht aufgewachsene Dummhans geworden, der weder Lesen noch Schreiben, nicht einmal das Vaterunser beten kann. Aus dem Rockei war ein König Reckei geworden, den er am Schwibbogen aufhängen lassen wollte. Aehnliches wird sich gewiss überall wiederholen. Wenn Erzählungen auf literarischem Wege oder aber durch mündliche Tradition nach einem fremden Volke überpflanzt werden, ziehen sie die Kleider und Gewohnheiten ihrer neuen Heimat an. Der Märchenkönig unter meinem Volke trägt natürlich immer die goldene Krone auf seinem Haupte, sonst ist er aber ein wohlhabender, nicht zu kluger Bauer, der ausgeht um ein Schwein zu kaufen, selber seine Dienstleute mietet u. s. w. Sind nun die Märchen, die in der Neuzeit wohl meistens literarisch verbreitet worden sind, in einer gewissen Bedeutung des Wortes nicht echt, wird es doch immer von Interesse sein zu studieren, wie solche Umbildungen gemacht werden. Ein gewissermassen ganz lehrreiches Beispiel ist mir in den letzten Tagen durch die Lesung von Rand's Legends of the Micmaes aufgefallen; da treffen wir auch hin und wieder alte Bekannte an, unter ihnen den Schneidersohn Aladdin

von 1001 Nacht. Er ist hier ein junger Indianerbursche geworden, hat einen unaussprechbaren Namen, Noojekesigunodasit, und die ganze Geschichte spielt sich meistens in Indianervorstellungen ab. Da wohl wenige von den Lesern des Ur-Quells die Erzählung zur Hand haben dürften, erlaube ich mir sie hier kurz wiederzugeben.

Einst lebte im Walde ein Indianerpaar, das sieben Söhne hatte, unter welchen der Aelteste dem Jüngsten nimmer gut war. Zuletzt konnte der Jüngste es nicht länger aushalten, er entschloss sich zum Weglaufen und weil seine tägliche Arbeit war die Lappen von den benutzten Mokkasinen auszunehmen und sie zu trocknen, wurde er Noojkesigunodasit, der Socken-Ringer und Trockner, genannt.

Er bat seine Mutter, ihm einen kleinen Bogen, einige Pfeile und dreissig Paare Mokkasine zu geben. Sie verschafft ihm dies alles und damit verlässt er seine Heimat. Er schiesst einen Pfeil aus und verfolgt ihn im Laufe. Es dauert nicht lange, ehe er im Stande ist dem fliegenden Pfeile vorbeizulaufen. Alsdann nimmt er den Pfeil auf, schiesst wiederum und läuft dem Pfeile auf's neue vorbei. Auf diese Weise reist er immer vorwärts und als die Nacht anbricht, ist er weit von der Heimat gekommen.

Während der Zeit war der Vater und die sechs Brüder auf der Jagd. Am Abende finden sie den jüngsten Bruder nicht, der älteste, dem seine Hülfe fehlt, hört dass er weggegangen. Augenblicklich entschliesst er sich, ihn zu verfolgen und zurückzubringen. Am nächsten Morgen begiebt er sich auf den Weg, den Spuren seines Bruders genau folgend, und so setzt er ganze hundert Tage nach einander seine Reise fort, an jedem Abende hält er still und übernachtet. Er kam jedoch trotz aller Mühe nicht weiter als an den Platz, wo sein Bruder die erste Nacht zugebracht und so giebt er die Verfolgung auf.

Mittlerweile hat der Knabe seinen Weg fortgesetzt, auf dem ihm zuletzt ein steinalter Mann entgegentritt. „Wo bist du her?" fragt der Greis. „Ich bin aus weiter Ferne gekommen; von wo bist du aber her?" — „Mag sein, dass du einen langen Weg zurückgelegt hast, im Vergleich mit dem meinigen wird er kurz sein. Da ich von Haus aus wegzog, war ich ein kleines Kind, ich habe nirgends Stille gestanden und du siehst wie alt ich jetzt bin." Der Knabe erwiderte: „Ich will den Platz zu erreichen versuchen, von woher du gekommen." „Du gelangst nimmer dahin!" sagte der Alte. „Ich will es doch versuchen" sprach der Knabe. Da er des alten Mannes Mokkasins gewahr wurde, sah er, dass sie ganz ausgenutzt waren. Gleich bot er ihm ein neues Paar an. Der Greis nahm sie freundlich an und sprach: „Ich will dir deine Freundlichkeit vergelten, nimm diese Schachtel hin, sie wird dir auf deinem Wege nützlich sein." Hiemit gab er dem Knaben eine kleine Schachtel mit festgemachtem Deckel. Er steckt sie in seine Tasche und setzt seine Reise fort.

(Schluss folgt.)

3. Teufel-Namen.

Von Dr. M. Höfler in Tölz.

II. Im Gegensatze nun zur nasskalten, finsteren germanisch-heidnischen Hölle, die das Christentum schon vorfand, war aber die christliche Hölle ein Feuerort, und ganz erklärlich ist es nun, wenn das Volk solches Höllenfeuer mit dem Feuer des heidnischen Kultus in Verbindung brachte.

Wie bekannt, zog der heidnische Bauer mit Kind und Kegel und Gesinde aus zum Kultorte im Walde und auf der Höhe, zum Sonnwendfeuer, das dort für den Opferbrand angezündet wurde, wo das Kultmahl stattfand, von dem die Knochen abfielen, wo der Kulttanz und allerlei Spiele aufgeführt, wo mit rohen, sinnlich lasciven Gelagen die Götter gefeiert wurden, und wo die grösste Freiheit des geschlechtlichen Verkehrs[1]) bestanden haben muss. Gerade diese, sicher noch lange Zeit heimlich fortgeübten Gebräuche mussten den Christen als höchst verwerflich erscheinen, und die Orte solcher lasterhafter Gelage wurden zu Teufel-Tanzplätzen, Hexentanzorten, wo der Teufel als „Speiteufel“ und „Feuerteufel“ (Schmell. II, 654) los war; Fank, Fanker und Fankerl (Gr. W. IV, 1, 601; III, 1318), die funkensprühenden Teufelgestalten, tanzten und sprangen, „dass es geteufelt hat“ (Schm. I, 590); der Sparifankerl, Sperifankerl, Spirifankerl umgauckelte das funkenwerfende Feuer, wo der „Teufelbraten“ vom „Teufelknack“ (Knochen) abgenagt wurde; der Teufel ist ja (nach Dr. Guarinoni 750) (1609) nirgends lieber als in Fleischfressern wohnhaft; dort führte der Höllerer auf dem Hexenringe als „Frohnteufel“ (Gr. W. IV, 1, 259, 238) den von ihm geleiteten „Schicketanz“ (Schmeller I, 612, II, 367) auf, wobei er als „Gamperle“ (auch Hampel, Schmeller I, 1113) (Gr. W. IV, 1, 1214, 1255) mit seinen tollen hexenhaften Sprüngen wie ein „Gauch“ und mit seinen Faxen (Pipifax) den Reigen eröffnete, in den er als „Truderer“ (Schwenk, Wörterbuch 154) alles,. was sich ihm näherte, in seinen Kreis mit hineinzog, um mit den Truden sich zu schicken (coire) und sie als „Bock“ oder „Zersteufel (Schmeller II, 1152) zu schänden (Gr. D. M. 947. Gr. W. II, 202), namentlich am Walpurgisabend vor dem 1. Mai, weshalb der Teufel geradezu der „Mai“ heisst (C. v. Schm., Wörterbuch 381); auch der Teufel hatte seine Maibuhle, und zwar eine Hexe als „Hexenbuhl“, mit der er den Wechselbalg oder das Bilwizkind (Delling I, 78) erzeugt. Die Erinnerung an die sinnliche Roheit dieser heidnischen Feste, bei denen das Weib mit dem Sonnwendgürtel u. a. gegürtet erschien (daher auch der Teufel mit den Namen solcher Festblumen belegt erscheint, z. B. Wohlgemut, Lindenzweig, Alraun, Blümchenblau), — diese Erinnerungen

[1]) In culturell sehr verfeinerter Form hat sich diese Freiheit des Geschlechtsverkehrs noch erhalten im sog. Polsterltanz, bei dem sich die Paare auf einem gemeinsamen Polster im Angesicht der im Reigen Mittanzenden küssen.

trugen auch dem Teufel die Namen „Zauch“ (= Zoch, Bengel, C. v. Schm., 544, Schmeller II, 1075, 76), „Benz“ (roher Mensch) (Schweiz) etc. ein; man verspottete noch lange durch Puppen, die bei gewissen Festlichkeiten im Umzuge mitgeschleppt wurden, die tanzenden Figuren, und der Hampelmann, Hampele, Haimpl wurden geradezu zu Teufel-Namen (Schmeller I, 1113). Der Abscheu vor solchen heidnischen Teufeleien wurde immer mehr genährt, gezüchtet und vergrössert, damit aber auch die Furcht vor dem „bösen Feind“, „leidigen Feind“ (Gr. W. III, 1458) gross gezogen, so dass man den Teufel-Namen überhaupt nicht gerne mehr aussprach; man umschrieb ihn aus Scheu nicht blos mit den schon erwähnten Blumennamen, sondern auch mit blos andeutenden, anlautenden Namen, z. B. Deigel, Deighel, Deigl, Deichsel, Deixel, Deutsch (Schmeller I, 557, 589. Gr. W. II, 1051), „der“ oder „jener“ (Wustmann 103), „Gott sei bei uns!“; besonders war alles Rohe und Gemeine bevorzugt, u. a. auch wurden die häufigeren Bauern-Namen, wie „Hanns“, „Heinz“, „Rüppel“ etc. zu Teufel-Namen; daher Hanns Satan (Wutcke 13) (Gr. W. IV, 2, 458) „Heinzlein“, „Kaspar“, „Peter“, „Peterle“, „Peterlein“ (Gr. D. M. 839, 956; Gr. W. VII, 1577) „grüner Peter“, „schwarzer Peter“, „Nickel“, „Kunz“ (Gr. D. M. 889; Gr. W. VII, 733); namentlich bedurfte das Volk des 16. Jahrhunderts der verhüllenden Teufel-Namen mehr als je; die Tiere mussten darum auch dazu beitragen, für den Teufel Namen abzugeben, namentlich in Flüchen, z. B. Fuchs, Geier, Kibitz, Kukuk, Gauch (Gr. W. IV, 1, 339, V, 2526). Die Spielwut war geradezu erfinderisch in der Schaffung solcher Namen, die einesteils den Verführer und Versucher zum Spiele, aber auch den Mithelfer zum Glücke andeuten sollten für den gläubigen oder abergläubischen Landsknecht: „Zabel“ (C. v. Schm. 156) „Schenzerlein“ (Schm. II, 435) (Schanz=Würfel) „Junker Schänzlein“. „Meister Würflein“ (F. Dahn, Bausteine I, 276) „Taus“ (C. v. Schm. 122) (= Zahl 2) (Wustmann 473) sind lauter Teufel-Namen.

Aber auch abgehauste mythologische Gestalten, Vorstellungen und Erinnerungen sammelten sich um des Teufels Gestalt, dessen Person die der altheidnischen Göttergestalten vertritt; man sehe darüber bei Grimm, D. M. II, 943 und Simrock, H. D. M. 170, 199, 270, 296, 302, 479 ff. nach, was über den Gott Phol daselbst vermutet wird; ferner über den Gott Donnar-Thor (Simrock, H. D. M. 241, 242, 238, 479) (Gr. W. IV, 2, 317; VI, 1961), über den Gott Wodan-Odin (Simrock, H. D. M. 241, 479, 196, 198, 199, 170, 207. Frl. Dahn, Bausteine I, 274) (Gr. W. VII, 1683, 194. Bavaria IV, 1, 198); der Ganker, Gankerl, Gangerle, Gangleri, Gangerling (Schmeller II, 55) (Delling) scheint noch am meisten Wahrscheinlichkeit zu haben, dass sein Name mit dem gangari=Wodan in Beziehung zu bringen ist, sowie die Gestalt des Jägers (oder Reiters), der auf sein bestes Wildpret wartet (Guarinoni 341), nämlich den pferdefleischverzehrenden „Schinder-Peter“. Wie weit der Ganhart, Fankel, Funke, hellefiwer zum Gott Lohi=Feuer, Funke, Lohe Bezug haben,

Gr. W. IV, 1, 1253, 2, 148) (Schmeller I, 916, 917, 1167) mag ganz dahin gestellt bleiben. Der Teufel übernahm ferner die Gestalten der Riesen: Fasolt (Sturmriese) (Gr. D. M. 494—97; Schmeller I, 765, 450), Troll, Droll (Gr. D. M. 956, 993, 493; Schmeller I, 661), Wütherich, Durst, Thurs, Drus (Simr., H. D. M. 199); er ist der „Nieder-Riese“ (Graff, ahd. S. II, 541) = das erniedrigte Höllen-Ungeheuer. Die Teufel-Namen: Wetterteufel, Donnerteufel, Hagelstein (1591) (Gr. W. IV, 2, 148) deuten auch an, dass der Teufel die Gestalten der Wetter-Dämonen übernahm, die (11.—12. Jahrh.) als mermeut, marma, mermel, memerold (Gr. D. M. 602, 494; Schmeller II, 450) auch Teufel-Namen sind; auch andere niedere dämonenhafte Wesen verbergen sich hinter dem Teufel, der damit verschiedene Bezeichnung erhielt: Butz (bei Fischart), Fützli-Butzli (bei Reimund), Oger (= orco) (Simrock, H. D. M. 265), Nicker, Nix, Wicht, Höllewicht, böser Wicht; Pinckebauch und Raffezahn (= Hauskobolde) (Simrock, H. D. M. 473), Doell (Bavaria III, 1, 297), Bruder Rausch (ursprünglich ein Kobold und Poltergeist), Pöppelmann, Pöppel (Gr. W. VII, 1999), Rüppel (Gr. D. M. I, 472, Anm.), Kobel (= Kobold) (Gr. W. V, 1539). Ferner wurde der Teufel direkt zum Berg-, Feld-, Wald-, Plag- und Wasser-Teufel (Gr. W. III, 578, 1482, 1490, 1318; id. VII, 1881) und zum Alp (Zeitschr. d. V. f. Volkk. 1891, S. 217). Der nächste Schritt zu den Gestalten der unheimlichen kriechenden Tiere, die die andere Hülle der koboldischen und älpischen Wesen im Aberglauben sind, schuf die Teufel-Namen: Rauppe, Rüplin, Kohlwurm, Krotenteufel (Gr. W. V, 241) (1578); „der greuliche Lindwurm“ (Gr. W. V. 1600) (Gr. W. VI, 1038) jedoch ist wohl der Pest- und Seuchen-Dämon, die furia infernalis (Linné) oder die Vogelgestalt, die als „Angriff“ (Greif?) die Pestseuchen (Anthrax) brachte; überhaupt übernahm der Teufel vielfach die Figur eines Krankheitdämons, der die Leute teufelwinnig machte (tiwolwinnantaz=arreptitium Graff ahd. S. I, 881), d. h. die vom Teufel ergriffenen „fallenden“ Epileptiker und Mondsüchtigen. Der „Valant“ besetzt solche teufelhaftige Leute (Gr. D. M. II, 968) (Conr. v. Megbg.), die wir heute vielleicht „akut delirirend“ bezeichnen würden; wurden doch selbst von Luther Pest und andere schwere Krankheiten als „Teufelwerk“ bezeichnet; der Teufel war auch (1482) = Alpdruck (Zeun. Voc.) und der „Ohrteufel“ eine Ohrenkrankheit (Gr. W. VII, 1260), der schwarze Tod geradezu der „schwarze Teufel“ und die Pestdrüsen-Beule (Gr. W. II, 1460; V, 2041) wurde mit Teufel umschrieben.

Der Deutsche der Reform-Zeit und Gegenreform schuf auch noch jüdische, christliche, protestantische, Mönchs- und Schul-Teufel, die nur zu sehr das Menschliche an sich trugen; der Teufel war eben wie der menschliche Schatten: er folgte dem Menschen auf seiner Wanderung durch die Jahrhunderte und war wandelbar, wie der Mensch selbst. Der für seine Zeit äusserst aufgeklärte, durch seine Erziehung in Ingolstadt aber manchmal auch blindgläubige Tiroler Arzt Dr. Guarinoni (1609, Stadtarzt in Hall) sagte damals

schon: „wie man den Teufel an alle Dinge anklagt und beineben — Niemand, dann der Mensch selbst daran Schuld!“ (C. c. S. 490.) ist

Literatur: Graff, althochdeutscher Sprachschatz. Grimm, Wörterbuch. Grimm, Deutsche Mythologie. Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie. Haupt, Zeitschrift. Schmeller, Wörterbuch. Delling, Wörterbuch. Chr. von Schmid, Wörterbuch. Vocabular. teut. lat. v. Zeuninger. Bavaria; Frl. Dahn, Bausteine; Wuttke, Volk-Aberglaube. Guarinoni, Greuel menschlicher Verwüstung. Kluge, Etymol. Wörterbuch. Wustmann, Sprichwörter.

---

4. Mitteilungen aus dem Bremischen Volkleben.

Von Dr. Albert Hermann Post.

VIII. Auch das Tierleben findet in der Volkpoesie seinen Ausdruck. Manches ist schon gelegentlich des Wiegenliedes erwähnt, in dem die Haustiere eine grosse Rolle spielen. Es kommen aber auch sonst die Haustiere vor. Ganz unverständlich ist mir folgendes Gedicht auf das Lamm:

Damm, damm, damm,
Dat litje bunte Lamm,
Dat gistern Avend in usen Kaven kam,
Dat har so bunte Strumpe an,
Dat har so bunte Beene,
Damm, damm, damm,
Dat litje bunte Lamm.

Folgendes Lied auf die Katze scheint lediglich das Miauen derselben nachahmen zu sollen:

Puskatte, wo bist du hen wesen?
Na'r Lankena—u. [1])
Hest du dar ok Soldaten seen?
Ja—u.

Wat haren se denn an?
Gra—u.
Denn weren't wol Franzosen?
Ja—u.

Das Pferd spielt natürlich in der Volkdichtung eine hervorragende Rolle. Schon in den Kinderstubenliedern ist dasselbe vielfach bearbeitet, z. B. in folgenden Versen:

Hopp, hopp, ho Mann,
Tü den Peerd den Toom an,
Tü en nig to lang an,
Litje Junge riden kann,
Hopp, hopp, hopp.

Hopp, hopp, hopp ho,
Gif min Peerd Stro,
Gif min Peerd Haverkaf,
Dat it regt draven mag,
Hopp, hopp, hopp, ho.

Hott, hott, ho,
Na'n Vegesak [2]) to,
Will't Peerdjen nig lopen,
So will wi't verkopen,
Hott, hott, ho,
Na'n Vegesak to.

---

[1]) Lankenau ist ein Bremisches Dorf.
[2]) Vegesack ist eine Bremische Stadt.

Es gehören ferner hierher folgende Verse:

Wo ri't de jungen Heren?
So sachte, so sachte.
Wo ri't de Stadjunkeren?
So moje, so moje.
Wo ri't de olen Buren?
In enen Draf, in enen Draf,
Hottjü, hottjü, hottjü.

Dr. Fölsing I, S. 131. Frischbier S. 36—37.

Zuk, zuk, zuk, Reiterchen,
Reit't ein Bärnhäuterchen
Auf einem kleinen Pferdechen,
Wohin? Auf'n Markt.
So reiten nun die Frauen,
Mit ihren weiten Mauen,
So reiten denn di Jüfferkes
Mit ihren schönen Tüffelkes,
So reitet wohl der Edelmann
Mit seinem stolzen Pferd voran,
Der Bauer hinternach,
Trab, trab, trab.

Hopp, hopp, hopp, Reiterlein,
Wenn die Kinder kleine sein,
Reiten sie auf Stöckerlein,
Wenn sie grösser werden,
Reiten sie auf Pferden,
Wenn sie grösser wachsen,
Reiten sie nach Sachsen,[1])
Holen Mandeln und Rosinen,
Zucker und Kleinzwieback,
Jungfer, komm sie mal herein,
Schenk sie uns zu trinken ein,
Zukhü, zukhü, zukhü!

Wegener I, S. 38, Nr. 125.

Auch die durchgehenden Pferde haben ihren Reim:

Huller de Buller de Wagen de brikt,
De Peere sunt alle verdrunken.
Wanne, o wanne, wo weernde de Knecht,
Wo flökde, wo flökde de Junker.

Wegener I, Seite 15, Nr. 52. Frischbier 14, Nr. 64. Korrespondenzblatt XIV. 27, 37.

Manche wilde Tiere haben ebenfalls ihre besonderen Reime. Allen voran steht der Storch, der im niedersächsischen Gebiete unzählige Reime hat. Vor allem ist er der Kinderbringer. In Bremen ist der gewöhnlichste Vers:

Äbär, Langebär,
Bring mi 'n litjen Broder her.
Äbär Ester,
Bring mi 'n litje Swester.

Wegener I, S. 87, Nr. 304. Wegener, Frühlingslied und Frühlingsbrauch, S. 28. Treichel, Sprache zu und von Tieren, S. 165, (Nachtrag) Seite 316.

Oder auch:

Äbär, Oder,
Bring mi 'n litjen Broder,
Äbär, Ester
Bring mi 'n litje Swester.

Urdsbrunnen I, Heft 1, S. 13. Frischbier S. 50, Nr. 191. Müllenhoff, S. 477. Wegener I, S. 38, Nr. 305. Tuxen Seite 66. Wegener, Frühlingslied, S. 28.

---

[1]) Hier wird auch wohl hinzugesetzt: „Wo die Mädchen auf den Bäumen wachsen.“

Ein älterer Vers:

Äbär, Langebär,
Bring mi 'n litjen Broder (Swester) her,
Ik will 'n ok flidig weegen,
Schast mi ok nig bedreegen,

scheint ziemlich in Vergessenheit geraten zu sein.

Urdsbrunnen I, Heft 1, Seite 13. Frischbier S. 51, Nr. 194. Müllenhoff S. 477, Wegener I, S. 88 ff., Nr. 306, 308.

Der Storch hat aber auch noch einen andern Volkreim, welcher mit geringen Variationen im niedersächsischen Gebiete weit verbreitet ist. Die Bremische Version lautet folgendermassen:

Äbär, lange Been,
Wanneer wult du to Felde teen?
Wenn de Rogge ripet,
Wenn de Pogge pipet,
Wenn de Kreie loiet,
Wenn de blauen Plummen
In der Kisten brummen,
Wenn de gelen Beeren
In der Kisten gären,
Wenn de roden Appeln
In der Kisten rappeln.

Urdsbrunnen I, Heft 1, S. 13. Frischbier S. 51, Nr. 194. Müllenhoff S. 477. Raabe S. 169. Korrespondenzblatt X, S. 5.

Bis 1848 bestand in Bremen die Thorsperre. Man rief daher den Krähen, welche abends zur Stadt zogen, zu:

Kreiölken, Kreiölken, dat Door kumt to!

Die Libelle hat folgenden Vers:

Reereert ga sitten,
Ik will di nig antikken.
Reereert ga sitten,
De Kukuk de kumt,

Die Phalangie hat folgenden:

Schoster, Schoster, een Been,
Dat annere hangt in 'n Schosteen.

Frischbier S. 60, Nr. 230.

Folgendes sonderbare mir nur durch mündliche Tradition bekannt gewordene Volkgedicht scheint sich auf die sogenannte Kellerschnecke zu beziehen:

Sabbelbaart, Sabbelbaart, laat mi leven,
Sabbelbaart, Sabbelbaart deit mi niks.
Sabbelbaart, Sabbelbaart, du most weten,
Wer di het den Kopp afreten
Un mit 'n Foot dat Oog' utpett't
Un mit der Nes' up' en Füürheerd sett't.

Das Schneckenhaus wird in die Hand genommen und die Schnecke alsdann folgendermassen angeredet:

Snigge digge dik, Snigge digge dik,
Stik din veer Hören ut.
Wenn du't nig deist,
Brek' ik di twei.

In der Smidt'schen Sammlung findet sich noch eine vollständigere Fassung:

Snigge digge dik,
oder: Gederut, Gederut,
Stik din veer Hören ut,

Ik will di tobreken,
Ik will di tosteken,
Ik will di 'n Ammer vull Water avern Kopp geten,
Schast din Levedag nig wedder utkiken.

Müllenhoff S. 509. Frischbier S. 60, Nr. 235—236. Ur-Quell I, 18, 92. Wegener I, S. 75, Nr. 253—270. Volkskunde I, 239. Ostfriesisches Wörterb. III, 139. Ethnol. Mitteilungen aus Ungarn III, 358. Diermissen S. 40. Wegener, Frühlingslied S. 33.

---

5. Zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm.

1. Zu Nr. 39 (Grosse Ausg. S. 117) Die Wichtelmänner, Drittes Märchen. In den Anmerkungen zu den Märchen (3. Bd., 3 Aufl.) S. 67 f. ist nicht bemerkt eine Fassung dieser Zwergsage von der Nordseite des Harzes, die in Grässe im Sagenbuch des Preussischen Staates I, 527 und Pröhle, Harzsagen S. 50, aufgezeichnet ist: Die Zwerge vom Kreuzberge schoben einst den Menschen eins ihrer Kinder unter. Da nahmen die Menschen eine halbe Eierschale, Wasser darin zu kochen, und das Zwergkind sagte: „Mutter, wat wulte da maken?“ Die Mutter sagte: „Dik Thee inne kooken.“ Da sagte das Kind:

Sau bin ick doch sau oolt,
Wie de Schimmelwoolt,
Dreimal ehacket un dreimal ekoolt,
Un hewwe noch nich esein in der Eierschaale Water koken.

Damit war das falsche Kind fort und das rechte wieder da.

2. Zu Nr. 55 „Rumpelstilzchen“. Ebenfalls vermisse ich in den Anmerkungen S. 94 ff. eine Fassung dieses Märchens aus dem Südharz bei Grässe, Preuss. Sagenb. I, 573 und Pröhle, Harzsagen S. 193: Einmal kam ein alter Zwerg zu der Edelfrau auf dem Gute Scharzfeld und sagte, wenn sie das Rätsel nicht erraten könnte, das er ihr aufgeben wolle, so nähme er ihr Kind weg. Das Rätsel aber lautete so:

Heute brau ich, morgen back ich, übermorgen bin ich Edelkind;
Edelfrauen, ich weiss, dass ich Fidlefitchen heiss.

Das hat die Edelfrau nicht raten können, da hat ihr der alte Zwerg ihr Kind weggenommen und einen kleinen Zwerg dafür untergeschoben.

Wenn wir die zahlreichen von W. Grimm a. a. O. verzeichneten Fassungen des Märchens vergleichen, so ergibt sich, dass diese vom Harze höchstwahrscheinlich entstellt ist, und dass hier ursprünglich das Erraten des eigenen Namens als Bedingung für die Wiedererlangung des eigenen Kindes gestellt war. In einer von W. Grimm

in den Anmerkungen zu dem Märchen S. 95 im Auszuge wiedergegebenen Fassung aus Hessen heisst der das Kind raubende „schwarze Mann“ Flederflitz, ein Name, der an das Fidlefitchen unserer Fassung anklingt. Die Erzählung scheint mit der häufig begegnenden Vorstellung von Kinder raubenden Zwergen verquickt zu sein.

Nahe verwandt mit dem Märchen vom Rumpelstilzchen sind die Sagen vom Sylter Meermann Ekke Nekkepenn, die von J. P. Hansen, Friesische Sagen und Erzählungen, Altona 1858, zuerst veröffentlicht sind, also W. Grimm bei der Herausgabe der 3. Auflage des 3. Bandes der Märchen (1856) noch nicht bekannt sein konnten. Hansen S. 58 (vergl. Grässe, Preuss. Sagenbuch II., S. 104) erzählt, dass Nekke eines Morgens Dorret Bundis von Braderup überrascht, die in Knabenkleidung zum Bade am Strande kömmt. Er versprach ihr, sie gehen zu lassen und niemand zu sagen, dass sie ein Mädchen sei, unter der Bedingung, dass sie ihn um Jahr und Tag heiraten wolle. Sie musste ihm das geloben, sonst hätte er sie gleich mitgenommen nach seiner Höhle. Nun war Ekke froh, aber der arme Teufel — er konnte nicht verschweigen, was er wusste. Er sass oft in seinem Loche oder auf den Hügeln beim Mondschein und sang:

„Ekke skel brun,	d. h.:	„Ekke soll brauen
En Ekke skel baak,		Und Ekke soll backen,
Ekke hi wel Bröllep maak.		Ekke er will Hochzeit machen.
Dörte Bunjis es min Brid;		Dorte Bundis is meine Braut.
J sen Ekke Nekkepen,		Ich bin Ekke Nekkepenn,
En dit weet nemmen iis ik alliining.“		Und das weiss niemand als ich allein.“

Das hörten die Braderuper und auch andere Leute, und so kam es aus, dass Dorret ein Mädchen und Ekke's Braut war. U. s. w.

Auch diese Fassung der Sage scheint entstellt. Denn wahrscheinlich stellte auch hier wie einer anderen aus Rantum (Hansen a. a. O. S. 148 ff.; Grässe II, 1010 ff.) der Meermann das Erraten seines Namens als Bedingung der Befreiung von dem eingegangenen Gelöbnis. Die Rantumer erzählen, dass die Frau eines Kapitäns, der auf einer Fahrt nach England begriffen war, von einem Meermanne gezwungen wurde, seiner Frau im Kindbette Beistand zu leisten. Nach vielen Jahren, als das Weib des Meermannes alt und hässlich geworden, beschliesst dieser, seine Frau zu verlassen, einen Sturm zu erregen, in welchem der Schiffer umkommen sollte, und dann dessen Frau zu heiraten. Er dachte gar nicht daran, dass diese während der Zeit auch älter geworden war. Er veranlasste nun, dass des Rantumers Schiff mit Mann und Maus zu Grunde ging. Dann begab er sich in der Kleidung eines Sylter Schiffers an den Strand von Hörnum und begegnete gegen Abend im „Kussethale“ einem Mädchen, das er für die Frau des Schiffers hielt, während es doch nur dessen Tochter war. Er machte sich an das Mädchen und that schön mit ihr. Schliesslich steckte er ihr einen goldenen Ring an den Finger, band ihr eine goldene Kette um den Hals und sprach: „Nun habe ich Dich gebunden, jetzt bist Du meine Braut!“ Sie weinte und bat

ihn, er solle sie gehen lassen, aber sie gab ihm doch nicht seinen goldenen Ring und seine Kette zurück. Er sprach nun zu ihr:

Ich mag Dich, muss Dich haben!
Magst Du mich? Sollst mich kriegen,
Willst Du nicht, kriegst mich doch.
Mittewoch haben wir Gelag.
Doch kannst sagen, wie ich heiss,
Dann bist frei, meiner los.

Darauf liess er die Jungfrau gehen. Sie gelobte ihm, sie wolle ihm den folgenden Abend Bescheid thun, aber sie dachte, sie werde schon zu wissen bekommen, wie ihr Freier heisse. Doch überall, wo sie fragte, kannte man ihn nicht. Sie ging den folgenden Abend wieder an den Strand und weinte: dabei ging sie immer weiter bis sie zur Thorsecke (auf Hörnum) kam. Da kam es ihr vor, als ob sie in dem Berge jemand singen höre. Sie blieb stehen und horchte. Da hörte sie deutlich ihres Freiers Stimme. Er sang:

Heute soll ich brauen;
Morgen soll ich backen;
Uebermorgen will ich Hochzeit machen.
Ich heisse Ekke Nekkepenn,
Meine Braut ist Inge von Bantum,
Und das weiss niemand als ich allein.

Als sie das hörte, da wurde sie froh. Sie kehrte sogleich zurück zum Küssethal und erwartete ihren Freier dort. Es währte nicht lange, da kam er auch. Sie rief ihm zu: „Du heisst Ekke Nekkepenn und ich bleibe Inge zu Rantum!“ Dann lief sie schnell nach Hause mit ihrer goldenen Kette und ihrem Ringe, und der Meermann war genarrt.

Northeim. R. Sprenger.

---

6. Songs of the Indian Ghost Dance.

(Geister-Tanz.)

By James Mooney.

I. These songs, both in the Arapaho language, are specimens of those sung in the Ghost Dance, which is now the great religions ceremonial of nearly all the wild Indian tribes west of the Nissomi river (in the United States of America). The full mythologic explanation is also given. From my forthcoming paper on „The Indian Messiah and the Ghost Dance“ in the Fourteenth Annual-Report of the Bureau of Ethnology.

SEICHA HEITAWUNINA.

Sëichá heítáwuniña--Éyahéeye,	The sacred pipe tells me-Eyaheeye!
Sëichá heítáwuniña--Éyahéeye.	The sacred pipe tells me-Eyaheeye!
Hésûnänini--Yahéeyé,	Our father-Yaheeye!
Hésûnänini--Yahéeyé.	Our father-Yaheeye!
Ûtnitháwuchäwahänänina--Éyahéeye,	We shall surely be put again (with our friends)-Eyaheeye!
Ûtnitháwuchäwahänänina--Éyahéeyé.	We shall surely be put again (with our friends)-Eyaheeye!
Hésanänini--Eyahěeye,	Our father-Yaheeye!
Hésanänini--Eyahěeye.	Our father-Yaheeye!

The Sĕicha or Flat Pipe is the sacred tribal medicine of the Arapahos. According to the myth it was given to their ancestors at the beginning of the world after the Turtle had brought the earth up from under the water. It was delivered to them by a Duck which was discovered swimming about on te top of the water after the emergence of the land. At the same time they were given an ear of corn, from which comes all the corn of the world. The Arapahos lost the art of agriculture when they came out upon the buffalo plains, but the sacred pipe, the turtle long since changed to stone, and the first ear of corn, also transformed to stone, they have cherished to this day as their great medicine. The pipe, turtle and ear of corn are preserved among the Northern Arapahos in Wyoming, who, as has been as already stated, claim to be the "mother people" of the tribe. It is handed down in the keeping of a particular family from generation to generation, the present priestly guardian being Sĕhiwûq "Weasel Bear" (from sea, weasel, and wûq, bear, the name has also been rendered Gray Bear, from se, gray, and wûq, bear), of the Bäsawunĕna division.

The three sacred things are preserved carefully wrapped in deerskin and are exposed only on rare occasions, always within the sacred tipi and in the presence of but a small number of witnesses, who take this opportunity to smoke the sacred pipe and pray for the things which they most desire. The pipe itself is of stone, and is described as apparently made in double, one part being laid over the other like the bark of a tree, the outer part of both bowl and stem being of the regular red pipestone, while the inner part of both is of white stone. The stem is about ten inches long, while the bowl is large and heavy, with the characteristic projection for resting the end upon the ground. Both bowl and stem are rounded, but with a flange of perhaps an inch in width running along each side of the stem and up along the bowl. From this comes its name of sĕicha or "flat pipe". When exposed on such occasions the devotees sit around, the fire in the circle, when the bundle is opened upon the ground so that all may see the sacred objects. The medicine keeper then lights the pipe and after taking one or two whiffs passes it to the one next him, who takes a single whiff and passes it on to the next. It thus goes sunwise (?) around the circle. In taking the sĕicha the devotees do not grasp the stem, as when smoking on other occasions, but receive it upon the outstretched palm of the right hand, smoke, and pass it on around the circle. The flanges along the side of the pipe allow it to rest flat upon the hand. After all have smoked the priest then recites the genesis myth of the origin oft the land, and the manner in which the pipe and the corn were given to their ancestors. The corresponding myth of the Cheyennes occupies "four smokes" (i. e., four consecutive nights) in the delivery, but I am unable to state whether or not this is the case with the Arapahos. So sacred is this tradition held

that no one but the priest of the pipe dares to recite it, for fear of supernatural punishment should the slightest error be made in the narration. After the recital the devotees send up their prayers for the blessings of which they stand most in need, after which the priest again carefully wraps up the sacred objects in the skins. Before leaving the lodge the devotees cover the bundle with their offerings of blankets or other valuables, which are taken by the medicine keeper as his fee.

When encamped in the tribal circle the sacred pipe and its keeper was set up within the circle and near its western line, directly opposite the doorway of the circle on de east. In the center of the circle, between the doorway and the sacred tipi, was erected the sweat-house of the Chinachichinĕna or old men of the highest degree of the warrior order. The taking down of the sacred tipi by the attendants of the pipe keeper was the signal for moving camp, and no other tipi was allowed to be taken down before it. When on the march the pipe keeper proceeded on foot-never on horse-carrying the sacred bundle upon his back and attended by a retinue of guards. As a matter of course the sacred pipe was not carried by war parties or upon other expeditions requiring celerity of movement. Of late years the rules have so far relaxed that its present guardian sometimes rides on horseback while carrying the pipe, but even then he carries the bundle upon his own back instead of upon the saddle. He never rides in a wagon with it. Since the tribe is permanently divided under the modern reservation system individuals or small parties of the southern Arapahos frequently make the long journey by railroad and stage to the reservation in Wyoming in orser to see and pray over the Sĕicha, as it is impossible on account of the ceremonial regulations for the keeper to bring it down to them in the south.

---

7. Das Kind in Glaube und Brauch der Pommern.

Von Dr. A. Haas in Stettin.

II. Die Geburt. Der weisse Augenstein (d. i. Bernstein) macht die schwangeren Weiber bald gebärend, so man ihn ein wenig auf das Feuer legt und vor die Nase hält, dass sie den Geruch davon schmecken. Aus dem Jahre 1590. (Balt. Stud. 30, S. 70.) — Wenn ein Weib nicht gebären kann, so gieb ihr von einer andern Frau Milch zu trinken. (Jahn, Nr. 551.) — Bei schwerer Geburt lege man der Wöchnerin einen Himmelsbrief aufs Bett; dann wird die Geburt leichter von statten gehen. (Rügen. Stettin.) — Wenn ein Mannsbeinkleid auf das Bett der Wöchnerin gelegt wird, so ist sie vor den Nachwehen und sonstigen schlimmen Folgen geschützt. (Rügen. Vgl. Knorrn Nr. 7.) — Wenn die Nachgeburt nicht kommen will,

muss der Mann sich den Bart abscheren und diesen nebst der Seife der Wöchnerin eingeben. (Vorpommern. Vgl. Knorrn Nr. 6.) — Zwei Formeln für schwere Geburt befinden sich bei Jahn Nr. 186 und 187. — Wenn eine Frau das erste Kind gebiert, kann die Hebamme an der Nachgeburt erkennen, wie viel Kinder die betreffende Frau noch bekommen wird. (Stettin). — Die Hebamme bestreicht die Brust der Wöchnerin mit der Nachgeburt, damit die Brust gesund bleibt. (Vorpommern). — Die Nachgeburt wird an einer möglichst abgelegenen Stelle vergraben, damit nicht Hunde und Katzen damit herumziehen. (Vorpommern.) — An manchen Orten wird die Nachgeburt an der Wurzel eines jungen Baumes (eines Obstbaumes) vergraben; man glaubt, dass dann das Kind ebenso gut gedeihe, wie der Baum. (Vorpommern. Vgl. Knorrn Nr. 13.) — Das Zuckerwerk, welches den bei Entbindungen eingeladenen Frauen vorgesetzt wird, heisst Kindsfoot. Die Frauen pflegen ihren Kindern davon mitzunehmen und diesen vorzureden, das habe das neugeborne Kind an den Zehen mitgebracht. (Dähnert W. B. s. v. Kindsfoot.) — Wenn eine Frau an einem Kalendertage gebiert, auf welchen noch mehrere Tage mit gleichem Himmelszeichen folgen, so wird sie noch so viel Kinder gebären, als die Zahl dieser Tage beträgt. (Rügen. Mittelpommern. Vgl. Knorrn Nr. 5.) — Wird ein Kind in der Neujahrsnacht zwischen 12 und 1 Uhr geboren, so kann es späterhin Geister sehen. Wenn der Betreffende in der Neujahrsnacht zwischen 12 und 1 Uhr auf die Strasse geht, so kann er sehen, wer im folgenden Jahre stirbt und geboren wird: sieht er über einem Hause einen Sarg, so stirbt jemand darin; sieht er eine Wiege, so wird jemand darin geboren. (Schivelbein. Seebuckow.) — Wenn jemand am Sonntage zwischen 12 und 1 Uhr geboren ist, so muss er ein Jahr hindurch jeden Sonntag zwischen 12 und 1 Uhr dreimal um die Kirche laufen; dann kann er wahrsagen und Geister sehen. (Malchow. O. Knoop.) — Diejenigen, welche am Sonntag zwischen der Predigt und Mittag geboren sind, sind hellsehend. (Sundine 1838, S. 253.) — Sonntagskinder, d. i. Menschen, welche an einem Sonntage geboren sind, haben besonderes Glück in ihrem Leben und pflegen mehr zu können als andere Menschen; andere glauben, sie könnten auch „mehr sehen“ als andere Menschen. (Rügen u. a.) — Leute, welche in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag zwischen 12 und 1 Uhr, oder nach anderen in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag zwischen 12 und 1 Uhr geboren sind, haben die Fähigkeit, Geister zu sehen. Da ihnen das oft unbequem ist, ziehen sie irgend ein Kleidungstück, wie Hemde, Strumpf oder dergl., umgekehrt an; dadurch verlieren sie diese Fähigkeit. (Dramburg. Dr. A. Brunk.) — Leute, welche des Nachts zwischen 11 und 12 Uhr oder auch an einem Sonntag Vormittag zu derselben Stunde geboren sind, können Geister sehen. Bei einem Leichenzuge können sie sehen, wer der nächste Tote sein wird; denn der Geist folgt schon dem Sarge. (Puddenzig. R. Gehm.) — Ein Kind, welches an einem Sonntag geboren ist, darf

nicht an einem Donnerstag getauft werden, und umgekehrt darf ein Kind, welches an einem Donnerstag geboren ist, nicht an einem Sonntage getauft werden; sonst wird das Kind ein Geisterseher. (Vorpommern.) — Kinder, welche huckend d. i. nicht in der gewöhnlichen Lage zur Welt kommen, sind einerseits befähigt, Gespenster und Geister zu sehen, andererseits aber haben sie den bösen Blick an sich; wenn sie Kälber, junge Hühner, Gänse, Enten oder anderes Jungvieh ansehen, so verrecken die Tiere oder werden wenigstens „versehen". (Neuvorpommern.) — Den Kindern sagt man vor, dass der Storch ihnen ein Brüderchen oder Schwesterchen durch den Schornstein geworfen habe oder auch, dass die Kuh es unter dem Kumm herausgekratzt habe. (Puddenzig. R. Gehm. Knoop Nr. 8.) — Die Anschauung, dass der Storch die kleinen Kinder bringe, ist auch sonst ziemlich allgemein verbreitet, aber vielleicht nicht die ursprüngliche gewesen; älter scheint vielmehr die Vorstellung zu sein, dass die kleinen Kinder vom Schwan gebracht werden, wie denn noch jetzt die Neugeborenen auf Rügen allgemein „Schwanskinder" genannt werden. Man macht auch wohl einen Unterschied, indem man sagt: im Winter werden die kleinen Kinder vom Schwan und im Sommer vom Storch gebracht. Ferner werden die grossen Granitblöcke, welche an der Küste von Jasmund verstreut liegen, von den Bewohnern des Dorfes Sassnitz „Schwansteine" genannt. In ihnen verschlossen liegen die kleinen Kinder. Fragt ein Kind: „Mudder, wue kümmt dat lütte Schwånskind her?" so heisst es: „Aus dem Schwanstein: der wird mit einem Schlüssel aufgeschlossen und ein Schwanskind herausgeholt." Andere erzählen, dass sich die Schwäne hinter den Schwansteinen verborgen halten und von dort die kleinen Kinden bringen. Noch andere wieder sagen, die kleinen Kinder lägen unter dem Uskahn (bei Sassnitz) versteckt, und von dort holten die Schwäne sie ab. Übrigens ist eine Anzahl dieser Steine in neuerer Zeit gesprengt worden, unter ihnen auch ein grosser Felsblock, der eine glatte Oberfläche von etwa zwei Quadratmetern Umfang hatte. Wohlerhalten ist dagegen ein anderer Schwanstein, welcher an der Stelle liegt, wo die Mole des neuerbauten Hafens von Sassnitz das Land berührt. Dieser Felsblock wird für den eigentlichen Schwanstein ausgegeben. Auch der beim Herrenbade gelegene und unter dem Namen Klein-Helgoland bekannte Block gehört zu den Schwansteinen. Daneben werden andere Steinblöcke auf Rügen auch als Adeborsteine bezeichnet. Ein solcher Adeborstein liegt bei Wieck auf Wittow in der Ostsee hart am Strande. Auf diesem Felsblock trocknet der Adebor die kleinen Kinder, wenn er sie aus der Ostsee geholt hat, bevor er sie den Müttern ins Haus bringt. Letztere weisen den Felsblock gerne den Kleinen und erzählen ihnen dabei, wie auch sie einst darauf von dem Storch zum Trocknen niedergelegt seien. Auch der gewaltige, vor Göhren auf Mönchgut liegende „Buskamen" (d. i. Gottesstein) [1])

[1]) Er entspricht dem an der gegenüberliegenden Küste Jasmunds befindlichen Uskahn nicht nur der Lage, sondern auch dem Namen nach.

ist ein solcher Adeborstein. Ausserdem aber bezeichnet man kleine, rundliche, glatte Steine von schwarzer oder milchweisser Farbe als Adeborsteine. Diese werfen die Kinder sich rückwärts über den Kopf und bitten dabei den Adebor um ein Brüderchen oder ein Schwesterchen. (A. Haas: Rügensche Sagen Nr. 139.) — In Cammin und Umgegend erzählt man, dass der Storch die kleinen Kinder aus dem „Grossstein“ auf der Insel Gristow und aus dem Wasser um ihn hole. (Blätter f. Pom. Vkde. II S. 53.) — Auch sonst glaubt man, dass der Storch die kleinen Kinder aus dem Wasser hervorziehe. Zwischen Klötzin und Balsdrey (Kr. Schivelbein) befinden sich zwei Teiche, die der grosse und kleine Kindersoll genannt werden. Aus ihnen holt der Storch die neugeborenen Kinder, und zwar aus dem grossen die Knaben, aus dem kleinen die Mädchen. Oft hat man auch in den Teichen ein grosses Kindergeschrei gehört; es verstummt jedoch, sobald man einen Stein in das Wasser wirft. (Ebenda II S. 68.)

Anmerkung: In Betreff der Glückshaube und Muttermale vgl. späterhin im VIII. Abschnitte.

Berichtigung: Seite 180 lies Knorrn statt Knorre und Gehm statt Gehen.

8. Sprichwörter aus der Grafschaft Hohnstein.

Von K. Ed. Haase.

(Fortsetzung. S. Bd. III., S. 165—66.)

34. Ein Kind wie 'ne Maus Stört das ganze Haus. — 35. Junges Blut, spar dein Gut, Im Alter schmeckt's noch mal so gut. — 36. Wo ein Brauhaus steht, steht kein Backhaus. — 37. Da haben wir wieder einmal gegessen und keine Schläge gekriegt. — 38. Er läuft wie ein Ackermännchen (d. h. so munter wie eine Bachstelze). — 39. Er ist gesund wie ein Ackermännchen — 40. — Es geht nirgends bunter zu als im Kriege. — 41. Es ist alles vergänglich, der Schuster samt seinem Leisten. — 42. Wer lang hat, lässt lang hängen. — 43. Er geht Salz borgen = er geht gekrümmt. — 44. Er ist der reine Rabattentreter = er hat sehr grosse Füsse. — 45. Es hat Schmitzen gekostet = es ist uns sauer geworden. (Fuhrmanns-Ausdruck. Die Schmitze ist der vorderste Teil der Peitsche.) — 46. Je bettliger der Hund, je grösser die Flöhe. — 47. Je später der Abend, je schöner die Lent'. — 48. Er schüttelt es sich ab, wie der Hund (der Pudel) die Flöhe. — 49. Der Storch hat sie (die Wöchnerin) ins Bein gebissen. — 50. Er hat einen Affen daran gefressen. — 51. Wenn der Bettelmann nichts haben soll, so verliert ers Brot aus dem Sacke. — 52. Das Wasser hat keine Balken. — 53. Wenn die Mäuse satt sind, schmeckt das Mehl bitter. — 54. Den Himmel für einen Dudelsack ansehen; z. B.: Ich werde dich hauen, dass du den Himmel für einen Dudelsack ansiehst. — 55. Einen windelweich

schlagen. — 56. Er hat Hummeln im Hintern = kann nicht still sitzen. — 57. Er liegt wie auf der adeligen Freiheit, sagt man von einem, der bei unverschlossenen Thüren schläft. — 58. Er freut sich wie ein Schützenkönig. — 59. Der Knüppel liegt beim Hunde. — 60. Der ist nicht von Geber, der ist von Gizenbach. (Ober- und Niedergebra, zwei Dörfer in der Grafschaft, vom Volke kurz „Geber“ genannt. Der Ausdruck „Gizenbach“ ist nach Analogie gebildet, eine Ortschaft gleichen Namens giebt es nicht. Das Sprichwort wird von einem Geizigen, der nicht gern giebt, gebraucht.) — 61. Mädchen (Freier) thu die Augen auf, Freien ist kein Pferdekauf. — 62. Mit dem ist nicht gut Kirschen essen. — 63. Backen und Brauen gerät nicht immer. — 64. Schulden sind keine Hasen, sie laufen nicht davon. — 65. Kaufe Nappersch Kind Und freïe Nappersch Kind, Do wärschte nich betrogen. — 66. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst. — 67. Der ist noch weit (oder 100 Meilen) hinter den Russen, sagt man von einem Dummkopfe. — 68. Davon wird die Katze hinter dem Herde nichts gewahr. — 69. Haben wir's nicht schefflig, So haben wir's doch löfflig. — 70. Er heult Rotzblasen, sagt man von einem, der bitterlich weint. — 71. Umgekehrt wird ein Schuh draus, sagt man von einem, der etwas verkehrt sagt oder thut. — 72. Auf dem kann man Kohl hacken, sagt man von einem allzugeduldigen Menschen. — 73. Einen über den Löffel barbieren = einen betrügen. — 74. Einen in den Sack hinein- und wieder herausarbeiten. — 75. Wer warten kann, Kriegt auch 'n Mann. — 76. Handelschaft leidet keine Freundschaft. — 77. Ich gehe nach Federhausen = zu Bette. — 78. Eine (böse) Schwiegermutter Ist des Teufels Unterfutter. — 79. Sein Näter steht den ganzen Tag nicht still = er isst den ganzen Tag. (Die Kuh nätert = käut wieder.) — 80. Einem geschenkten Gaul Guckt man nicht ins Maul. — 81. Da kauft man dem Schinder die Keule ab, sagt man, wenn man etwas zu teuer bezahlen muss. — 82. Er lebt mit der wilden Gans um die Wette = er wirtschaftet gedankenlos darauf los, ohne zu rechnen. — 83. Dem wird die Katze den Magen wohl nicht forttragen, sagt man von einem, der viel gegessen hat. — 84. Je liederlicher (toller) 's Stücke, Je grösser 's Glücke. — 85. Er sieht aus wie's Leiden Christi = sehr elend. — 86. Er sieht aus wie die teure Zeit. — 87. Ich ziehe mich nicht eher aus, als bis ich zu Bette gehe, sagt einer, der sein Vermögen den Kindern nicht vor seinem Tode überlassen will. — 88. Er hat einen Fleischergang gemacht = sein Weg war vergeblich. — 89. Frühregen und Alte-Weiber-Tänze dauern nicht lange. — 90. Wenn's Kalb blökt, versäumt's den Bissen. — 91. Du denkst wohl, der grosse Hund ist dein Pate? — 92. Zu Kindern hört man oft sagen: Hätten wir dies nicht, dann solltet ihr wohl kleine Drecker legen. — 93. Kindern, die nach einer Näscherei begierig sind („gieren“), giebt man etwas mit den Worten: Damit du dir das Gelüsterne nicht abbeisst (oder damit dir das Gelüsterne nicht abfällt). — 94. Der Regen kommt aus dem Wetterloche. — 95. Krieg und Brand Segnet Gott mit milder Hand. —

96. Er hat sich mit der Suppe gezankt = isst nicht gern Suppe. — 97. Es geht wie das Katzenbeissen = schnell. — 98. Man muss es von den Leuten nehmen, von den Bäumen kann man es nicht schütteln. — 99. Er macht ein Gesicht, wie die Katze, wenn's donnert. — 100. Die Ehen werden im Himmel geschlossen. — 101. Er ist sehr dicknäsig = hochmütig. — 102. Hier wird nicht lange gevogtländert oder gefackelt, sagt man, wenn man schnell mit dem Stocke zur Hand ist. — 103. Einem das Heiraten abtreten = hinten auf die Hacke treten. — 104. Grosse Winde, grosse Kriege. — 105. Ungeladene Gäste kommen hinter die Thür. — 106. Er hat Nerven wie ein Dreierstick. — 107. Den letzten beissen die Hunde. — 108. Salz und Brot Macht die Wangen rot. — 109. Wer Wind und Wetter gut vertragen kann, von dem sagt man: Das ist ein richtiger Eisenbeisser. — 110. Er ficht mit dem ersten Schwerte = hat das grosse Wort. — 111. Eine wendische Brille aufsetzen = der Sonne wegen die Hände über die Augen halten, um besser sehen zu können, nicht geblendet zu werden. — 112. Einer Sache einen Rumpel und einen Stoss geben = sie über das Knie brechen. — 113. Er dreht sich so flink wie der Esel in der halben Metze. — 114. Er ist bekannt wie ein bunter Hund. — 115. Von einer schmächtigen Person sagt man: er hat den Talg inwendig wie die Ziegen. — 116. Trübe Morgen, helle Tage. — 117. Er isst so oft, wie der Hund mit dem Schwanz wackelt. — 118. Kaspar mit dem Besenstiel Schlägt die Kinder gar zu viel, Gar zu viel ist ungesund, Kaspar ist ein Schweinehund. — 119. Zittre nicht und zage nicht, Und sei nicht ungeduldig, Was du nicht bezahlen kannst, Das bleibst du den Leuten schuldig. — 120. Wer früh aufsteht, sein Gut verzehrt; Wer lange schläft, den Gott ernährt. — 121. Sein Gesicht glänzt wie Speckschwarte. — 122. Es geht ihm an die Nieren. — 123. Er ist in die Wicken gegangen (durchgegangen, durchgebrannt). — 124. Die gezählten Schafe frisst der Wolff auch. — 125. Wer am Freitag lacht, weint am Sonntag. — 126. Wenn er's Gütchen hätte, wie's Mütchen, dann . . . — 127. Gott steuert den Bäumen, dass sie nicht in den Himmel wachsen.

---

9. Kartenspiel- und Losglaube aus Westpreussen.

Von A. Treichel.

Herr Professor A. Herrmann publicierte in den Ethnol. Mitteil. aus Ungarn III. S. 154 ff. einen Aufsatz über denselben Aberglauben aus Ungarn, welchen er mit der Behauptung einleitet, dass seines Wissens jener Aberglaube von der Volkkunde noch nicht in den Kreis ihrer Betrachtung gezogen worden sei, obschon mit Unrecht. Ich habe nun ein den Aberglauben aus der Provinz Westpreussen zusammenfassendes Opusculum unter der langsam schleichenden

Presse einer Provinzdruckerei und darin auch dieser Seite (zusammen mit Lotteriespiel) ihr Recht gegeben. Aus obigem Anlasse habe ich nun das Hergehörige excerpiert und weitere Zusätze einer bis jetzt noch herrenlosen Arbeit entnommen, worin ich über das Spiel in Preussen historisch und ethnographisch digeriere, sowie namentlich die beim Skat gebräuchlichen zahllosen Redensarten zusammengestellt habe.

Die angerufenen Heiligen beim Kartenspiele sind der heilige Nepomuk (wohl wegen des gar bekannten Liedes mit dem Reime auf die Prager Bruck) und der heilige Ballio, ein ganz unbekannter Heiliger, den ich aber früher einmal so nennen hörte, wofür ich für die Ableitung das Griechische βάλλειν zur Verfügung stelle. Man sagt auch: heiliger Brahma! oder: heiliges Kanonenrohr! oder: Samiel, hilf! (unter Anlehnung an die Wolfschluchtscene im „Freischütz“.)

Ein gefundenes Geldstück, besonders eine kleinere Münze, trägt man als glückbringend gern bei sich als sogen. Heckpfennig.

Ein Geldstück, in dessen Jahreszahl zwei Sieben vorkommen, oder gar mit 1777 versehen, ist gut als Heckpfennig. Ebenso Sachsen, weil die drei Sieben gewiss Glück bringen.

Glück im Spiel, Unglück in der Liebe, und umgekehrt. Ebenso Pommern, Sachsen, Mark. (Auch Fr. II. 2756.)

Am Sonnabend Abend, wo man sich für den Sonntag vorbereiten soll, darf man nicht Kartenspielen.

Unter der Predigt soll man nicht Kartenspielen. Hierher gehören die vielfachen Sagen.

Man soll nicht alles Geld ausgeben, weil man dann sobald nicht etwas wieder bekommt.

Geliehenes Geld bringt dem Leihenden Glück im Kartenspiel und in der Lotterie. Auch Pommern und Mecklenburg.

Man soll namentlich im Glückspiele nicht Geld aus der Spielkasse verborgen oder verwechseln, höchstens aus dem eigenen Portemonnaie.

Während des Spieles soll man sein Geld oder den Gewinn nicht zählen, weil man sonst verliert. Aehnlich Pommern.

Man soll sein Geld während des Spieles auch nicht von Andern durchzählen oder befassen lassen. Um also Unglück herbeizuführen, vermischt und verstört man oft die von einem Spieler nach Geldsorten gestapelten Häufchen.

„Wer animiert, im Spiel verliert.“ Oder: „Verführer, Verlierer.“

Wer anschreibt, hat Glück. Wer schriwt, de bliwt!

Wer auf dem Sofa (weich) sitzt, der verliert im Spiele.

Wer unter'm Balken sitzt, hat Glück im Kartenspiel. (Fr. I. 232.) (Stellenweise auch Unglück. So auch polnisch: Siedzą pod belką, jak mi się zdaje!)

Auf die Ritze hauen, auf der Ritze sitzen. (Auch Fr. I, 3149.)

Glück haben beim Kartenspiel. Wer mit der Fuge der Tischplatte (des aufklappbaren Spieltisches) in einer Richtung sitzt, also

beim Ausspielen auf die Ritze haut, pflegt nach der Volkmeinung zu gewinnen. Es scheint in einigen Gegenden auch das Umgekehrte zu bedeuten, wie ich aus der Frage an den Aiden (Aede, Ede = Partner, aide = Hülfe) schliessen möchte: „Werden wir auch stark genug sein für die Ritze?“

Bei Unglück im Spiele soll man den Stuhl, worauf man sitzt, umdrehen, um wieder Glück zu haben.

Man soll nicht mit dem Spiele zuerst Karten geben, das gebraucht wurde zum Auslosen der Plätze. Vom schlechten Platze sagt man auch: a) Der Platz ist behext, — verhext. b) Da hat ein Jude gesessen! c) Da hat sich ein altes Weib ausgemacht! d) Da muss ein Schuster begraben liegen! (Wegen des Pechs.) e) Da hat der alte Sch. (Name eines bekannten Pechvogels) gesessen! f) Da hat das arme Tier gejungt!

Unglück hat der Kartengeber in dem Spiele, wenn's beim Abheben „gekleckert“ hat, d. h. wenn die Karten in mehrere Häufchen oder weit auseinander fielen.

Man soll in die Karten hineinpusten, um Glück zu haben.

Vorheriges Ansehen soll die Karten verderben.

Das erste Spiel gewinnen ist Gift. = Der erste Gewinner, der letzte Verlierer. (Auch Fr. I. 1264.) = Wer zuerst gewinnt, wird zuletzt geschindt. = Wer zuerst gewinnt, wird zuletzt ein armes Kind. = Wer zuerst gewann, wird zuletzt zum armen Mann. = Die Ersten werden die Letzten sein! (Nach der Bibel.) = Den ersten Stich lobt jeder Fechter. (Fr. I. 3628.) = Die ersten Pflaumen sind madig. De erschte Plume sönd madig. (Auch Fr. I. 2927.) = De erschte Hundtkes ware verseept (auch Fr. I. 1744), d. h. ersäuft, ertränkt; zugleich Trost für die zu Anfang Verlierenden. = De erschte Katte sönd Maikatte. (Auch Fr. I. 1924.) Diese werden getötet. = Die ersten Katzen (Kätzchen) hinter'n Zaun (hinter die Zäune). Auch polnisch: Pierwsze kot[k]i za plot[k]y. = De letzte Schwien kriege de dickste Drank. (Auch Fr. I. 2405. Die letzten, besten Stiche beim Augenspiel. Auch wenn sich Jemand verspätet. Drank ist aber Spülicht, Ansammlung von Speiseüberresten als Futter (Trank) für die Schweine.) Es heisst aber auch: Den Letzten beissen die Hunde.

Beim Kartenspiele links herumgeben ändert das Glück. (Auch Sachsen.)

Dem Gewinnenden soll man drei Kreuze vor seinen Platz machen, um seinem Glücke ein Ziel zu setzen. So auch die Kinder bei ihren Spielen: „Hexe, Profexe, ein Kriez vor't Loch.“ Eine Zauberformel (ob spasshaft?) beim Abheben und Geben der Karten lautet ähnlich: „Hexenfett, Hasenklewer, Judenleber, dreimal schwarzer Kater.“

Beim Kartenspiele befragt man häufig das Orakel durch Abheben eines anderen Spieles Karten: die aufliegende Karte macht dann nach Farbe und Wert ihre Andeutung.

Bei Spielen, wo das Tourné vorkommt, d. h. dass die Farbe einer der im Talon liegenden und gegriffenen Karten Trumpf wird, z. B. bei Skat, treibt man insofern Kabbala, als man beide Karten mit gleichgerückter Kante über die Tischkante vorrückt und dann mit dem Finger auf beide stösst [„schneppert“]. Die am weitesten fliegende Karte als Trumpf soll nach Umständen glückbringender sein! Man nennt diese Produktion „Kabbala machen“. Sie wird auch gehandhabt, wenn der Spieler sonst im Zweifel zwischen zwei Karten ist.

Bei Glück im Kartenspiele sagt man, mehrfach doch in Anlehnung an einen bestehenden Aberglauben: a) Der ist im Schweinstall gewesen. = Sau, Ferkel und Compagnie. = Sau heisst sein Schweinchen. = Sau heisst meines Vaters Schwein. (Fr. I. 3216.) . b) Er hat sich am Schweinetrog gerieben, — abgerieben. c) Er hat mit dem Erpel gehurt. d) Er hat mit dem Eber gebockt. e) Er hat mit der Katze [dem Kater] gehurt. (Auch Fr. I. 748, 1913. II. 1396.) f) Er hat sich die Karten [von einer alten Frau] besprechen lassen. g) Ihm hat gewiss vom Racker geträumt. (Fr. I. 3052.) h) Sieh, wo de Düwel karrt! (Wusseken, Kr. Bütow. Knoop, 511. Der Teufel karrt dem Gegner das Glück zu.) i) Endlich, endlich wird der Teufel selbst erkenntlich! (Fr. II. 639. Rastenburg. Wenn sich das Unglück gewandt hat.) k) Nach dem Abendbrot wendet sich das Spiel. l) Er sitzt auf einem guten Stuhl. m) Küss' den Tisch! (bei gewonnenem Spiel). n) Der hat 'ne glückliche Hand! o) Der hat Glück mit dem Gewinnen. (Schadraun, Kr. Beren.) p) Ein junger Mensch muss Glück haben. q) Wer Glück hat, dem kalbt der Ochs im Backofen. r) So kann der arme Mann zu 'ner Kuh kommen! s) Er kommt dazu, wie die Jungfer zum Kinde. t) Kneife den Daumen! (Zum Glück des Sprechers.) u) Viel Glück dem Gewinner! Der Verspieler [Verlierer] hat doch seine [liebe] Not! (Platt im Samlande nach Fr. II. 980. Hochdeutsch im Kr. Putzig, namentlich beim Eintritt in die Stube, wo gespielt wird.) v) Er gewinnt sich noch 'nen Wolf. (Dass es ihm nicht etwa schlecht gehen mag! wegen der wunden Stellen.) w) Ein junger [verheirateter] Mann greift immer nach unten! (Bei Tourné u. s. w.)

Beim Unglück im Kartenspiele heisst es: a) Wir können uns die Hand reichen! (Wenn's Zweien gleich schlecht geht.) b) Hol's der Teufel, — Geier, — Hund, pies (polnisch)! Gott giebt's wieder.

Soll ein Los gewinnen, so lässt man es durch einen Anderen ziehen, meist durch eine weibliche Person, vielfach aus Galanterie, namentlich aber durch Kinder, besonders wenn sie noch nicht sprechen können (auch Pommern), auch durch Säuglinge. Ebenso, wenn man das Los mit neuem oder ausländischem Gelde bezahlt. (So auch Pommern.)

In der Losnummer muss wenigstens eine Sieben vorkommen, damit man auf Gewinn rechnen darf, Glück hat.

Es wird für glückbringend gehalten, wenn ein Los uns ganz zufällig, wie von ungefähr, angeboten wird.

Eine Einladung zum Spielen in einer Lotterie gab auch dem Gedanken Raum, es bringe Glück, wenn zurückgeschickte Lose angeboten würden, und deshalb solle man zugreifen, ohne zu bedenken, dass es alsdann doch vorteilhafter sei, wenn die Absender der Einladung das Los selber spielen würden.

Man kennt hier also in Bezug auf das Kartenspiel nur den mehr in Redensarten bestehenden Aberglauben, aber keinen anderen, mehr thatsächlichen, wie in Ungarn. Doch schon die Mark bietet davon Aehnliches dar, da Prediger E. Handtmann folgendes für sie anführt: Ein getrocknetes Fledermausherz, in Rosenblätter verpackt und auf der Brust oder am rechten Oberarme festgebunden, verschafft Glück im Kartenspiel, Lotteriespiel und bei allem heimlichen Beginnen.

Wer das mittlere Zeigefingerlied eines am Galgen Gehängten in der Westentasche trägt, kann verborgene Schätze sehen und auch im Kartenspiele gut gewinnen. Beim Kartenspiel gewinnt, wer unter keinen Umständen dabei flucht oder wer die Tischritze fortwährend entlang sieht.

Dagegen kann ich für das Würfelspiel aus einer alten, für Preussen gültigen comchilatorischen Niederschrift von Stephan Grau aus Königsberg i. Pr. vom Ende des 16. Jahrhunderts noch das folgende Aehnliche anführen:

Wiltu gewinnen im Würffelspiel so kauff in S. Johannis Ehr 3 Würffel, und gib davor alss sie dir gelobet werden, und wenn du spielen willt, so mache den rechten Daumen im Munde nass, schreib damit ein Creutz unter das linke Knie. Sprich Friede mit Johanne.

Dass du nicht verspielest scribe Hoc in manum + a + 6 + f a + o + 6 + + 6 + f + a + o +

Ein anders. Trage das Hertz von einer Fledermauss by dir.

Ein anders. Nimb eine Nähe Nachtel damit ein Todter benähet ist, und stecke sie unter den Tisch.

Item. Brenne eine Fledermaus zu Pulver, und binde solch Pulver unter den rechten Arm.

---

10. Volkglauben im oberösterreichischen Waldviertel.

Mitgeteilt von Karl Popp.

II. Wetterhexerei. Es war, und es ist zum Teil noch der Glaube unter dem Landvolke verbreitet, das Hexen ein Ungewitter erzeugen können und es zum Schaden der Menschen zu leiten vermögen. Es wurde in früheren Zeiten bei einem Ungewitter in allen Kirchen geläutet, um das Wetter fortzutreiben, und es besteht die Sage, dass das Ungewitter dorthin getrieben wurde, wo das Geläute keine so hohe Weihe als ein anderes hatte, und es sollen in manchem Orte die Gewitter tagelang gestanden sein, ohne zu weichen. Mein

Vater erzählte über die Wettermacherei: Vor beiläufig 100 Jahren war es, als ein gewisser Herr in Neukirchen zu einer Tafel eine Anzahl Gäste geladen hatte. Wie nun ihnen durch den Wein die Zungen gelöst wurden, kamen sie auf verschiedenes zu sprechen, so auch unter anderen über Wettermacherei. Da tat sich einer aus der Gesellschaft hervor, und behauptete, er könne ein Gewitter erzeugen, wenn es gewünscht würde. Die Gesellschaft, vom Wein erhitzt, begehrte dies Kunststück zu schauen. Der Herrbegab sich nun ins Freie hinaus, und machte seine Prozedur. Nach Verlauf einer halben Stunde begann sich der vorher klare Himmel zu verfinstern, und alsbald zog eine pechschwarze Wetterwolke heran. Da nun die Gesellschaft sah, dass es Ernst mit dieser Sache wird, begannen sie zu zagen und sprachen: Wenn es nun übel ausgeht und alles verhagelt, so werden die Leute sagen: Sehet! Diese in ihrem Uebermute haben uns dies angerichtet! Da sprach der Wettermacher: Zurücktreiben kann ich es nicht mehr, jedoch ableiten kann ich es, wo es nicht viel Schaden macht. Das Gewitter, mit viel Hagel nebst Donner und Blitz, zog sich seitswärts in den nicht fernen Wald, allwo eine alte Ruine steht, wo die Anhöhe der Fuchsberg heisst. Dort blieb das Gewitter stehen und hagelte sich aus. Dann sprach der Wettermacher zu den Anwesenden: Nun geht hin und sehet, was das Gewitter dort gemacht hat. Sie gingen hin und sahen die jungen Triebe von den Bäumen zerschlagen; das Eis, in Körnern so gross wie Tauben- und Hühnereier, lag ellenhoch. Stillschweigend gingen die Leute von dannen, sich keinen solchen Vorfall mehr wünschend. Erwähnt sei hier auch ein Fall, bei welchem mein Vater Augenzeuge war: Es war während der Franzosenkriege, als mein Vater auch Soldat war. Da behauptete ein alter Soldat, Wettermachen zu können, was die übrigen nicht glauben wollten. Er sagte: Um ein Mass Wein mach ich euch ein Wetter. Die Soldaten versprechen ihm, es zu zahlen. Da geht er zu einer Haselnusstaude und schneidet eine Anzahl einjähriger Triebe ab, steckte sie wie zu einem Bogengang in ein Wiesenland, und kroch dann auf den Bauch liegend hindurch. Nicht lange darnach bewölkte sich der Himmel, und ein starkes Gewitter mit Hagel und Sturm kam heran, so das die Soldaten eilends nach Hause kehrten.

---

11. Zu dem Liede „Es kamen drei Diebe aus“.

Von Ludwig Mátyás.

I. Zu der in „Des Knaben Wunderhorn“ vorkommenden Ballade mit der Überschrift „Es kamen drei Diebe aus“ teile ich zwei Varianten aus der Ofner Gegend mit. Die erste zeichnete ich in dem Dorfe Szent-Iván auf, wo sie schon halb in Vergessenheit geraten war. Das Aufzeichnen gelang mir mit Mühe, denn nur aus den einzelnen Teilen, die ich hier und da zu hören bekam, konnte ich das Ganze zusammen setzen. Dass sie richtig war, bewies mir die zweite

Fassung aus dem Munde des Katscher Martin in Solymár (der einzige, der mir das ganze Lied noch vorsingen konnte). In dieser Variante zeigt sich eine Abweichung erst von der 10. Strophe an, wenn wir aber wissen, dass die obengenannten Dörfer in einer ½ stündigen Entfernung von einander sind, so müssen wir den Unterschied doch für bedeutend ansehen. Muss noch bemerken, dass beide Fassungen eine gefälligere Form haben und überhaupt von grösserem poetischen Werte sind, als die in dem „Wunderhorn“ angeführt ist.

I.

1. Es ritten amol drei Reiber aus,
Die geben si für drei Goldschmied aus. :,:
2. Sie ritten vor ein hohes Wirtshaus,
Dort schaut die Frau Wirtin beim Fenster 'raus. :,:
3. „Frau Wirtin hobn's Sie gut's Bier und Wein?
So kehren mir's drei Goldschmied ein.“ :,:
4. „Wie soll i net hobn gut's Bier und Wein,
Wie kennt i denn Frau Wirtin sein?“ :,:
5. „Frau Wirtin hobn's Sie schen's Techtilein?
Do kehren mir's drei Goldschmied ein.“ :,:
6. „Wie soll i net hobn schen's Techtilein,
Wie kennt i denn Frau Wirtin sein?“ :,:
7. Der erste sprach: „Das Madl g'hert mein,
I hob g'schmidt das Ringelein!“ :,:
8. Der zweite sproch: „Das Madl g'hert mein,
I hob g'schmidt den Stein darein!“ :,:
9. Der dritte sproch: „Das Madl is wert,
Ihren Kopf zu unseren Schwert.“ :,:
10. Mir legn das Madl wol auf den Tisch,
Mir thaus zertalen so wier an Fisch!“ :,:
11. Wo den Madl ihre Kopf hinfallt,
Dort is der Engl in den grienen Wold. :,:
12. Wo den Madl ihre Blud hinrinnt,
Dort is an Engl, der schen singt. :,:
13. Wo den Madl ihre Söln hinrennt,
Dort is a Lichtl, die schen brennt. :,:

„Szent-Iván.

II.

Die Strophen 1–9 sind wie bei der I. Fassung.

10. Sie gebn den Madl ein Schlaftrunk ein,
Damit sie soll schlafen ein. :,:
11. Sie legn das Madl wol auf den Tisch,
Und than's zertalen so wier an Fisch. :,:
12. Der erste sproch: „I reit nach Rom,
Dass i meine Sinden beichten konn.“ :,:
13. Der zweite sproch: „I reit davon,
Dass ich nit sieg die Marter an.“ :,:
14. Der dritte sproch: „I bleib wol hier,
I weiss das i des Teufels wir.“ :,:

„Solymár.“

Es wäre sehr empfehlenswert, der Verbreitung dieser Ballade Aufmerksamkeit zu schenken.

12. Zur Volkkunde palästinischer Juden.

Ein Bericht von Benjamin Wolf Schiffer.

IV. Stirbt einer der Rabbinen zur Zeit des Regenmangels, dann giebt man ihm ins Grab einen Zettel mit, der ihn im Jenseits wohl daran erinnern soll, für die leidenden Hinterbliebenen Gnade zu flehen; auch wird ins Grab ein Stück gelegt, das man vom Totenhemde geschnitten und ins Wasser getaucht hatte. Die Waschung der Toten nimmt man sehr umständlich und mühselig vor; man reinigt nämlich auch das Innere des Körpers, indem durch den After Wasser gegossen, und die Leiche hin und her geschüttelt und aufrecht gestellt wird, bis das Wasser wieder ausrinnt; das wiederholt man so oft, bis das ausrinnende Wasser völlig rein ist. Auch werden die Toten nicht wie in Europa im Talith beerdigt, kein Sarg wird gezimmert, sondern man bettet den Toten in die blosse Erde, über ihm macht man aus Steinen eine Wölbung, worauf man das Grab verschüttet. Darüber kommt ein Steinhügel, dann in wagerechter Lage der eigentliche Gedenkstein, auf welchem Name und Alter des Verstorbenen, wie auch das Datum des Todes eingemeisselt werden. In Europa werden die Leichensteine aufrecht in die Erde eingelassen. Viele bereiten sich ein Grab noch während ihres Lebens (auch in Europa üblich) und legen darein ein versiegeltes Fläschchen reinen Öls. Die Totenbahre besteht aus zwei Stangen, die mit eisernen Ketten zusammen gehalten werden.

Stirbt einer der angesehenen Sephardim, dann führen die Frauen eine Klage auf, indem sie, auf den Dächern stehend, jammernd mit den Fäusten gegen die Brust schlagen. (Aus talmüdischen Zeiten herrührend). In Zephath gehen sie (die Frauen) am 9. Ab., dem Tage der Tempelzerstörung, auf einen unweit des Friedhofes befindlichen weiten Platz und singen, in der Runde sitzend, Wechselklagen und elegische Gesänge. Dieser Platz ist der Sage nach die Begräbnisstelle jener Annah und ihrer sieben heldenmütigen Söhne, die einem syrischen Wüterich Antiochus, der sie vergebens zwingen wollte, dem Götzendienst zu huldigen, zum Opfer gefallen sein sollen.

Die Beerdigung der Toten findet meist abends statt, da man keinen übernachten lassen darf, am wenigsten in Jerusalem, was nach dem Talmud auf strengste verboten ist. — Frauen dürfen bei den Aschkenasim nicht der Bahre eines Toten folgen. (Auch in Europa üblich).

Zum Schlusse der kurze Inhalt einiger Sagen. Der Patriarch liess einmal vom Zionhügel Steine zu einem Bau holen. Zwei Arbeiter entdeckten dabei den Eingang zu einer Höhle, stiegen hinein in der Meinung, Schätze darin zu finden. Sie gelangten nach langer Wanderung in einen Saal, dessen Pracht ihn als Königsitz erscheinen liess. Da brauste plötzlich aus dem Innern ein heftiger Sturm, der

die beiden zu Boden warf. Bald brachte der Wind aus dem Innern eine menschliche Stimme, der den Eindringlingen befahl, schleunigst den Ort zu verlassen. Ein frommer Rabbiner, über dies Ereignis befragt, erklärte kurz: Die Königgräber gehören den Königen. Der Patriarch liess den Eingang vermauern, und so blieb er unbekannt.

In Hebron wohnten vor etwa 80 Jahren sehr wenige Juden, so dass ihrer keine 10 waren, um öffentlichen Gottesdienst halten zu können. Nur wenn ein Oreäch (Wanderer) zur Stadt kam, konnte dies geschehen. Einmal am Vorabende des Versöhnungtages fehlte grade Einer, um die Zehnzahl zu ergänzen. Die Gemeinde war verzweifelt. Da erblickten sie in der Abenddämmerung einen Wanderer in sehr ärmlicher Kleidung, aber von strahlendem Antlitze. Er nannte sich Abraham. Hochbeglückt verrichteten sie des Abends und tagsüber das Gebet, und am Ausgange des Versöhnungtages musste durchs Loos entschieden werden, wer die Ehre haben sollte, den Gast zu bewirten. Der Glückliche war nun der Schamas (Synagogendiener). Aber auf dem Heimwege verschwand der Gast; die Gemeinde wähnte, er sei verirrt, und Alles zerstreute sich, um ihn zu suchen, aber vergebens. Kaum hatte der Schamas in später Nachtstunde die müden Augen geschlossen, da erschien ihm der Entschwundene strahlend in Herrlichkeit, und sagte: Ich bin Abraham der Hebräer, euer Vater, der ich hier die ewige Ruhe geniesse. Ich verliess meine Ruhestätte, um mit euch am Versöhnungtage zu beten; nun seid frohen Mutes!

Ein König im Westen befahl einmal seinen Juden, ihm zu bestimmter Frist eine sehr grosse Summe Geldes zu liefern, sonst würde er sie alle umbringen lassen. Da es eine Unmöglichkeit war, die geforderte Summe zu leisten, begaben sich die Juden in ihrer Not zu R. Isak Luria, und baten um Hilfe. Er behielt die Gesandten über Sabbat, und dann führte er sie weit weg ausserhalb der Stadt. Plötzlich liess er anhalten, und versenkte ein langes Seil in eine tiefe Grube, die sich gerade dort befand. Darauf befahl er den umstehenden, am Seil zu ziehen. Man zog, und ein Prachtbett kam zum Vorschein, worauf der König lag. Luria weckte ihn und befahl ihm, mit einem bodenlosen Gefäss einen Brunnen auszuschöpfen. Der verzweifelte Haman musste nun eine Schrift unterfertigen, wodurch er die Juden von der ihnen auferlegten Steuer dispensirte. Nichtsdestoweniger hielt er später seine Forderung aufrecht, denn er dachte: Träume sind Schäume. Aber zum bestimmten Termine wiesen die Juden ihren Dispens vor — und der König liess sie fortan in Ruhe.

---

13. Sychos Ofos (Die Sprache der Vögel).

Von Akiba Nagelberg.

Zum Bal Schem senin a mul gekommen zwei Chsidim ün haben ihm gebeten, er soll sei auslernen Sychos Ofos. Er hat sei gesagt, dass m'tur [1]) das nischt können, as das könn schaten. Einer hat dem Bal Schem nischt mehr derkitschet,[2]) der Andere hat aber dem Bal Schem nischt gelasst zu Ruh ün hat ihm kseider [3]) gefrägt, was könn das schaten. Der Bal Schem hat ihm zu lieb getan, er hat ihm aber gesagt: Du west Charutyh [4]) haben. Die zwei Chsidim haben ein Mischar [5]) gehat. Auf einmal fuhren sei beide auf a Jyryd;[6]) hört einer wie die Vögel sagen einer zum andern: Die beide Sochrym wet man beganwynyn,[7]) hat sich der, was hat gekönnt Sychys Ofos umgekehrt, und der Andere is gefahren. Wie der Andere is a Heim gekommen und hat derzeilt, das m'hat ihm beganwet, is der Erste gefahren zum Bal Schem, und hat ihm gefragt: Nu Rabi, was könn das schaten? Der Bal Schem hat ihm gesagt: „West schon sehen." Ein andert mal senin sei wieder gefahren durch a Wald. Hört er, wie die Vögel sagen: Gazlunym [8]) wellen die zwei befallen und berauben. Er hat sich wieder umgekehrt ün is mitzil geworen, ün dem Zweiten hat men beraubt. Ein ander mal senin sei wieder beide gefahren. Hört er wie die Vögel sagen auf ihm: ‚Morgen muss er starben ün s'glüst sich ihm noch zu handlen!' Es is ihm sehr finster geworen, er is arüber gelofen zum Bal Schem. Der Bal Schem hat ihm gesagt: ‚Auf Euch beide is eins nygzyr [9]) geworen. Er hat es zu bislich abgekimmyn un dü hast dich ausgehüt, durch dem müsst Du sterben.' (Gewährmann: G. Stiefel in Bolszowce.)

---

14. Vom Büchertische.

Volkov Théodore: Rites et usages nuptiaux en Ukraine. Extrait de L'Anthropologie. **G. Masson**, Éditeur, Paris. Volkov schildert uns in den ersten eilf umfangreichen Kapiteln den Gang aller kleinrussischen Hochzeitceremonien mit ihren Gebräuchen, Glauben und Liedern. Im Schlusskapitel sind alle Erläuterungen und Folgerungen, die wir fast auf einem jeden Blatt der ganzen Abhandlung reichlich ausgesäet sehen, zusammengestellt und reasummirt, so dass das Ganze mehr an Licht und Durchsichtigkeit gewinnt. Die wichtigsten Erscheinungen, deren Konstatirung und Beleuchtung selbst ausreicht, das Ziel, welches sich Herr Volkov in seiner Vorrede gestellt hatte, zu erreichen, sind: Raub- und Kauf-Ehe, Häterismus und Matriarchat. Die Citate aus den alten Chronisten sprechen für die Existenz der ursprünglichen Eheformen (Raub- und Kauf-Ehe) bei den Kleinrussen in der heidnischen Zeit. Zahlreiche Spuren der beiden Eheformen in der Jetztzeit weist Volkov auf Schritt und Tritt in den kleinrussischen Hochzeitgebräuchen nach. Was im Laufe der Zeit durch die Verordnungen der Kirche und des Staates verdrängt und verboten wurde, das besteht bis auf den heutigen Tag bei den neuen Gesellschaft- und Familien-Verhältnissen als formaler Brauch in den Hochzeitceremonien: die Unterredungen der Gesandten des Freiers mit den

---

[1]) m'tur nischt = es ist verboten. [2]) derkitschet = belästigt. [3]) K'seider = fortwährend. [4]) Charutyh = Reue. [5]) Mischar = Geschäft. [6]) Jyryd = Lärm. [7]) beganwynyn = bestehlen. [8]) Gazlunym = Räuber. [9]) Nygzyr = beschlossen worden (im Himmel).

Eltern des Mädchens; der zum Schein geführte Kampf zwischen dem Gefolge des Bräutigams und den Burschen, die die Braut so lange verteidigen und sie nicht ausgeben wollen, bis sie durch Geschenke begütigt werden; Brauch und Lied, wo der Bruder die Schwester dem Bräutigam verkauft; „wino“, d. h. eine gewisse Geldsumme, die der Bräutigam den Eltern für die Braut vor der Hochzeit auszahlt, die ihm aber später wieder zurückgestellt wird; endlich das hochzeitliche Gefolge selbst, die Ausschmückung ihrer Mitglieder mit alten militärischen Titeln, die bei der Hochzeit vorkommende Fahne und das symbolische Schwert — alles das spricht für die alten Eheformen, Raub- oder Kauf-Ehe. Die Spuren einer anderen wichtigen Erscheinung, des Häterismus, sieht Herr Volkov bei den Kleinrussen noch jetzt in den sogenannten „weczernyci“ und „doświtky“. Es sind die durch Burschen und Mädchen (welche zwei besondere, organisirten Gemeinden in einem jeden Dorfe darstellen) veranstalteten, gemeinschaftlichen Nachtmahle, die immer spät in die Nacht dauern und gleich einer babylonischen Orgie mit dem Zusammenschlafen der Burschen und der Mädchen enden. Dasselbe geschieht auch nach dem hochzeitlichen Nachtmahle, nur mit dem Unterschied, dass hier die Jugend aus dem jubelnden Kreise der Männer und Weiber ausgeschlossen wird. Zu diesen Spuren des Häterismus zählt Volkov auch das Zusammenschlafen des Burschen mit dem Mädchen von der Werbung an bis zur Hochzeit, was nicht nur bei den Kleinrussen unter dem Namen der „Probenächte“ allgemein vorkommt. Was endlich das ursprüngliche Matriarchat anbelangt, so beruft sich Volkov darauf, dass die erste Rolle bei allen Hochzeitceremonien der Kleinrussen der Mutter allein angehört, während der Vater immer mehr im Hintergrunde des Schauplatzes bleibt. Dieselben Fragen behandelte fast gleichzeitig mit dem Herrn Volkov auch ein junger, kleinrussischer Gelehrte Wladimir Ochrymowicz und er kam auch zu denselben Resultaten. Seine schöne Morgan gewidmete Studie auf dem Gebiete der kleinrussischen Hochzeitlieder und Gebräuche veröffentlichte er in der unter der Leitung des Herrn N. Janczuk in Moskau herausgegebenen Quartalschrift „Ethnograficzeskoje Obozrjenije“ (1892. Jahrg.). Von der Reihe anderer nicht minder wichtigen Hochzeitceremonien, die Herr Volkov ausführlich beschreibt und erläutert, erwähne ich nur die allerwichtigsten. Es sind: der Brotwechsel bei der Werbung; das Beschenken der Gesandten mit Hand- und Schnupftüchern bei der Verlobung; der heilige Baum (hileć) und das Flechten der Kränze an dem letzten Tage vor der Hochzeit; die Einladung der Hochzeitgäste; das heilige Brot (korowaj), welches unter Ceremonien, Tänzen und Liedern verfertigt und unter alle Gäste verteilt wird; die Fahrt nach der Kirche und Rückkehr nach Hause, die von allerhand Brauch und Glauben begleitet werden; das Mahl im Hause der Braut; das rituelle Küssen; die Verteilung der Geschenke unter die Gäste; der Ehepreis, welchen der Bräutigam zu Gunsten der Burschen- und Mädchen-Gemeinde für seine Braut zahlt; die Kopfzierde der Braut; das Nachtmahl, nach welchem die jungen Leute abgehen, und die älteren Ceremonien mit dem Backtrog, in welchem das heidnische Brot verfertigt wurde, beginnen; Vorbereitung zur Abfahrt nach dem Hause des Bräutigams; die Ausstattung; Abschied; rituelle Schläge; Aufnahme des Brautpaares im Hause des Bräutigams; Ceremonien mit dem häuslichen Herd; das Ausziehen der Schuhe und der Strümpfe durch die Braut; Vollziehung der Ehe durch Zusammenschlafen, nach welchem die Jungferschaft der Braut öffentlich bekannt gemacht wird u. s. w. Und all die Hochzeitceremonien in ihren geringsten Einzelheiten schildert Herr Volkov auf Grund aller ihm zugänglichen gedruckten und handschriftlichen Materialien und wissenschaftlich bearbeiteten Studien. Wenn er auch in der Vorrede sagt, dass er jetzt nur die kleinrussischen Hochzeitgebräuche behandeln, ein vergleichendes Studium über sie aber erst später unternehmen werde, so findet man trotzdem schon hier eine Menge Parallelen. V. Ščurat.

The Traditional Games of England Scotland and Ireland with Tunes Singing-Rhymes and Methods of Playing according to the variants extant and recorded in different parts of the Kingdom collected and annotated by Alice Bertha Gomme. Vol. I Accrosbay-Mets in May. London, D. Nutt, 1894. This is the first volume of the Dictionary of British Folklore long since projected by Mr. Gomme, President of the Folklore Society. The project is so vast that it

has been found impossible to carry it out in a Cyclopædia of one continuous alphabet. It is therefore been decided to issue it in sections. Each section will be devoted to one subject, and will be complete in itself; so that a student who is interested in one department will not need to acquire a number of volumes which do not interest him in order to get the volumes which do. The first section to be issued, thanks to Mrs. Gomme's determination, and to her power of enlisting sympathy and help, is that of Traditional Games. It will be comprised in two volumes, of which the first is now given to the world. The other will follow in a few months. The work is done thoroughly. The descriptions are assisted by sketches and diagrams. The songs are analysed and tabulated, with a view to discovering the most ancient and authentic forms, and to extracting if possible their real meaning. The second volume will include an Essay summing up the results and comparing the games with the emplayed on the continent of Europe. Mean while the first volume may be commended not only to all who find pleasure in the games themselves, but also to those who seek for scientific results.

Gloucester, Engl. E. Sidney Hartland.

Ein Kompendium deutschen Volksgesangs nicht nur, und zwar ein schier unerschöpfliches, sondern auch ein nie verbleichender Hausschatz herrlichster volksmässiger Poesie im Kleide des leichtmelodiösen Liedes, das will und wird werden: „**Deutscher Liederhort.** Auswahl der vorzüglicheren deutschen Volkslieder, nach Wort und Weise aus der Vorzeit und Gegenwart gesammelt und erläutert von **Ludwig Erk.** Im Auftrage und mit Unterstützung der Königlich Preussischen Regierung nach Erks handschriftlichem Nachlasse und auf Grund eigener Sammlung neubearbeitet und fortgesetzt von **Franz M. Böhme**", von dem bisher der erste Halbband, 304 Grossoktavseiten und aufs geziemendste ausgestattet, vorliegt. Man hatte eigentlich nur das Allerbeste zu erwarten, wo die Grundlage jahrelang betriebene Vorarbeit einer Autorität, wie es Erk ist, der Veranstalter der ältesten neueren und ergänzten Ausgabe von „Des Knaben Wunderhorn" und zahlreicher über die Massen vortrefflicher Liederbücher, bildet, wo die Herrichtung und Herausgabe der weiter bereicherten Materialien dem Professor Franz Moritz Böhme in Dresden anvertraut wurde, von dessen kundigster Hand das prächtige „Altdeutsche Liederbuch", die „Geschichte des Tanzes" und anderes Einschlägige zeugen, wo endlich Breitkopf und Härtel, die auf dem Felde der Dichtung wie der Musik längst als Förderin idealer Bestrebungen berühmte Leipziger Verlagsfirma, das von der preussischen Staatsregierung amtlich und finanziell gedeckte Unternehmen in die Wege des Buchhandels und hoffentlich auch in recht viele Häuser leitet. Denn nicht nur auf dem Studirtische des Forschers soll dies wundervolle Werk prangen — obschon dafür durch eine erstaunliche Fülle von literar-, text- und musikgeschichtlichen Angaben, Nachweisen abweichender Fassungen u. dergl. ausgiebig gesorgt ist — sondern im Kreise der Familie sich einbürgern, um die schwindende Teilnahme an diesem unvergänglichen Gut aufzufrischen. Näheres über das, inzwischen vollendete nationale Unternehmen, bald. Dr. L. Fränkel.

Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte, herausgegeben von **August Sauer.** Erster Band, erstes Heft. Bamberg, C. C. Buchner Verlag 1894, 8°, 236 Seiten.

Wir begrüssen mit aufrichtiger Genugtuung dies neue Unternehmen, mit dessen Hervortreten die Litteraturgeschichte, diese ureigene Schöpfung deutschen Geistes, nun in Deutschland nicht mehr eines selbständigen Organs entbehrt, und bemerken, dass das, was wir von der Ausführung des mehrfach öffentlich besprochenen Planes dieser Fachzeitschrift zu lesen bekommen, höchst gediegen geriet. An diesem Orte müssen wir auf ein genaueres Eingehen leider verzichten, rufen aber dem „Euphorion" unsere herzlichsten freundnachbarlichen Wünsche zu, empfehlen ihn allen Folkloristen aufs wärmste und heben noch hervor, dass die Volkskunde selbst durch eine fesselnde Notizensammlung aus des unvergesslichen Reinh. Köhler Nachlass („Schnell wie der Gedanke"), Auslassungen in den einleitenden „zwei offenen Briefen", einen ungedruckten Beitrag Cl. Brentanos zu Arnims „Tröst. Einsamkeit" und Glossen in der erstaunlich reichen Bibliographie vertreten ist. In diesem Gleise bewege er sich weiter! L. Fr.

Herausgeber: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12.
Verwaltung in Lunden in Holstein.
Druck von Diedr. Soltau in Norden.

AM UR-QUELL.

MONATSCHRIFT FÜR VOLKKUNDE.

Herausgegeben
von
Friedrich S. Krauss.

„Das Volktum ist der Völker Jungbrunnen.“

V. B. XII. H.	Bezugpreis ganzjährig: 4 M. = 5 Kronen.	1894.

1. Steinerne Tabakkachel.

Von A. Treichel.

Ein eigenartiges Instrument zur Herstellung von Schnupftabak fand ich bei einem Blisenwärter des Leuchtturms in Rixhöft, Kreis Putzig, Westpr. Die sonst gebräuchliche Tabakkachel von gebranntem Thon war durch ein ähnliches Gebilde ersetzt, aus einem Felsen in rundlicher Form herausgearbeitet und mit einem Einsatz von Eisenblech versehen. Der schwere Stein sollte dem Ganzen mehr Ruhe geben und unten auf dem eisernen Einsatze ging die mahlende Keule in der Vertiefung rund um einen erhabenen Festigungstift. Als Keule diente das stumpfe Ende einer langen Stange, welche oben als Fortsetzung einen eisernen Stift besass. Wurde das Instrument in Gebrauch genommen, so wurde der Tabakstein auf einen höheren Platz gestellt, im vorliegenden Falle auf eine Hobelbank, und der eiserne Fortsatz in eine an der Decke befindliche Oeffnung gesteckt, so dass daraus nun eine mittelst Handbetrieb bewegte Tabakmühle entstand. Zwei Sorten Tabaksiebe von verschieden feiner Netzdicke vervollständigen die Ausrüstung; ihr Name ist Têms oder Têmske. Die Bewegungmethode ist dieselbe, wie bei der einen Sorte von Grützquieren, und kann leicht von deren Betrieb mit auf den der ebenfalls steinernen Mahlkachel übernommen worden sein. Ueber sonstige Handfabrikation von Schnupftabak in Westpreussen vergl. A. Treichel: Ueber Donica und tabacznik in Zeitschr. f. Ethnol. Berlin. Bd. 14. Sitz.-Ber. v. 21. Jan. 1882, S. 18 ff. und Nachtrag. Ebda Sitz.-Ber. v. 21. Okt. 1882, S. 506.

---

2. Songs of the Indian Ghost Dance.

(Geister-Tanz.)

By James Mooney.

II. So far as known only one white man, a Mr. Roberts, a teacher at the Arapaho school in Wyoming, has ever seen the sacred pipe, which was shown to him on one occasion by Weasel Bear, as a special mark of gratitude in return for some kindness. After having spent several months among the southern Arapahos, from whom I learned the songs of the pipe with much as to its sacred history, I visited the Messiah in Nevada and then went to the Northern Arapahos in Wyoming, with great hope of seeing the sĕicha and hearing the tradition in full. On the strength of my intimate acquaintance with their relativs in the south and with their greath Messiah in the west, the chiefs and headmen were favorable to my purpose and encouraged me to hope, but on going out to the camp in the mountains, where nearly the whole tribe was then assembled cutting wood, my hopes were dashed to the ground the first night by hearing the old priest, Weasel Bear, making the public announcement in a loud voice throughout the camp that a white man was among them to learn about their sacred things, but that these belonged to the religion of the Indian and a white man had no business to ask about them. The chief and those who had been delegates to the Messiah came in soon after to the tipi where I was stopping, to express their deep regret, but they were unable to change the resolution of Weasel Bear, and none of themselves would venture to repeat the tradition.

A-HUHU HAGENISTITI BAHU.

A-húhu hágenístíti báhu	The crow has made a road across the water,
Hágenístíti báhu.	Has made a road across the water.
Hắnistíti	He has finished it,
Hắnistíti	He has finished it.
Hínisánă	His children,
Hínisánă	His children,
Néa-íqaháti	Then he collected them,
Néa-íqaháti	Then he collected them. (i. e., on the farther side.)

The Crow (ho) is the sacred bird of the Ghost Dance, being revered as the messenger from the spirit world on account of its color, black, the color symbolic of death and the shadowland. The raven, which is practically a larger crow, and which lives in the mountains, but occasionally comes down into the plains, is also

held sacred and regarded as a bringer of omens by the prairie tribes, as well as by the Tlinkits and others of the northwest coast and by the Cherokees in the east. The crow is depicted upon the shirts, leggins and moccasins of the Ghost Dancers, and its feathers are worn on their heads, and whenever it is possible to kill one the skin is stuffed as in life and carried in the dance, as shown in the picture of Black Coyote. At one time the dancers in Left Hand's camp had a crow which, it is claimed, had the power of spreech and prophetic utterance and its hoarse inarticulate cries were interpreted as inspired messages from the spirit world. Unfortunately the bird did not thrive in confinement and soon itself took its departure from the land of spirits, leaving the Arapahos once more dependent upon the guidance of the trance revelations. The eagle, the magpie and the sage-hen are also sacred in the Ghost Dance, the first being held in veneration by Indians as well as by other people throughout the world, while the magpie and the sagehen are revered for their connection with the country of the Messiah and the mythology of his tribe.

The Crow was probably held sacred by all the tribes of the Algonquian race. Roger Williams, speaking of the New England tribes, says that althought the crows sometimes did damage to the corn, yet hardly one Indian in a hundred would kill one because it was their tradition that this bird had brought them their first grain and vegetables, carrying a grain of corn in one ear and a bean in the other, from to field of their great god Cautantouwit in Sowwaniu, the southwest, the happy spirit world where dwelt the gods and the souls of the great and good. The souls of the wicked were not permitted to enter this elysium after death, but were doomed to wander without rest or home. (Williams, Key into the Language of America, 1643.)

In Arapaho belief the spirit world is in the west, not on the same level with this earth of ours, but higher up, and separated also from it by a sea of water. In their statement of the Ghost Dance mythology, referred to in this song, the Crow, as the messenger and leader of the spirits who had gone before, collected their armies on the other side and advenced at their head to the hither limit of the shadow land. Then, looking, over, they saw far below them a sea and far out beyond it toward the east was the boundary of the earth, where lived the friends they were marching to rejoin. Taking up a pebble in his beak, the Crow then dropped it into the water and it became a mountain towering up to the land of the dead. Down its rocky slope he brought his army until they halted at the edge of the water. Then taking some dust in his bill the Crow flew out and dropped it into the water as he flew, and it became a solid arm of land stretching from the spirit world to the earth. He returned and flew out again, this time with some blades of grass, which he dropped upon the land thus made, and

at once it was covered with a green sod. Again he returned and again flew out, this time with some twigs in his bill, and dropping these also upon the new land, at once it was covered with a forest of trees. Again he flew back to the base of the mountain, and is now for the fourth time coming on at the head of all the countless spirit host, which has already passed over the sea and is marshaling on the western boundary of the earth.

---

3. Wie sich Volkmärchen verbreiten.

Von H. F. Feilberg.

IV. Nach Verlauf einer kurzen Zeit fängt der Knabe an darüber zu spekulieren, was die Schachtel in sich bergen möchte. Er zieht sie hervor und öffnet sie und wundert sich gewaltig, da er ein tanzendes Männlein, das vom Schweisse trieft, darinnen entdeckt, und nicht eher trifft das Licht das Männlein, ehe es aufhört zu tanzen, sieht ihn an und fragt: „Nun, was ist los, was fehlt dir?“ Auf einmal versteht der Knabe den Wert seines Schatzes, er hat ein „Manitoo,“ einen Gott der Geisterwelt erhalten, der ausrichten kann, was man von ihm fordert. „Ich wünsche nach dem Orte hingeführt zu werden, wovon der alte Mann kam.“ Damit schliesst er die Schachtel; im selben Augenblicke fühlt er seinen Kopf schwindeln, Finsternis umnebelt seine Sinne, er wird ohnmächtig. Da er sich wieder erholt, findet er sich in der Nähe eines grossen indianischen Dorfes und versteht gleich, dass dies der Ort ist, von welchem der alte Mann gekommen ist. In den ersten Wigwam, den er antrifft, geht er hinein, — so thut man immer nach indianischer Sitte, wenn man in ein Dorf anlangt, — er wird freundlich empfangen und zum Ehrenplatze im hinteren Teile der Hütte eingeladen. Nur eine Person ist im Wigwam anwesend, eine alte Frau, die gleich bitterlich zu weinen anfängt, sobald sie den jungen Mann da sitzend sieht. Er fragt nach der Ursache ihrer Traurigkeit und erhält den Aufschluss, dass sie um seinetwillen weine. Denn sie kann nicht anders verstehen, als dass er um ein Weib zu erhalten dorthin gekommen sei, und dass die Bedingungen, unter welchen er ein solches erhalten könne, so hart seien, dass er darüber sein Leben verlieren müsse. Dies erzählt sie ihm alles und noch dazu, dass viele andere, die tapferer und stärker waren, als er dem Anschein nach ist, ihr Leben haben einbüssen müssen, weil der alte Häuptling voll Hinterlist ist und den Tod der Bewerber seiner Töchter verursacht hat. „Lass das gut sein“, antwortete unser Held, „mich wird er nicht töten können und was seine Bedingungen betrifft, mit ihnen werde ich wol fertig!“

Mittlerweile wurde es ruchbar, dass ein fremder Jüngling, der um die Töchter des alten Häuptlings zu werben gesinnt sei, angekommen wäre. Der Häuptling sendet ihm eine ziemlich stolze Botschaft, er solle kommen und sich ihm vorstellen. Er antwortet

noch stolzer: „sag ihm, ich komme nicht!“ Der Häuptling giebt etwas nach und lässt ihm sagen, dass er für den Jüngling einen bescheidenen Vorschlag habe, er wäre willig ihm eine seiner Töchter zur Ehe zu übergeben, wenn er eine Kleinigkeit, eine unbedeutende Anhöhe, die ihn hindere, die Sonne zu erblicken, ehe sie am Morgen hoch am Himmel stünde, wegräumen wollte. Es war aber dies ein gewaltiger Berg. „Sehr gut“, war seine gelassene Antwort, und hiermit nahm er wieder ganz ruhig seinen Platz ein.

Sobald es zu dämmern anfing, zog er sein Schachtelchen hervor und öffnete es. Das Männlein stand lustig tanzend darinnen, sah auf, hielt plötzlich inne und rief: „Nun, was ist los? Was willst du?“ „Ich muss den grossen Granitberg weggeräumt haben und zwar ehe der Morgen graut.“ „Gut“, war die Antwort, „ich werde es tun!“ Der Jüngling schliesst aufs neue die Schachtel und legt sich ruhig schlafen; aber die ganze Nacht hindurch hört er den Lärm von Arbeitleuten, die stossen, trampeln, rufen, schaufeln, und als er in der frühen Morgenstunde erwachte, war der ganze Berg verschwunden, und da der Häuptling seine Augen aufschlägt, weiss er nicht, wo er ist, er ist ausser sich vor Erstaunen. „Er soll mein Schwiegersohn werden“, ruft er aus, „geh sag ihm, er solle zu mir kommen!“ Jetzt gehorcht der Jüngling seiner Aufforderung; der Häuptling aber will noch mehr ausgeführt haben, ehe er ihm die Hand seiner Tochter schenkt. Zufälligerweise war er in Krieg mit einem mächtigen Nachbarstamm geraten, und er hat jetzt den Plan, ihn durch die Hand seiner Feinde zu töten. Er sagt dem jungen Manne, dass er ein dem Feinde gehörendes Dorf überrumpelt und zerstört wünsche. „Ich will dich begleiten“, spricht der Jüngling, „du kannst deine Krieger mustern, morgen wollen wir auf die Expedition ausgehen.“ Die nötigen Vorkehrungen werden getroffen und alles für einen frühen Aufbruch geordnet. Unser Held aber zieht schon am Abend aus, und sobald er das feindliche Dorf gewahr wird, nimmt er die Schachtel, erklärt dem tanzenden Männlein, was er wünscht. Darnach legt er sich schlafen und hört die ganze Nacht Krieglärm, das Rufen der Männer, das Schreien der Weiber und Kinder, das Wimmern der Verwundeten und Sterbenden. Der Lärm wird immer schwächer und hört zuletzt ganz auf, der Morgen bricht an, und er geht in das Dorf hinein, um sich die Sache anzusehn. Alles ist stille, alle sind getötet, Männer, Weiber, Kinder, alle tot. Darnach kehrt er zurück und auf seinem Wege begegnen ihm der Häuptling und seine Krieger, die gegen das Dorf vorrücken. Er meldet, dass er den ganzen Platz zerstört habe, was ja von ihm verlangt worden war. Boten werden ausgesandt, um die Wahrheit zu erforschen, und alles wird, so wie er es gesagt, gefunden. Der Häuptling fragt nach seinem Namen. Er antwortet: „Noojekesigunodasit“. Der Häuptling ist überrascht, hält doch sein Versprechen und giebt ihm die eine seiner Töchter zum Weibe. Er baute eine grosse und bequeme Hütte, in welche er nebst seinem Weibe und einem Diener wohnt, er selbst schliesst sich

den Jägern an auf ihren Ausflügen in die Wälder, und alles geht eine Zeitlang seinen regelmässigen Gang. Zuletzt aber gelingt es dem Diener, den „Hausgötz“ zu stehlen, und er macht sich aus dem Staube mit der Schachtel, dem Weibe, Wigwam und allem. Er verfuhr auf folgende Weise. Eines Tages als der Hausherr ausgegangen war zu jagen, hatte er nachlässig seinen Rock zu Hause gelassen. Der Diener hatte oftmals darüber nachgedacht, wie er sich doch mit der wunderbaren Macht seines Herrn verhalte. Bei dieser Gelegenheit sah er den hinterlassenen Rock seines Herrn, er zog ihn an. „Hallo, was ist das?“ sagt er, die Schachtel entdeckend. Er öffnet sie augenblicklich und ruft wundernd: „Was bist du für ein Kerl?“ Das Männlein hält augenblicklich mit seinen Tanzen inne und ruft: „Nun, was ist los? Was willst du?“ Hiermit ist das Geheimnis verraten, der Mann versteht alles, hier ist der „Manitoo“, der alle die Wunder ausgeführt hat. „Ich wünsche“, spricht er, „dass dieser Wigwam und alles was darinnen ist, nach einen Ort geführt werde, wo er nicht wieder entdeckt werden kann“. Der „Manitoo“ antwortet: „ich werde es thun!“ Der Mann schwindelt, wird ohnmächtig, und findet sich bald in Verbindung mit dem Wigwam, dem Weibe seines Herrn im tiefsten Walde, an allen Seiten von Wasser umgeben. Natürlich nimmt er alles in Besitz.

Sein Triumph ist doch nur kurz; als sein Herr zurückkehrend seinen Aufenthalt entdeckt, ergreift er seinen magischen Bogen, der ihm blieb, und Pfeile abschiessend und ihnen folgend, ist er bald, wo der Wigwam verborgen ist. Er wartet alsdann, bis die Nacht anbricht, guckt hinein, sieht den verräterischen Diener mit dem Rocke unter seinem Kopfe ruhig schlafend. Stille schleicht er sich hinein und befiehlt dem Weibe, den Rock vorsichtig unter dem Kopfe des schlafenden Mannes herauszulisten. Darnach zieht er ihn an, öffnet die Schachtel und wünscht sich nebst Wigwam, Weib, Diener und allem wieder nach der ursprünglichen Heimat zurück. Augenblicklich sind sie dort alle, der Diener wird getötet, die Haut ihm abgezogen und als Thürvorhang benützt.

Der alte Häuptling ist doch ein grosser Zauberer, eine „Chepechcalm“, eine ungeheure gehörnte Schlange ist sein Schutzgeist, und er ist sehr übel damit zufrieden, dass sein Schwiegersohn in der Magie sich als sein Meister erwiesen, er macht darum noch einen Versuch, um seiner los zu werden. Eines Tages geht er ganz ruhig zu ihm und spricht: „ich wünsche, dass du mir den Kopf einer „Chepechcalm“ als Mittagessen bringst.“ „Das werde ich tun“, ist die Antwort. Dem tanzenden Männlein wird es geboten, eine solche nach dem Dorfe zu bringen. Er tat es. Alle die Einwohner, sobald sie das Ungetüm entdeckt und die Gefahr gesehen, stieben schreiend nach allen Seiten auseinander; unser Held aber tritt ihm dreist entgegen und greift ihn an. Lange dauert der Kampf und lange schwankt die Entscheidung, zuletzt geht doch der Jüngling als Sieger mit dem abgehauenen Kopfe des Drachen in der Hand davon. Zur

Hütte des Häuptlings hintretend, wirft er den Kopf hinein. Der Häuptling ist alleine, er ist müde, machtlos, und sitzt zusammengekrümmt. Er tritt zu ihm hin, schlägt ihn an den Kopf mit dem Drachenkopfe. Jetzt ist es mit der Magie des alten Zauberers vorüber, sein Schutzgeist, sein „Teömul“, ist dahin, er sinkt zur Erde und stirbt.

Askov bei Vejen, Dänemark.

---

4. Mitteilungen aus dem Bremischen Volkleben.

Von Dr. Albert Hermann Post.

IX. Werden die Kinder etwas grösser, so dass die Eltern mit ihnen Spiele und Scherze treiben können, so findet sich dazu wieder eine Menge überlieferter Volkreime oder Redearten. Man schlägt das Kind auf den Bauch mit den Worten:

Trummel up 'n Buuk,
Trummel up 'n Buuk,
Paltrok will danzen.

Statt des unbekannt gewordenen Paltrok (Kinderrock) wird jetzt wohl gesagt: „Pöppken will danzen.“ Man wälzt das Kind auf dem Tisch oder Fussboden mit den Worten: „Rull dat Brod, so ward et groot“, oder man stösst es auf die Erde mit den Worten: „Stöt Peper, maal Musterd, morgen krieg' wi fremde Gäste.“ Man rückt auf das Kind mit gespreizten Fingern zu und kitzelt es mit den Worten: „He kummt, he geit, he krupt, he steit, he krigt se, krigt se, krigt se“, oder: „He lopt, he krigt den litjen Schelm bin Kopp.“ Man sticht es mit dem Finger mit den Worten: „Da kumt 'n Mus, de boot 'n Hus, da kumt 'ne Mugge, de boot 'ne Brugge, da kumt en Floh, de deit sich so“, oder mit folgenden: „Farken steken, Water kaken, morgen will wi Wuste maken, wiek, wiek, wiek.“ Man tupft dem Kinde in die Hand mit den Worten:

Da hest en Daler in de Hand,
Kanst vorkopen Land un Sand,
Hus un Hof, Peerd un Ko
Un en litjet Hiesfalen darto.

Diermissen, S. 12.

Beim letzten Verse wird das Kind gekitzelt. Oder auch so:

Da hest en Daler,
Ga na 'n Mark'd,
Koop en Karp,
Koop en Kruusk [1])
Un bring mi ok wat mit na Hus.

Fölsing I, 121; Diermissen, S. 12; Frischbier, S. 34, Nr. 133.

---

[1]) Karautsche.

Man kneift dem Kinde mit zwei Fingern die Nase zusammen, dann entspinnt sich folgendes Gespräch:

Wo waant Sniefke? — Up dem Dieke.
Wat deit se dar? — Se legt Eier.
Wo veel? — Achtein.
Welkeen schal ik hebben: dat fule oder dat reine? — Dat fule.

Dann wird das Kind so lange gekniffen, bis es sagt: Dat reine. Es wird auch so gesagt:

Wo waant Sniefke? — Up dem Dieke.
Wat socht he? — Eier.
Welkeen schal ik hebben u. s. w.

Man zieht das Kind an den Ohren in die Höhe mit den Worten: „Schal ik di mal de Bremer Göse wiesen.“ (Handelmann, S. 59; Frischbier, S. 205, Nr. 761 (Königsberg sehen!) In Dithm : Hamborg wiesen.) Man bringt es zum Lachen, indem man ihm mit den Fingern vor dem Gesicht herumfährt und es kitzelt mit den Worten: „Brumm, brumm, brumm, lache nig, wies mi din Täne nig, laat se nig seen.“ Das Kind muss die Hände zusammenschlagen bei folgendem Verse:

Bakke, bakke Koken,
De Bekker de het ropen,
Wer wil söte Koken bakken,
De mot hebben seven Saken,
Eier un Solt,
Botter un Smolt,
Melk un Meel,
Saffran maakt den Koken geel,
Schuuv'n in 'n Aven, dat he gaar ward.

Beim letzten Vers wird die entsprechende Bewegung beim Kinde nachgeahmt.

Fölsing I, S. 134; Diermissen, S. 13; Frischbier, S. 30, Nr. 116; Lemke I, S. 120; Raabe, S. 170; Wegener I, 31, Nr. 104; Heimat II, S. 103; Tuxen 66.

Es findet sich auch folgender Vers:

Bakke, bakke, bakke,
Dat Meel wol ut dem Sakke,
Eier ut dem Neeste —
Use Aleid is de beste.

Fölsing I, S. 136; Frischbier, S. 30, Nr. 117.

Man schaukelt das Kind mit folgendem Verse:

Bum bam beier,
De Koster mag kin' Eier,
Wat mag he denn:
Beer in der Kannen,
Spek in der Pannen,
Ei! wat en olen lekkern Mann!

Diermissen, S. 18; Frischbier, S. 45, Nr. 174; Raabe, S. 170; Wegener I, S. 42, Nr. 138; III 242, Nr. 835; Tuxen, S. 65; Ons Volksleven I, S. 4 (zu vrgl.), 53.

Oder man lässt das Kind durch den Schoos fallen mit folgenden Worten:

Sige sage, hotte Kaar,
Brikt dat Schip, ligt Ficke dar
In dat depe Water,
Plums, plums.

Oder:

Sige sage, hotte Wage,
Spän' in't Füür,
Dat Holt is dür,
Piter, Pater,
Plums in't Water.

Oder:

Sige sage, Holt entwei,
Litje Stukken, groote Stukken,
Sni sna, sni sna, snuks.

Sigesage bezeichnet die Säge, hotte Kaar oder hotte Wage das Gespann. Diese täglichen Begleiter des Bauern geben auch einen Grundton in seiner Poesie ab. So finden sie sich z. B. auch als Einleitung in folgendem Volkverse:

Sige sage, hott de Kare,
Mann har sine Fro verlaren,
In dem widen Felde
Mit 'n Sak vull Gelde,
Har de Mann sin' Fro man wedder,
Fragd' he veel na 'n Gelde.

Man sagt ferner zum Kinde: „Ik mag kine bloten Hänne seen“ und veranlasst das Kind seine Hände zu verstecken, weil es sonst darauf geschlagen wird, oder man zeigt auf das Kind mit dem Finger mit den Worten: „He, de het kin Hemd an,“ indem man damit den Finger meint.

Auch für alle Unarten von Kindern hat die Volkdichtung ihre Sprüche. Kindern, die viel fragen, sagt man: „Kinnerfrage, ole Lüe wet 't wol.“ Unfreundlichen Gesichtern begegnet man mit den Worten: „Wat süst du denn so suur ut, so suur ut. So see ik von Natuur ut.“ Eigensinnigen Kindern sagt man: „Kinner von Willen, krigt welke vor de Billen, Kinder von wat, krigt wat vor 't Gat.“ Kindern, welche auf dem Arm genommen werden wollen, sagt man:

Wat Hukkebak, wat Hukkebak,
Wat is dat vor en Aatensnak,
Ik hebbe nog junge Beene,
Kan lopen aver Stok un Steene.

Kinder, welche nicht zu Hause bleiben wollen, wenn die Eltern ausfahren, werden abgefertigt mit dem Spruche: „Du schast mitfahren in Jan-blief-to-Hus sinen Wagen un mit Jan-kummer-nig sine Pere.“ Weinerliche Kinder (im Volkmunde „Paugeschen“ genannt) werden verhöhnt mit folgenden Reimen: „Dreilirum, dreilarum Use Trintjen will starven, Wi willt er begraven

Mit Kringeln un Klaben, mit vuller Musik, Denn sunt wi se quit," oder: „Min Mann dat was en Lirendreier, Un ik was sine Fro," Un wenn min Mann gung up de Jagd, So dreid he de Liren den ganzen Dag — Sieh so, sieh so, sieh so!" (Raabe, S. 106.) Unreinliche Kinder werden mit folgendem Spruche verhöhnt: „As ik en litje Deeren was, Da kleid' ik in der Aschen, As ik en beten danner was, Da most ik Schotteln waschen, O, wo kam mi dat wol an, As ik bi den Schottelpott kam!" (Korrespondenzblatt VIII, 21.)

Andererseits hat die Volkdichtung auch Trostverse für die Kinder. Kleingebliebene Kinder werden getröstet mit dem Spruche: „Litjet un kregel is beter as groot un 'n Flegel."

---

5. Das Kind in Glaube und Brauch der Pommern.

Von Dr. A. Haas in Stettin.

III. Unmittelbar nach der Geburt. Gut ist es, wenn die Eltern dem Kinde unmittelbar nach der Geburt ein „Vaterunser" in den offenen Mund hineinbeten. (Neuvorpommern.) — Neugeborenen Kindern muss ein Licht angesteckt werden, oder es muss ein Gesangbuch oder ein Stück davon in die Wiege gelegt werden, dann können sie nicht von den Unterirdischen vertauscht werden. Auch schützt man sie davor, wenn man ein Vaterunser betet. (Kassuben. Knopp Nr. 1.) — Wird Leuten, welche voraussichtlich lebelang in dienender Stellung bleiben, wie Taglöhnern, Bedienten, Kutschern, ein Kind geboren, so wird es, bevor man es kleidet und in die Wiege bettet, von dem Vater auf einer Schürze unter den Tisch geworfen, damit es bei Zeiten lernt, demütig zu sein und sich in andere Leute zu schicken. (Kr. Grimmen. Frau Pastor A. Klütz. Vgl. Knoop Nr. 2.) — Dem neugeborenen Kinde muss man ein Stück vom Werkzeug des Vaters in die Hand geben: z. B. ist der Vater ein Tischler, einen Hobel; ist er Schuhmacher, einen Leisten; ist er Fischer, einen Aalspeer und dergl.; dann hat es in seinem künftigen Lebensberufe Glück. (Knorrn Nr. 8. Rügen u. a.) — Ein neugeborenes Mädchen darf der Vater nicht zuerst küssen; sonst bekommt es einen Bart. Einen Knaben darf die Mutter nicht zuerst küssen; sonst wird er weibisch. (Rügen. Dr. K. Albrecht. Vgl. Knorrn Nr. 22.) — Ein neugeborenes Kind darf nicht von einem anderen Kinde, das noch nicht sprechen kann, geküsst werden; sonst lernt ersteres schwer und spät sprechen. (Ebendaher. Vgl. Knorrn Nr. 20.) — Kinder unter einem Jahre dürfen sich nicht küssen; sonst bleibt eins von beiden stumm. (Kassuben. B. Kay.) — Kinder weiblichen Geschlechtes dürfen nicht eher einen Kuss auf den Mund bekommen, als bis sie ein Jahr alt sind, oder vielmehr bis sie einigermassen sprechen können. (Grossenhagen.) — Neugeborenen müssen die Hände in kaltes Wasser ge-

taucht werden; dann frieren sie nie. (Neustettin. A. Pommerening. — Zezenow. Knoop Nr. 6.) — Neugeborene Kinder legt man hinter den Ofen, dann bleiben sie stets ruhig. (Knoop Nr. 7. — Badet man ein neugeborenes Mädchen zuerst in einer büchenen Wanne (Wanne aus Buchenholz), so laufen ihr, wenn sie gross wird, die Männer sehr nach. (Stettin. Frau E. Krüger.) — Steckt man ein neugeborenes Kind ein Weilchen in den Backofen, so wird es später keine Sommersprossen bekommen. (Ebendaher.) — Wenn kleine Kinder gleich nach der Geburt zum ersten Mal gewickelt werden, so legt man sie auf die rechte Seite; andernfalls würden sie im späteren Leben „Linkshänder“ werden. (Rügen. Vgl. Knorrn Nr. 27.) — Wickelt man ein neugeborenes Mädchen zuerst in ein Manneshemde, so bekommt es später sicher einen Mann. Haben alte Jungfern keinen Mann bekommen, so ist ganz gewiss der Umstand daran schuld, dass sie nach der Geburt zuerst in eine Frauenschürze gewickelt sind. Daher soll es auch kommen, dass viele alte Jungfern die Schürzen nicht leiden können. (Stettin. Frau E. Krüger.) — Das neugeborene Kind lassen die Angehörigen bald nach der Geburt in ein Buch sehen; dann lernt das Kind später sehr gut. (Sinzlow. Frl. C. Richter.)

---

6. Die wilde Braut.

Von Dr. Philipp Goldberger.

Wenn wo eine Hochzeit is, da wird von 2 Uhr Nachmittag an getanzt bis am andern Tag. Und um 12 Uhr um Mitternacht kummt a wilde[1]) Braut, die is schwarz gekleidt als wia der Teufel.[2]) Sie nimmt der Braut den Bräutigam weg; die wilde Braut fahrt zum Tisch hin und sagt zu der Braut: „Schau, dass d' weiter kummst, der Bräutigam g'hört mir; i hab' ihm schon früher g'habt wie Du; wenn'st net abfahrst, hau' i Dir 'n Schädel weg.“ Der Bräutigam schämt si, aber sie lasst ihm net aus; er hat Furcht vor ihr, weil sie so wie der Teufel is. Die wilde Braut nimmt den Bräutigam bei der Hand und führt ihn hinein auf den Tanzboden. Da schreit die wilde Braut: „Jetzt g'hört der Bräutigam mir, spielt's jetzt an schön 'n Landler, an feschen für mein Bräutigam!“ Sie fahrt um als wia a Wilde, alle Leut' schau'n zua und lachen und kan andrer darf während dem net tanzen; denn sie bild't si ein, die ganze Hochzeit g'hört ihr allani. Di richtige Braut versteckt si und weint und kränkt si über de Teuf'lin; endli' wird der richtigen Braut die G'schicht zu dumm, und sie schaut wieder, was mit ihren Bräutigam g'schicht, und in allen Zorn, wo sie auch die Mitgäste aufhetzen, entsteht mit der wilden Braut ein Streit, und sie wird hinausgeschmissen. Die wilde Braut verwünscht der Andern ihre Zukunft

---

[1]) = falsche. [2]) Ane ziagt sie halt an.

mit „verkrüppelte Kinder und viel Schläg' vom Mann, dass sie bald sterben sollt', und zwar ein schlechtes Ende.“ Die Unterhaltung ist zerstört und in einem traurigen Ende geh'n alle nach Hause. (Aber es is nur a Hetz.)

Nach der Erzählung eines in Grundbach bei Aspern (Niederösterreich) ansässigen, mit mir gleichzeitig im Heere (K. u. K. F. J. B. Nr. 21) stehenden Müllersohnes Rinxner.

Die Zusätze in den Anmerkungen ebenfalls von Rinxner. Dieselbe Hochzeitsitte wurde mir bestätigt aus dem Bezirke Ober-Hollabrunn in Niederösterreich.

---

7. Bienenzauber und Bienenzucht.

Mitteilung von C. O. Boije of Gennäs in Stockholm.

XX. The peasantry in some parts of England have curious superstitions regarding bees. A poor old widow once complained to a gentleman that all her stock of bees had died; and on enquiring, he was informed that on the death of her husband a short time previously the had neglected to tap at each of the hives, to give information to the bees of that sad event; that, in consequence of this mission, they had been gradually getting weaker and weaker; and that now the had not one left. This may be supposed to have been a solitary instance of superstition, but such is by no means the case, as it wile be very generally found that on the death of a cottager who has kept bees some ceremonious observance takes place. The late Mr. London mentions that when he was in Bedfordshire, he was informed of an old man who sung a psalm in front of some hives which were not doing well, but which he said would thrive in consequence of that ceremony. This may be a local or individual superstition, but the announcement to the bees of the death of the owner is certainly a more general one. In Norfolk, at places where bees one kept, it is an indispensable ceremony, in case of the death of any of the family, to put the bees in mourning, or the consequence, would be that all of them would die. The person who made the assertion mentioned a case in point where, from the neglect of this caution, every bee in the apiary had perished. This milhad of putting them in mourning is by attaching a piece of black cloth to each of the hives. In the neighebourhood of Coventry, in the event of the death of any of the family, it is considered necessary to inform the bees of that circumstance otherwise the wile pine away and die. The manner of communicating the intelligence to the little community is, with due form and ceremony, to take the key of the house and knock with it three times against the hive, informing the inmates at the same time that their master or mistress, as the case may be, is dead. A similar custom prevails in Kent; and in some places it is considered expedient to communicate any news of importance that may have occurred to these industrious insects.

From „The Million“, Sept. 22, 1894.

---

8. Die Lösung des Zungenbändchens.

Eine Umfrage von M. Höfler in Tölz.

II. Das Zungenbändchen heisst bei uns hier im Niederdeutschen Keekelreem, auch Kikkelreem. Der Name hängt wohl zusammen mit Niederdeutsch käkeln, d. i. schreien, grelles Entgegensprechen. Keekelreem würde sonach also Schreiriemen, oder wenn man will: Sprechriemen bedeuten. Durch Schneiden des „Keekelreems“ glaubt man schwersprechische Kinder vor dem ersten Lebensjahr oder bald darnach zum guten Sprechen zu bringen, bez. vom Stottern zu heilen. Der Keekelreem wird vom Arzt geschnitten, so noch vor Jahren in meiner Schule vom Impfarzt mittelst einer kleinen Schere gelöst. Zuweilen tun die Eltern das auch selber; wenigstens kenne ich einen Fall, wo der Vater solches einklippte mit einer Schere bei seinem noch nicht 1 Jahr altem Kinde.

Dass der Volkmund das Sprechen mit mehr oder minder gelösten Zungenbändchen in Verbindung bringt, beweist auch die niederdeutsche Redensart, die man von einem viel sprechenden Menschen gebraucht, und die da heist: Em (ehr) is de Keekelreem gut snäd'n. = Ihm ist das Zungenbändchen gut geschnitten.

H. Carstens.

III. Meiner kleinen Tochter hat in der ersten Lebenswoche die Hebamme mit ihrer Schere das Zungenbändchen gelöst. Es kommt in hiesiger Gegend öfter vor, dass die Hebamme das Zungenbändchen löst. Riten oder sonst gläubische Gebräuche kommen dabei nicht vor. Die Operation wird dann vorgenommen, wenn die Zunge des Kindes die Brüste der Mutter nicht fassen kann, sondern immer abgleitet. Nach Mitteilung einer alten Frau haben früher sich die Mütter des Fingernagel bei der Zungenbändchenlösung bedient.

Zwilipp. Asmus.

---

9. Das Ausbuttern.

Eine Umfrage von J. Mestorf.

II. Bevor man mit dem Ausbuttern beginnt, schüttet man etwas Weihwasser in das Butterfass. Das Ausbuttern beginnt mit dem Spruch:

„In Gottes Namen rühr' ich aus
En Butter wiere (wie ein) Haus.“

Wenn eine Hexe ausbuttert, sagt sie zwar ebenfalls diesen Spruch, setzt aber noch dazu:

Die Nachbarsleut kein Löffel voll.

Damit zieht sie die Butter der Nachbarsleute an sich.

Ein Mädchen erzählte mir: Meine Mutter hatte Butter zerlassen, da kam eine Frau zu uns und plauderte mit meiner Mutter und steckte dabei den Finger in das Butterschmalz, indem sie sagte: „Da habt Ihr aber ein schönes Fett!“ Daraufhin ging uns die

Butter ein Jahr lang beim Ausbuttern nicht mehr zusammen. Daran war die Frau schuld, die unzweifelhaft eine Hexe war. (Gegend von Dingolfing in Niederbayern.)

III. Wenn es einer alten Hexe gelungen ist, die Reifen des Butterfasses von unten nach oben zu zählen, so geht beim Ausbuttern die Butter nicht mehr zusammen. Man muss nun dahin trachten, dass die Hexe die Reifen von oben nach unten zählt, dann gelingt das Ausbuttern wieder. (Gegend von Hammelborg, Unterfr.)

Aschaffenburg. H. Hofmann, Amtrichter.

IV. Wenn man nicht abbuttern kann, so legt man einen roten Freislappen nicht über, sondern unters Butterfass. Auch muss man sich mit dem Butterfass untern Balken stellen. Als Reim übers Buttern wird häufig gesagt:

Botte, botte va eina Kauh
Geit na Stüppel Wâte tau.

Es ist auch schon vorgekommen, dass Leute das Butterfass auf den Wagen gesetzt und bis zur Grenze der Feldmark und dann wieder zurückgejagt sind. Wer keinen Wagen hat, kann sich auch der Karre bedienen und schnell bis zur Grenze und dann wieder zurückkarren. Man legt auch wohl alte Butter in's Fass, damit sich die frische darum sammle. Manche Milch wird trotz alledem doch nicht zu Butter, die ist dann behext. Dann muss man die Milch durch die Ranken der Alfranken (Jelängerjelieber oder Geisblatt) giessen. Die Buttergefässe (Butterfass, Butterdeefä, d. i. Buttermilchfässchen, Milchsieb und Eimer) darf nicht jeder sehen. Auch darf man nicht die Milch zeigen, wenn man eben gemolken hat und aus dem Stall kommt, sonst kann die Milch leicht behext werden.*) Da die alten Frauen doch recht misstrauisch waren und sich vor jeder Hexe sichern wollten, so banden sie einen Zwirnfaden um das Fass. Wenn nämlich die Hexe die Milch im Butterfass behexen wollte, so musste sie die Bänder um das Fass von unten auf zählen. Den feinen Zwirnfaden sah sie dann nicht. Sie zählte falsch und der Zauber blieb unwirksam. Ist die Milch aber doch behext, so giesst man sie in einen Kessel, nimmt eine Rute und peitscht so lange bis etwas Milch herausspringt, dann ist sie entzaubert.

Die Hexen können auch verzauberte Butter herstellen. Einmal ist es aber einer solchen Frau bei Schivelbein doch damit schlecht ergangen. Sie brachte Butter auf den Markt. Da kam ein Mann an und bat, ob er die Butter anschneiden dürfe. Dies wurde gestattet. Er hatte aber ein Messer, auf dem das Zeichen des Kreuzes war. Dadurch wurde die Butter entzaubert und sie war — Kuhdung. Seitdem, so berichtet meine alte Gewährfrau, hat aber niemand mehr von der Frau Butter gekauft.

Zwilipp. Asmus.

---

*) Bemerkung. Der Milcheimer war daher mit einem Deckel versehen. Darunter schwamm auf der Milch ein kreuzförmiges Brettchen von Buchenholz.

10. Zur Kyffhäusersage von Kaiser Friedrich.

Von Ralf Ofterding.

II. Vor mir liegt Joh. Aug. Eph. Goeze: Nützliches Allerlei aus der Natur und dem Leben, Leipzig 1788. Darin finden sich in Bd. III folgende Beiträge zur Kyffhäusersage: S. 217: Wie sich Kayser Carolus magnus zu Nürnberg auf der kayserlichen Burg in einen tiefen Brunnen selbst verbannt habe; so habe es auch Friedrich der Erste, mit dem Zunamen Rothbart, mit einigen der Seinen in diesen Berg gethan. Er sitzt daher in ihm (S. 218) mit seiner Gesellschaft auf einer Bank; der Kayser aber an einem steinernen Tisch, und halte den Kopf in der Hand. Auch sey ihm der rothe Bart durch den Tisch bis auf die Füsse gewachsen. Er nicke stets mit dem Kopfe, und blinze mit den Augen, als ob er nicht recht schliefe, und bald aufwachen wolle. Die Meynung ist, er werde vor dem jüngsten Tage wieder aufwachen, und sein verlassenes Kayserthum auf's neue antreten. Andere sagen: es sey Friedrich der 2te, den die Päbste hierher verbannt hätten, weil er in seinem Leben viermal in den Bann gethan war. Er sitze an einem goldenen Tische. Eine Prinzessin bediene ihn. Er werde aber wieder frey werden, die Türken aus Europa vertreyben, und das gelobte Land mit dem heiligen Grabe wieder einnehmen. Die Prinzessin sey es auch, die den Leuten öfters erscheine, und sie beschenke, wiewohl auch Zwerge, die in dem Berge wohnen, zur Bedienung des Kaysers gebraucht werden. Ein Schäfer habe einmal auf dem Berge gesessen und auf seiner Schalmeye geblassen u. s. w. S. S. 211. S. 219: Im Jahre 1669 sey ein Bauer aus dem Dorfe Röblingen u. s. w. S. S. 211. S. 219: Eine Gesellschaft von Musikanten habe es einmal gewagt, dem Kayser ein Ständchen zu bringen. Die Prinzessin sey erschienen, und habe sie in den Berg geführt, sie in einem grossen Saale prächtig bewirthet, und jedem einen grünen Busch auf den Hut gesteckt, andere sagen: die Taschen mit Heckerling gefüllt. Sie hätten es aber mit den Worten weggeworfen: wenn sie uns nichts besseres geben will; doch einer habe es behalten, und nachher statt der Blätter Dukaten gefunden. — Ein Bauer, der in Tilleda eine Hochzeit ausrichtet, befiehlt seiner Magd, Teller zu borgen. Auf mehrere Fragen, bey wem sie solche borgen sollte, antwortete der Bauer mit Unwillen: auf den Kiffhäyser. Die Magd geht hin. Die Prinzessin erscheint, und giebt ihr einige Dutzend Teller. Erst bey Tische merkt es der Prediger, dass sie von lauter Silber speisen. S. 220 folgt nun die Sage von den dort aufbewahrten Schätzen und von der Springwurzel. S. 223 teilt der Verfasser eine sogenannte Kurgängeradresse mit, dergl. mehrere unter den Leuten circulieren.

Wahrhaftige Beschreibung eines provitablen ○ Ertzes, so bey Kelbra und dessen Gebirge anzutreffen.

Gehe von Kälbra aus nach der sogenannten Kopenburg, der Weg naher Frankenhausen zu der Dannenberg genannt; linker hant

am weg ist ein Loch, gehe hinein, und wenn du hinein kommst am Ende des Ganges linker hant ist ein Ader, in welcher du einen gelben Sand findest, du musst dich mit Licht wohl versehen, weil in der Gegend etwas Δ (Wasser) anzutreffen ist, damit du keine Gefahr zu besorgen habest, kratze den gröbsten gelben ⁰o o o o o (Sand) weg, da findest du braune Körner, die lassen sich breit schlagen, du bekommst in Erfurth bei Hrn. L . . . von W . . . . . vor das ℔ 96 Thlr. 18 gl. Desgleichen auch bey Hrn. S . . . . ebda, welcher aber nur 73 Thlr. davor gegeben, ich habe 1761 in Leipzig zwey Männer auf der Ostermesse von Kälbra angetroffen, welche dergleichen Materie bey den Herrn Professor R . . . brachten, welches zur Nachricht mir selbst aufgezeichnet, so du Glück hast, bleibe from und vergiss der Armen nicht.

B L M J K M 1761.
Jch jauchse schon.

---

11. Vom Bahrrecht.

Eine Umfrage von Robert Sprenger.

V. Als eine Art Seitenstück zum germanischen „Bahrrecht“ sehe ich, besonders im Hinblick auf den nachher erzählten belegenden Vorgang, die unter König Georg III. von England sanktionierte Berechtigung jedes in Sidney ansässigen Engländers männlichen oder weiblichen Geschlechts an, einen aus dem Mutterlande deportierten Verbrecher bei der Ankunft in seine Dienste nehmen und dadurch von Verbüssung der verhängten Strafe befreien zu dürfen. „Das Neue Blatt“ (Leipzig) berichtet in Nr. 1 von 1894, Rubrik „Allerlei“ unter „Frauen-Klugheit“, dass vor etlichen Jahren die Gattin des wegen Betrugs verurteilten Londoner Bankiers Charles Dean Paul rasch nach Sidney geeilt sei, sich daselbst angekauft und beim Landen des Schiffes, das ihren Mann hinbrachte, diesen als Kammerdiener gemietet habe, was die Behörden als jenem Brauche entsprechend nicht verhindern konnten.

München. Ludwig Fränkel.

VI. Lessings berüchtigter Gegner Professor Ch. A. Klotz liefert ein der Zeit vor dem für ihn so verhängnisvollen Zusammenprall in einem Briefe an Briegleb, 29. Dezember 1763, eine genaue Einzelkritik von jenes „Miss Sara Sampson“. Es heisst darin u. a.: S. 212: „Nein, ich will es nicht wagen, sie (die Hand) zu berühren. Eine gemeine Sage schreckt mich, dass der Körper eines Erschlagenen durch die Berührung seines Mörders zu bluten anfange.“ Ach, Pedante! der verzweifelnde Mellefort [so! Mellefont. Frkl.], der sich in wenigen Minuten erstach, wird noch gelehrt. Und der schollastische Ton: Eine gemeine Sage — Was fehlte noch, als Hochzuverehrende Anwesende. (Berlinisches litterar. Wochenblatt 1777 1,9; Erich Schmidt, Lessing II, 790).

München. Ludwig Fränkel.

---

12. Der Mann im Monde.[1]

Eine Umfrage von H. Volksmann.

33. In meiner Heimat bei Alt-Ruppin heisst es auch: Im Monde sitzt eine alte Frau und spinnt, und im Monde befindet sich ein Mann mit einem Bündel Reisig unter dem Arm. A. Press.

34. Nach E. Lemke, Volktümliches in Ostpreussen II, S. 17 und 18, sitzt im Monde eine Frau, die beim Vollmondscheine spann; ein Fuhrmann, der am Sonntage fuhr; ein armer Mann, der am Sonntage Holz sammelte. H. Carstens.

35. Es war einmal ein Schmied, der verstand es geheime Nachschlüssel zu verfertigen, mit welchen man jedes Schloss aufsperren konnte. Weil er aber auch an Sonn- und Feiertagen zu schmieden pflegte, wurde er zur Strafe dafür in den Mond verdammt, wo er durch alle Ewigkeit unablässig schmieden muss. Fr. S. Krauss, Sagen und Märchen der Südslaven, Bd. II, S. 64.

36. Die Legende von dem Mann mit dem Bündel Reisig im Mond ist schon früh in Europa bekannt gewesen. Man hat ein Sigel aus dem 14. Jahrhundert (cf. die Beschreibung und Abbildung von diesem merkwürdigen Sigel in dem Journal of the Archaeological Institute, March 1848, p. 66, 67), das einen Mann vorstellt, der ein Bündel Dornen in dem Mond trägt, mit der sehr undoppelsinnigen Randschrift: TE WALTERE DOCEBO CUR SPJNAS PHEBO GERO. H Volksmann.

37. Die Bewohner von Indien sehen einen Hasen in dem Mond, und die Chinesen bilden den Mond nicht ab, ohne einen Hasen da hinein zu setzen, der Reis feinstampft. Man vergleiche hierüber die belangreiche Studie von N. C. K. Bagel und Aug. Gittée in der Tijdschrift voor Nederlandsche Folklore „Volkskunde“, onder Redactie van Pol de Mont & Aug. Gittée, 1. Jaargang, S. 217—224: „Het Mannetje in de Maan“, wo es S. 221 weiter heisst: Die Japanesen und Chinesen sehen in den Mondflecken ein Kaninchen auf seinen Hinterpfoten sitzend vor einem Mörser, das in seinen Vorderpfoten eine Mörserkeule hält, womit es Reis fein stösst. Die Hindus sehen in dem Monde einen Hasen, weshalb sie den Mond „Hasenträger“ nennen. Andere sehen darin nicht einen Hasen, sondern ein Reh, das auch in dem Grase weidet, und nennen den Mond „Rehträger“. Auch die Siamesen sehen in dem Mond die Gestalt eines Hasen, während andere wieder einen Mann und eine Frau darin erblicken, die ein Feld bearbeiten. Das Merkwürdigste ist, dass für beinahe alle indianischen Stämme von Nordamerika der Hase als Sinnbild des Mondes gilt, worüber wir vielleicht später einmal etwas ausführlicher berichten werden. H. Volksmann.

38. Nach F. Boas, Sagen der Indianer in Nordwest-Amerika (Zeitschr. f. Ethnol., H. V, S. 262), stieg der Mondmann vom Himmel

[1]) Vrgl. „Am Ur-Quell“ I, 85, III 290 u. s. f., 343, IV 21, 54 u. s. f., 67 u. s. f., 121 u. s. f., 172, 216 u. s. f.

herab, um ein schönes Mädchen zu rauben und bat dann deren Mutter um Wasser; als diese das Mädchen zum Brunnen sandte und es kaum den Fuss vor die Thüre gesetzt hatte, ergriff sie der Mondmann und nahm sie mit sich hinauf. Das Mädchen mit dem Eimer kann man noch heute im Monde sehen. A. Treichel.

39. In Markt Bergel in Mittelfranken sagt man, wenn die Flecken im Monde sichtbar sind, das sei der Holzdieb mit einem Bündel Holz auf dem Rücken. (Mitgeteilt von einem älteren Manne aus Markt Bergel.)

München. Anton Englert.

---

13. Volklied,

gesungen von Burschen in Grötzingen bei Karlsruhe (Baden).

1. Mein Schatz heisst Karoline
Sie ist mir lieb und gut,
Und wenn ich sie verliere,
So kauf' ich ihr ein Hut.
Tri — Triolio.

2. Geh weg von meiner Seite
Und lasse mich in Ruh,
Ich bin ein armes Mädchen
Und du ein reicher Bu.
Tri — Triolio.

3. Ach hätt' mich meine Mutter
Am ersten Tag ersäuft,
So hätt' ich nicht erfahren,
Was solche Liebe heisst.
Tri — Triolio.

Otto Heilig.

---

14. Sympathieformeln aus Mecklenburg.

Von O. Glöde in Wismar.

Heilspruch gegen den Kinderschwamm (aus Schwerin i. M.):

De Swamm un de Swôl,
De güngen to Pôl,
De Swôl de gewünn,
De Swamm de verswünn.

Der Spruch wird innerlich gesprochen und dabei der Gaumen des Kindes mit einem Salbeiblatt bewischt.

Heilmittel gegen Warzen (aus Wismar). Man schneidet bei Vollmond einen Apfel in drei Stücke und streicht mit der inneren Seite jedes Stückes dreimal über die Warzen hin nach dem Mond zu, in dessen volle Scheibe der Patient starren Auges sieht. Dabei sagt man:

Nimm mit, nimm mit, nimm mit!

Darauf wird der Apfel wieder zusammengelegt und an eine Stelle gelegt, wohin nicht Sonnen- noch Mondschein kommt.

Blut stillen (aus Wismar).

Unser Herr Jesus Christus ging über eine Brücke, worunter Blut und Wasser floss.
Blut steh! Wasser geh!
Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes

---

15. Woher kommen die Kinder?[1]

Eine Umfrage von O. Schell.

21. In Husum kommen die kleinen Puppen aus der Husumer Aue.
Pr.

22. In meiner Heimat in Quickborn bei Burg in Süderditmarschen holte der Storch in meiner Kindheit die Wickelkinder aus dem Mühlenteiche, der jetzt aber nicht mehr existiert. Maassen.

23. Im Walde zwischen Wohlen und Bremgarten im Aargau liegt der Herdmännlistein. In diesem hatten die Erdmännchen ihre Stuben, und bis zum heutigen Tage soll man aus eben diesem Stein die kleinen Kinder aus Wohlen holen. Rochholz, Sagen des Aargaus I, S. 288.

24. Als der Storch einem Manne in der Lundener Gegend ein Zwillingpaar brachte, hiess es bei den Geschwistern: Der Storch hat diese aus dem Holm geholt. Der Holm ist ein niedriges Stück Land in Dahrenwurth, das an drei Seiten von Wegen und an einer Seite von einem Wassergraben begrenzt wird, und häufig unter Wasser steht. Ein Hofbesitzer sagte, seine Kinder wären aus seinem Graff (breiter Graben bei einem Marschhofe) geholt worden.
M. Carstens.

25. Hier bei uns in Amerika bringt der Schwammfuchs die Kinder. In den Waldungen giebt es nämlich schwammige Strecken, woher der Fuchs sie holt.
Marshfield Wisc. S. Broders.

26. In der Gegend von Schlebusch (unweit Köln) lässt der Volkglaube die Kinder aus der noch heute verehrten Gezelinquelle kommen. Darum die Scherzfrage, welche man an junge Eheleute richtet: „Hast du en den Pötz (Quelle) gelûrt?“ Zu einem kinderlosen Ehemann pflegt man auch wohl zu sagen: „Muset mit deiner Frau nach Gezelin gehen!“

Eigentümlich ist es, dass man in derselben Gegend die Kinder auch aus dem hohlen Stock kommen lässt. Damit bezeichnet man ausgehöhlte Buchenstumpfe von riesenhaftem Umfange in der Nähe jener Quelle.

27. In Gummersbach kommen die Kinder aus der Linde auf dem Schützenplatz, welche im Volkmunde die Kinderlinde heisst.

28. In Delling (Kreis Wipperfürth) kommen die Kinder aus Buchen.

29. In Delling ist die neuere Ansicht verbreitet, nach welcher die Hebammen die Kinder in Körbchen in's Haus bringen, nachdem sie sie aus den Buchen geholt haben. O. Schell.

30. Die kleinen Kinder bringt in Schivelbein in Pommern der Storch durch den Schornstein und lässt sie der Hebamme in den Schoss fallen.
Zwilipp. Asmus.

---

[1]) Vrgl. Ur-Quell IV, S. 224—226; V, S. 80—81, 162.

16. Magyarische Hochzeitbräuche in Siebenbürgen.

Mitgeteilt von Anton Herrmann.

IV. Hajdu-Hadház.

(Nach Aufzeichnungen von K. Trending.)

Bevor der Bursche als Freier auftritt, besucht er an einem Abend das Haus der betreffenden Maid, wohin er einen weingefüllten Schlauch mitnimmt. Er giebt den Hausleuten vom Weine zu trinken, und wenn sie sich dabei gar sehr nötigen lassen, die Maid gar nicht trinkt, so weiss er, dass er die Maid nicht erhalten wird. Trinkt aber die Maid und die Hausgenossen vom Weine, ohne sich viel nötigen zu lassen, so schickt der Bursche einen Freier in's Haus der Maid und verlangt sie. Die Antwort wird ihm erst nach einer Woche erteilt, worauf der Bursche der Maid ein Geldgeschenk macht. Nun werden zwei Brautführer ausgesucht, die mit bänder- und blumenverzierten Stöcken und Hüten versehen, ihre Einladungen zur Hochzeit machen. Am Sonntag vor dem Hochzeittage versammeln sich abends Freunde und Verwandte sowohl im Hause der Braut, als auch in dem des Bräutigams, um die „csigapergetö“ (Schneckenkreisel) zu machen. Diese Speise darf bei keinem Hochzeitschmause fehlen. Aus Mehl, Wasser und Eiern wird ein Teig gemacht, der in dünne Scheiben ausgewalckt und dann in kleine Quadrate geschnitten, die man einzeln um ein rundes Hölzchen wickelt und dann damit einigemal über den gerippten Weberkamm fährt, so dass dieses cylinderförmige Teigstücklein auf der äusseren Fläche schneckenförmige Windungen erhält. Diese Teigstückchen werden für die Hochzeitsuppe gemacht und dafür aufbewahrt.

Die Trauung erfolgt gewöhnlich an einem Mittwoch. Bei dieser Gelegenheit erscheint die Braut zum ersten Mal in dem vom Bräutigam ihr geschenkten Pelz, der „déczbunda“ genannt wird. Nach der Trauung durchzieht jubelnd der Hochzeitzug die Gasse, wobei man bisweilen durch ein aus Stroh geflochtenes und mit Kot besudeltes Seil dem Hochzeitzuge den Weg abzusperren sucht. In früheren Zeiten, als bei solcher Gelegenheit die Burschen mit dem Schwerte in der Hand einherritten, verbarg man oft auch eine Kette in's Strohseil; schlug dann ein Bursche mit dem Schwerte auf das Seil, so zerbrach ersteres gar oft. Braut und Bräutigam trennen sich nun und jedes geht mit seinen Gästen heim, wo ein Imbiss genommen wird. Abends wird die Braut mit Sang und Klang in's Haus des Bräutigams abgeholt, wobei sie sich versteckt und vom Bräutigam gesucht werden muss. Im Hause des Bräutigams wird der Hauptschmaus abgehalten, wobei

jede einzelne Speise in Begleitung einer gereimten Rede aufgetischt wird. Nach dem Essen folgt der Tanz, welchen Braut und Bräutigam mit dem „Brauttanz“ eröffnen, wobei sie oft heimlich mit einer Schnur an einander gebunden werden. Nach Mitternacht wird der Braut die „Haube“ aufgesetzt; man nimmt ihr dabei die Bänder aus den Zöpfen und nestelt sie zu einem Schopfe zusammen.

17. Hahn aus der Tonne werfen.[1]

III. Hahn aus der Tonne werfen (Hân ut de Tünn smieten) war einst ein in Dithmarschen weit verbreitetes Volkfest und ward gefeiert in Delve, in Feddringen, in Süderheistedt usw. In eine Tonne steckte man einen lebendigen Hahn, hängte die Tonne dann zwischen zwei Pfählen an einem „Reep“ auf und warf von einem bestimmten Maale aus so lange mit Knitteln darnach, bis die Tonne zertrümmert war und der Hahn davon flog. Später, als man keinen lebendigen Hahn mehr nehmen durfte, befestigte man einen hölzernen Hahn in der Tonne. Wer die Tonne zertrümmerte und den Hahn aus der Tonne hinauswarf, war König. Dies „Hahn ut de Tünn smiet'n“ sah ich Mitte der fünfziger Jahre in Seth in Stapelholm, und es wird jetzt noch zu Fastnacht in Drage in Stapelholm gefeiert. Norbert Krause.

18. Diebglauben.[2]

Eine Umfrage.

19. Will man seine Obstbäume vor Dieben schützen, so kann man den Dieb auf folgende Weise festmachen: Mit einem Spaten steche man einen Kreis um die Bäume und spreche dabei die Formel (welche?), so kann kein Dieb wieder aus diesem Kreis heraus. Nimmt der Dieb aber einen Spaten und sticht ein vierkantiges Rasenstück aus dem Kreis, so dass dieser offen ist, so ist der Zauber entkräftet.

Aus Lunden mitgeteilt von J. J. Broders.

20. In Sehestedt bei Rendsburg war ein Schäfer, und wenn der abends seine Schafe in's „Hokk“ trieb, umkreiste er es dreimal, murmelte unverständliche Worte dabei, und — kein Dieb konnte ihm Schafe wegstehlen. Einmal nachts konnte der Schäfer nicht schlafen, stand auf, um einmal nach Schafen zu sehen und siehe da! — Ein Dieb stand mitten unter den Schafen mit einem Schaf auf dem Nacken, konnte aber nicht aus dem „Hokk“ heraus. — Auch das Aufhängen der Fussspur des Diebes in den Schornstein ist dort bekannt. Man nimmt nämlich die Fussspur auf, tut sie in eine „Paas“ und hängt sie in den Schornstein. Sowie die Fussspur dann

[1]) Vrgl. U.-Q. I, S. 131; V, S. 30. 31.

[2]) Siehe U.-Q. II, 125—127; 185—187; 203; III 6, 62—66; 92, 136, 148, 200, 210, 211, 272, 282; IV 55, 199; V 163.

antrocknet, bekommt der Dieb einen schlimmen Fuss; und wenn er nicht den Diebstahl eingesteht oder das Gestohlene wieder zur Stelle bringt, verliert er den Fuss. (Vrgl. U.-Q. II, 126.)

21. Ueber das Festbannen der Diebe, wie solches noch jetzt geschieht, lese man den höchst belehrenden Bericht meines Landsmannes Herrn Bürgermeister Kinder in „Am Urds-Brunnen VII, S. 171—172.

H. Volksmann.

19. A-B-C-Spiel.[1]

Eine Umfrage von H. A. Carstensen in Achtrup.

VI. 1. In meiner Heimat in Süderstapel in Stapelholm ist folgendes A-B-C-Spiel gebräuchlich: A-Beeter, C-Deeter, E-Efter, G-Hater, J-Kater, L-Emder, N-Oter, Peter Rüster sien Swester harr Büxsen von Manschester, harr 'n Kleed vun Kattun, weer köfft bi Jud'n. (Vrgl. die Ditmarscher Lesart bei Wegener, Volktümliche Lieder, I, S. 43, Nr. 145.)

2. A-Beeter, C-Deeter, E-Efter, G-Hater, J-Kater, L-Emder, N-Oter, P-Kuter, L-Ester, T-Uter, V-Weeter, X-Zetter. (Mitgeteilt von Frau Lehrer Behrens in Tönningstedt. Auch in Feddringen in Dithmarschen bekannt.)

M. S. C. Carstens.

3. Von einer Frau, die den Tod ihres Mannes beim Pastor anmeldet, erzählt man in Ditmarschen folgendes: Frägt der Pastor sie: „Hebbn Se ehrm Mann denn ok wat fårlest?“ „Jawull,“ sagt sie, ikk heff em dat ganze A-B ab fårlesen; un as ikk to em sä: B r a bra, do hör he dar noch na; as ikk awer sä z o zo, do kneep he den Mars to.

Aus Delve. H. Volksmann.

20. Volktümliche Heilkunde der Juden.

Gesammelt unter den in London sich aufhaltenden jüdischen Auswanderern aus Russisch-Polen.

1) Epilepsie: Gegen sie besitzen die Aerzte kein wirksames Heilmittel; die Hausmittel, die meist heilkundige Frauen dagegen verordnen, sind untrüglich. 2) Die Krankheit entsteht meistens in Familien, wo das Ehepaar in Unfrieden lebt. 3) Die Patienten dürfen keine Musik hören, da sie dabei ein Anfall packen kann. 4) Der Kranke trage immer bei sich eine goldige Pfauenfeder, einem jungen Vogel ausgerupft, unter dem Hemde verborgen. 5) Man steche den Kranken, wenn er den Anfall bekommen hat, mit einer Nadel am kleinen Finger der rechten Hand, bis Blut träufelt. (Dies Heilmittel soll von einem Wunderrabbi herrühren.) 6) Man verbrenne eine lebendige Ratte zu Asche und trinke sie in einem Glase Brantwein gemischt. — Gegen Gelbsucht: 1) Der Kranke trinke das Wasser worin Gelbrüben (Möhren) gekocht wurden. 2) Der Kranke trinke ein Glas Milch, worin man gedörrten und zu Pulver

[1] Ur-Quell IV 55, 150, 260; V 114, 192.

gestossenen Hundekot gemischt hat. 3) Man drehe eine junge Taube dreimal über dem Kopf den Kranken herum, während man spricht: Taube, nimm die Krankheit von N. N., Sohn des N. N. — und lasse sie dann fliehen. 4) Man schäle eine Citrone herum, schütte etwas Hanföl darauf und gebe sie dem Kranken des Morgens auszusaugen.

London. J. Charap.

21. Kleine Mitteilungen.

Sehr geehrter Herr Redakteur! Die unter Nr. 9 im **Ur-Quell** Bd. V, Heft VII/VIII, Seite 196 angeführte sprüchwörtliche Redensart enthält eine Unrichtigkeit, die man auf eine Art „Volketymologie" zurückführen kann. Ich sage **eine Art** Volketymologie, denn es ist eigentlich nicht das Volk, sondern der geehrte Herr Einsender oder Andere, welche Kenner der **polnischen** Sprache sind, und durch die Aehnlichkeit sich haben verleiten zu lassen, eine einfache Uebersetzung des Wortes „Fisch" oder vielmehr „Fische" (Ryby) anzunehmen. Ich habe die Redensart unzählige Mal gehört, aber niemals hiess es: „Ryby", sondern **„Rebbe"** (= Rabbi); und das Sprichwort ist keine sinnlose polnisch-deutsche Uebersetzung, sondern beruht auf dem Brauch der galizischen Chassidim und ihrer Rabbis, die für die **Bewirtung** ihrer frommen Gäste im **Voraus** gut bezahlt werden. Wer beim **Rebben** am Sabbath **Fische** essen will, der wird schon am Freitag sein **Geld** auf den **Tisch** des Rebbe oder vielmehr dessen Dieners niedergelegt haben.

Bei dieser Gelegenheit will ich noch ein Paar die Rabbinen und Chassidim betreffende Scherzworte anführen: 1) Wenn **Rabonim** wandern, kimmt Regen, 2) Wenn **Chassidim** wandern, kimmt Regen. Bei beiden ist eine versteckte Anspielung [jedoch **ohne Rücksicht** auf **grammatische** Richtigkeit!] vorhanden, nämlich beim 1. „viel Wolken" und beim 2. „Störche!"

Berlin. A. Mittelmann.

Das Mundzuhalten beim Gähnen. Die „Science Siftings" (Mai 1894) in London erklären diese Anstandregel so: „Vor 400 oder 500 Jahren herrschte in Europa allgemein der Aberglaube, der Teufel liege stets auf der Lauer, um in eines Menschen Leib zu fahren und ihn besessen zu machen. Satan hielt seinen Einzug gewöhnlich durch den Mund; hatte er nun eine Zeitlang gewartet, ohne dass der Mensch seinen Mund öffnete, so brachte er ihn zum Gähnen und fuhr dann schleunigst hinein. So oft kam dies vor, dass die Leute lernten, ein Kreuz über dem Munde zu schlagen, sobald sie gähnten, da dies den Teufel verscheuche. Die Bauern in Spanien und Italien halten sich noch immer an diese Methode, während die meisten übrigen Menschen das Kreuzschlagen aufgegeben haben und [heutzutage unbewusst] den Teufel abwehren, indem sie einfach die Hand vorhalten." Geistreich, wenn auch wenig Unmittelbares zu unserem Thema spendend, ist W. Henke, Ueber das Gähnen. Eine phylogenetische Hypothese: Deutsche Rundschau 1894, S. 245—252.

Dieser Brauch hängt meines Erachtens mit der weitverbreitesten, noch fast überall, selbst religiös belegbaren Anschauung zusammen, dass die menschliche Seele nicht nur, sondern auch alles Unheil durch den offenen Mund ein- und ausfliegen. Indem ich mir vorbehalte, demnächst mit verschiedenem Material hierzu aufzuwarten, lenke ich die Aufmerksamkeit darauf und bitte um Beiträge.

München. L. Fränkel.

Maikäfer.

Maikäfer, Maikäfer, flieg aus,
Treib die ahlen Weiber aus,
Treib se ne zo weit,
Sonst kömmt der ahle Streit[1])
Mit der langen Peitsch.

Sommerkälbchen.

Mitzl, Mitzl flieg aus,
Treib de ahlen Moide aus,
Los de jungen sitzen,
Auf die krummen Spitzen.

Neustadtl bei Friedland i. Böhmen. M. Rösler.

[1]) Streit ist der Name eines brummigen Bäckers.

22. Vom Büchertische.

Das niederdeutsche Schauspiel. „Zum Kulturleben Hamburgs.“ Von **Karl Theodor Gaedertz.** Neue, um zwei Vorworte vermehrte Ausgabe. 2 Bände. Hamburg 1894. Verlaganstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 8 Mk.

Dieses alte Buch in neuem Gewande zeige ich mit aufrichtigem Vergnügen an und möchte sogar den Lesern des „Ur-Quell“ seine Kenntnisnahme recht anraten, wenn sie neben den unvermischt volkmässigen Zeugnissen auch der mit künstlerischen Absichten erhobenen Volkdichtung ihr gutes Recht nicht verkümmern wollen.[1]) Wir erhalten hier eine wirklich gediegene Gabe, die jedem Freunde mundartlich populärer Poesie helle Freude bereiten muss. Der Verfasser ist zur Lösung seiner schwierigen Aufgabe vor andern berufen; denn er ist geborener Lübecker und hat sich trotz des anderthalb Jahrzehnts, das er nun in der nivellierenden Reichshauptstadt amtirt, sein echt plattdeutsches Fühlen bewahrt. Anderenteils aber erscheint er auch vollauf gerüstet zu seinem mutigen Beginnen, mit einem starken Pack von bekanntem und selbst entdecktem Material, das er recht zu gruppieren und zu verarbeiten und in die alleweil angemessene Form zu fügen weiss. Die beiden Bände spalten die Geschichte des niederdeutschen Dramas, das, namentlich in der Neuzeit, fast nur auf Hamburger Bühnen Beachtung und Pflege genoss (daher der etwas irreleitende Nebenartikel), in einen Abschnitt „bis zur Franzosenzeit“ nnd einen, der „die plattdeutsche Komödie im 19. Jahrhundert“ bei ihrem leider, stets so wenig nachhaltigen wiederholten Aufleben begleitet. Gaedertz' höchst anmutig geschriebene und doch dabei im Ernst der Wissenschaft wurzelnde Darstellung der schwankenden Schicksale seines muttersprachlichen Theaters trat zuerst 1884 hervor und wurde damals verdientermassen von gewissenhaften Kritikern, wie von seinen engen Landsleuten, die doch zunächst zu Gericht sitzen dürfen, freundlichst, vielerorts sogar mit Begeisterung begrüsst. Man muss darob sehr bedauern, dass die, wie er meint grundsätzliche und absichtliche, Missgunst einer Fachmännergruppe ihn von der geplanten Ergänzung des allerdings in den Grundfesten sichern Baues abgehalten hat. Diese unerfreuliche Stimmung kommt in dem ersten der beiden neuen ausführlichen Vorworte zum Ausdruck; wir gehen hier lieber darüber weg und weiden uns statt dessen an dem Versprechen des zweiten, vielerlei reizvolle Dinge nach frischen Funden künftig zum Besten zu geben. Im Uebrigen wünschen wir dem unermüdlich und redlichst thätigen Dr. Gaedertz eine ununterbrochene Arbeitslust wie bisher, damit seine fruchtbare Feder nicht ermatte, uns mit solch inhaltlich unanfechtbaren und überaus förderlichen, daneben herzerfreuenden Kapiteln zu begrüssen wie diese erste und einzige Geschichte des niederdeutschen Dramas. Er büsse aber, trotz aller Aergernisse, auch die fröhliche Laune nicht ein, die ihn allein zur Vollendung der zwei nach ihrer Art mustergiltigen Bände befähigte und die, vermischt mit reifer Lebenskenntnis und strenger Naturtreue — die lauscht man eben bloss dem Volkgemüt ab — auch in seinen „plattdeutschen Gedichten ernsten und heitern Inhalts“ („Julklapp! Leeder un Läuschen von Karl Theodor Gaedertz‘; soeben „zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage“ im selben Verlage) häufig genug durchbricht. Ohne Enttäuschung blühe ihm dann noch das hohe Ergötzen, sein geliebtes ‚niedersächsisches‘ Volkstück siegreich oft und öfter über die weltbedeutenden Bretter der alten Hansestädte schreiten zu sehen! Dazu kräftig zu wirken, erscheint sein schönes Buch in erster Reihe veranlagt. F—l.

[1]) Ich bin arg verwundert, dass unser so kundiger Mitarbeiter Dr. O. Glöde in seinem sonst stoffreichen Aufsatze „Die Stellung des niederdeutschen Dialekts und seiner Werke zur hochdeutschen Schriftsprache und Litteratur“ (Hildebrand — Festschrift der „Zeitschr. f. d. dtsch. Unterricht“, 1894, S. 35—61) Gaedertz' Buch und das Drama überhaupt gänzlich übersieht.

Herausgeber: Dr. Friedrich S. Krauss, Wien VII/2. Neustiftgasse 12.
Verwaltung in Lunden in Holstein.
Druck von Diedr. Soltau in Norden.







